This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

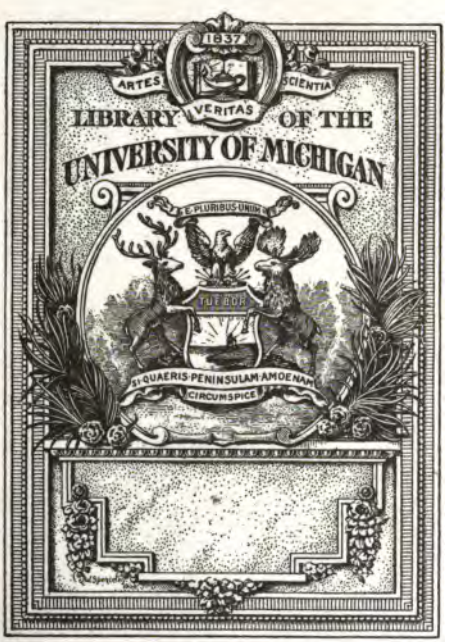
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 925,823


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830.9
B97

~~3.10.2.~~

Deutscher Volkshumor.

LIBRARY

Deutscher Volkshumor

von

Moritz Busch.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1877.

LIBRARY OF

Deutſcher

Volkshumor

von

Moritz Buſch.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1877.

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Das Narrenzeitalter der Deutschen.

Thorheit zu gelegener Zeit ist die größte Weisheit — sagt Sebastian Frank, und ich meine, der Mann hat damit nicht Unrecht.

Das Herannahen des Carnevals, des „Kirchtags der Narren," ließ mich letztvergangnes Jahr einmal nachsehen, wie die Deutschen dieser Wahrheit in früheren Zeiten nachgelebt haben und da, wo sie nicht träge oder trockne Seelen, stumpfe oder leere Bursche, empfindsame oder griesgrämige Gemüther, Mucker und Duckmäuser, bloße Streber und Gründer sind, noch heute vergnügten Sinnes und lachenden Mundes nachleben. Das Resultat war befriedigend, wohlthuend. Zu meiner Freude fand ich, daß einen guten Spaß machen können und Spaß verstehen unsern Vätern zu allen Zeiten fast ebenso viel werth gewesen ist, wie ein gut Stück Arbeit liefern und beurtheilen können.

Ich suchte weiter und entdeckte mehr und mehr von diesem liebenswerthen Zuge im Charakter unseres Volkes, ging über die Grenze und verglich das dort Gefundene mit dem Heimischen und kam dabei zu dem dankbaren Gefühle, daß wir in dieser Beziehung ganz besonders bevorzugt und begnadet seien, woraus

sich allmählich der Wunsch entwickelte, auch Andere sich dieses Gefühls erfreuen zu sehen. So entstand zuletzt ein Buch, bei dessen Abfassung Verliebtheit in meinen Gegenstand den Stoff zusammengetragen und die Anordnung und Verzierung vorgenommen hatte, und das ich keinem Besseren widmen konnte, als dem, der es angeregt hatte, dem Geiste des Carnevals, dieses Gedenktages der fröhlichen, übermüthigen Zeit, die uns als die goldene Aera des deutschen Volkshumors zu gelten hat.

Zahlreiche Zeugnisse liegen vor, daß der Humor so alt wie unser Volksthum ist. Schon auf der Methbank der deutschen Heidenwelt hatte neben dem fahrenden Sänger mit seinen Heldenliedern auch der Narr seine Stelle, der den Gästen ihren Trunk mit Schwänken und Neckereien, Sprüchen der Thorenweisheit und komischen Räthseln würzte. Manche von den Streichen, die in den letzten Jahrhunderten dem „dummen" Teufel gespielt worden sein sollten, wurden ohne Zweifel schon lange vorher von einem der alten Götter erzählt, und wenigstens von einer der Geschichten, welche das Buch von den sieben Schwaben bilden, ist nachzuweisen, daß mit ihr bereits ein deutscher Stamm gefoppt wurde, der in der Völkerwanderung eine Rolle spielte: schon die Heruler hatten, wie Jornandes berichtet, ein blaublühendes Leinfeld für Wasser gehalten.

Dieses Wohlgefallen an der komischen Seite der Dinge, diese Neigung, die Welt auf den Kopf zu stellen, den Ernst zum Narren zu haben, das Große klein und das Kleine groß zu machen und selbst am Heiligen und Erhabnen die Achillesferse zu suchen, wo die Waffe des Spottes haftet, dieser Trieb zu lustigem Fabuliren war ein Erbe, das den Deutschen die Jahrhunderte hindurch erhalten blieb und sich mit Zins und Zinses-Zinsen mehrte, bis es gegen das Ende des Mittelalters zu einem Reichthum an närrischen Bräuchen und Sitten, Ge-

schichten, Liedern, Sprüchen und Namen angeschwollen war, wie er keines der Nachbarvölker erfreute. (Die Reformation that ihm keinen Eintrag.) Selbst aus den Blutwellen des dreißigjährigen Krieges tauchte der deutsche Schalk, wenn auch etwas beschädigt, wieder auf, und daß er noch heute lebt, können wir in jedem Rathskeller und jeder Dorfschenke, an jedem Kalender von altem Schrot und Korn und namentlich auch an der Theilnahme sehen, die unseren humoristischen Blättern allenthalben entgegengetragen wird.

Das goldene Zeitalter des deutschen Volkshumors begann mit der vollen Reife des Bürgerthums im vierzehnten Jahrhunderte und entwickelte sich in diesem und dem nächstfolgenden zu reichster Blüthe. Ein förmliches Narrenthum entstand, welches nach und nach bei der größeren Hälfte der Nation die Auffassung der Dinge und Menschen durchdrang und färbte. Bis dahin hatte fast allenthalben der Adel allein etwas gegolten und geschaffen. Jetzt begann es sich auch tiefer zu regen. Das Bürgerthum strebte, immer mehr erstarkend und sich fühlend, nach Besitz und Geltung, und der kleine Mann auf dem Lande draußen, der Dorfgeistliche, der Bauer, der Bettelmönch, folgte so gut er es vermochte. Dabei wurde man gewahr, daß man in seiner Natürlichkeit, seinem gesunden Menschenverstande und seiner Wahrhaftigkeit Eigenschaften besaß, welche im Hinblick auf die zur Unnatur gewordene Bildung und Denkart der höfischen und ritterlichen Kreise, auf die zwecklosen Düfteleien der Gelehrten, auf die himmelssüchtige Mystik des einen und den leeren Ceremoniendienst des andern Theils der Kirche nicht zu verachtende Vorzüge darstellten. Bald lernte das Volk diese Vorzüge zu Vortheilen ausmünzen, und wenn vor seinem Mutterwitz die Vornehmheit der Adeligen und die schale Weisheit der Schule bisweilen das Feld räumen mußten, so nahm sich das

komiſch aus. Es ſah ſich an wie David und Goliath. Die Stimmung der Zeit verfolgte eine Richtung, wie ſie einſt die Cyniker verfolgt hatten, und wie ſie ſpäter Rouſſeau einſchlug. Die einfache Menſchlichkeit ſuchte ſich von den Banden frei zu machen, in die ſie die Ueberfeinerung der Sitte und Lehre geſchlagen, zugleich aber ſtrebten die Stände, welche die Einfalt der Natur vertraten, mit Macht empor zu der Stellung, die das in ihnen erwachte Selbſtgefühl verlangte. Dem Gewaltbeſitz der herrſchenden Claſſen gegenüber bediente man ſich der Liſt, der Angriffswaffe aller Schwachen, als Schild nahm man den Schein der Thorheit vor. Der Narr erſchien ungefährlich in ſeinem Reden und Thun, aber er hatte den Schelm im Nacken und verſtand es vortrefflich, die Blößen des Gegners herauszufinden und ihm zur rechten Zeit ein Bein zu ſtellen. Wenn der Pfaffe Amis ſeinen Biſchof des Nichtwiſſens überführte, und der feine ſtolze Ritter Neidhard ſich vom Bauer Engelmayer foppen laſſen mußte, ſo waren das Bilder, welche die Standesgenoſſen der Sieger zu ähnlichen Verſuchen ermuthigten. Andrerſeits traten in den Bettelmönchen Prediger auf, welche die Rolle geiſtlicher Narren ſpielten, indem ſie alles dürre Verſtandswerk in der Religion verleugneten und verſpotteten und den höchſten Gottesdienſt in der höchſten Einfalt ſuchten, die der Welt als Thorheit erſcheint.*)

Gegenſtändlich machte ſich das Volk dieſe Stimmung und dieſes Streben zuerſt in Niederdeutſchland, dann in Oeſterreich, dort in der Fabel von Reinecke Fuchs, hier in den Schwänken des Pfaffen Amis und des Pfaffen von Kalenberg. Das Volk wird alſo hier am Früheſten und bald auch am Stärkſten jene

*) Ich folge hier und in einem Theile des Nachſtehenden Gervinus, Geſch. d. d. Dicht. 4. Aufl. II. Bd. S. 287 ff.

Stimmung empfunden und sich mit diesem Streben erfüllt haben. Ein weiterer Beweis hierfür ist, daß in Oesterreich der Narr zuerst hoffähig wurde, und das Eulenspiegel der Sage nach in einem niederdeutschen Orte zur Welt kam und in einem solchen begraben liegt. Der erste deutsche Fürst, der den Hofsänger durch den Hofnarren ersetzen ließ, war Rudolph der Erste von Oesterreich, und seitdem hörte dieses Amt, mit dem der deutsche Volkswitz sich statt der pathetischen Ritterpoesie neben den Thron gestellt sah, in Wien wohl nicht mehr auf; denn wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft, besonders aber bei Otto dem Fröhlichen, der 1339 starb, nachdem er sich durch seine lustigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen weithin berühmt gemacht hatte. Till Eulenspiegel ferner ist die zur Person gewordene Gemüthsrichtung jener Culturperiode, von der wir reden, der mit Fleisch und Bein bekleidet in der Welt umherziehende Schwank, der geborne Sylbenstecher und schalkhafte Mißverstehen, der Typus der Prellkünstler, der Diogenes des deutschen Mittelalters. Grob, dreist, über die Maßen unfläthig, ist er unaufhörlich auf Trug bedacht; nie aber lügt er, im Gegentheil, er erklärt die Wahrheit zu reden für sein Gewerbe. Die Gesittung, die er vorfindet, hält sich für einen prächtigen vornehmen Pfau; er läßt sie in seinen Spiegel blicken, und sie sieht darin eine häßliche, einfältige Eule. Allenthalben, wohin ihn seine Fahrten führen, übt er der Narren Lieblingsschabernack aus, die Klugen selbst in Narren zu verwandeln.

Das Sprichwort sagt: „Ein Narr macht zehn Narren.“ Allmählich waren weite Kreise des Volkes und ein Theil der Literatur zu einem Bilde der verkehrten Welt geworden. Alles verschob sich. Das Niedere rückte herauf, das Obere herunter. Die Narrheit drang in alle Stände ein, der Geist des Schwankes,

der Trieb ein Thor zu sein, oder wenigstens als thöricht zu erscheinen, bemächtigte sich nicht blos vieler Einzelnen, sondern auch ganzer Genossenschaften. Die dumm auftretende Pfiffigkeit, die Freude an der Caricatur, am Vexiren und Ironisiren, das Vergnügen am Foppen und Schrauben hatte das Volk wie eine jener religiösen Manien ergriffen, die zuletzt mit der Bildung einer Secte zu endigen pflegen. Auch hier blieb eine Art Sectenbildung nicht aus. Es entstanden, zum Theil in der Fiction, zum Theil aber auch im wirklichen Leben, förmliche Gilden und Staaten, in denen die Narrheit gepflegt wurde und das Regiment führte.

Und immer weiter und weiter breitete sich das wunderliche Wesen und Treiben aus, das man sich kaum toll genug vorstellen kann. Possen und Schnurren gingen von Mund zu Mund, die Sylbenstecherei wurde wie eine Kunst betrieben, das Hänseln, Foppen und Necken florirte, wo man ging und stand. Wie im Leben so suchte sich auch in der Dichtung der Deutschen die verkehrte Welt geltend zu machen. Es gab nichts Ernstes mehr, dem sich nicht ein Spaß an den Arm oder auf den Rücken hing. Wie unter den Menschen so nahm in den schalkhaften Historien dieser Tage auch unter den Thieren und droben im Himmel Alles diese Wendung. Der Humor wurde als lustiger Rath Hausgenosse aller Fürsten. Er stellte sich Possen reißend neben den Arzt, der mit seinen Wunderkuren und seinen Alles heilenden Pillen und Tränkchen die Märkte besuchte. Wie früher die Geißler im Büßergewande, so zogen jetzt fahrende Leute mit dem Fuchsschwanz und den Eselsohren, den Schellen und dem Kolben des Hanswursts in Schaaren durch die Städte, und statt der Litaneien jener erschallten nun die Jubelrufe und Neckereien dieser in den Gassen. Zuweilen warf ein Narrenverein den Ernst ganz bei Seite und lebte in

stetem Gegensatz zu der Ehrbarkeit und Gesetztheit des bürgerlichen Herkommens — ein Antipode des Mönchthums in seinem Gegensatze zur Weltlichkeit. Spaßvögel wanderten, mit Thorheiten den Alltagsverstand bekämpfend, durch das Land — eine Parodie der fahrenden Ritter, die ehedem gegen Riesen und Drachen gestritten. An den Universitäten disputirte man über scurrile Themata. Die Aufnahmeceremonien der Zünfte erhielten komische Zuthaten. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, warf sie fast ebenso viele Schwänkesammlungen als ernste Literatur auf den Markt. Die Sprache bereicherte ihren Schatz an scherzhaften Ausdrücken und Redewendungen. (Es entstanden barocke Namen, die noch heute an Familien haften.) Die einzelnen Stände und Berufsarten mußten sich Spitznamen geben lassen, an die sich allerhand neckische Historien knüpften. Die Städte und Dörfer verirten einander und sagten sich verschiedene einfältige Eigenschaften, Sitten und Pinselstreiche nach, die dann im Buche von den Schildbürgern zusammengefaßt wurden. Ernsten Sprichwörtern wurde ein Schwänzchen, angeblich aus der Erfahrung, angehangen, welches sie lächerlich machte. Lügenlieder, Lügenmärchen, Geschichten von dummen Jungen, die durch unerhörte Einfalt ergötzten, Münchhausiaden u. d. feierten die verkehrte Welt. Die ausgelassensten Trinklieder erschallten in den Weinkellern und Bierschenken.

Auch das bisher für heilig Gehaltene, sogar das wirklich Heilige verfiel dem souverän gewordenen Humor. Nicht blos die Zechstube und der Jahrmarkt erfreuten sich an seinen derben Späßen, selbst der Altar mußte sie dulden, und sogar von der Kanzel herab schnitt er der andächtigen Gemeinde seine Gesichter. Der Volkshumor war es in vielen Fällen,*) der den himmel-

*) Nicht in allen; denn bisweilen sind diese „Kölle" mit ihren Grimassen bestimmt, den Zauber des bösen Blickes von dem Gebäude auf sich abzulenken.

anstrebenden Münstern des Mittelalters jene Beigabe von Fratzenbildern anheftete, die wir fast bei keinem von ihnen vermissen. Neben die Mysterien, die bisher das Repertoire der Bühne gebildet, traten Fastnachtsspiele voll Unsinn und Unfug; denn dem Geiste der Zeit gemäß waren diese Aeußerungen des Volkswitzes nur in seltenen Fällen fein und sauber, sehr oft dagegen ungeschlacht und unfläthig. Ueber nicht wenigen Büchern dieser Tage — ich nenne nur den norddeutschen Eulenspiegel und den südostdeutschen Pfaffen von Kalenberg — ist die Sauglocke geläutet, und die Dichter der nürnberger Fastnachtsspiele wälzen sich förmlich im Schmutze.

Die Kirche erlaubte die Ausdehnung dieser Spiele über die Fastnachtszeit hinaus ohne Widerstreben. Am Osterfeste wurden komische Predigten gehalten, welche das Volk zum Lachen (risus paschales) zu reizen bestimmt waren, und bei denen sich besonders die ursprünglich so ernst angelegten Nachfolger des heiligen Franciscus hervortraten. Zu Pfingsten hatte im Münster zu Straßburg der „Rohraffe," das Conterfei eines töpelhaften Bauern, unter der Orgel die Aufgabe, die Gemeinde mit Späßen zu unterhalten, denen später ein Wettkampf desselben mit einem Hahne folgte. Eine Menge von Schwänken wurde erzählt, in denen Petrus, der Himmelspförtner, Maria, Christus, ja selbst Gott Vater in komischem Lichte erschien. Sogar in die Friedhöfe drang der Humor ein, wie wir an allerlei komischen Grabschriften und an den sogenannten Todtentänzen sehen, von denen noch in Dresden und Basel Beispiele vorhanden sind.

Daß die Heroen des Volkes bei so bewandten Umständen später keine bessere Behandlung erfuhren, darf nicht Wunder nehmen. Die Erinnerung an den Heros und seine Thaten lebt in den Massen mit ihrem engen Gesichtskreise bei Weitem nicht so hell und so lange als das Gedächtniß des Narren und seiner

Schwänke. Sie lebt am längsten, wenn der Held zugleich eine humoristische Ader oder wenigstens Eigenschaften besessen hat, an welche der Volkshumor anküpfen konnte. Häufiger als an die Feder, mit welcher der Doctor Luther die welterschütternden fünfundneunzig Sätze oder die Bibelübersetzung schrieb, denkt das Volk an das Dintenfaß, mit dem er auf der Wartburg den Junker Gottseibeiuns warf. Oefterer als an den Degen, mit dem der alte Fritz die Oesterreicher und die Franzosen, die Moskowiter und die Krähwinklersoldaten des heiligen römischen Reiches schlug, erinnert es sich des Krückstocks, mit dem er gelegentlich seine eigenen Leute zu fuchteln geruhte. Roßbach ist ein schöner, aber nicht sein glorreichster Sieg. Dennoch ist er am meisten im Munde des Volkes, und zwar guten Theils wohl deshalb, weil er bei einem Vergleich der Kräfte, die sich gegenüberstanden, wie ein Ausschnitt aus der verkehrten Welt erschien, weil die Niederlage der nach Pomade duftenden Franzmänner und der Reichsphilister lächerlich schmachvoll, fast wie eine Posse aussah. Der alte Fritz —

„klopft nur auf die Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

Nicht wenig hat zu der außerordentlichen Popularität des Fürsten Bismarck der Umstand beigetragen, daß der große Staatsmann auch ein großer Humorist und zwar ein solcher Humorist ist, den das Volk allenthalben versteht.

Mythische Narrenstädte spielen in Dichtungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. „Weise Wort und dumme Werk haben die von Gauchesberg" heißt es im Freidank. Genossen hat dieser in Utopien gelegene Narrenort in Affenberg, Gökerliberg und Narrenburg. Der „Ring" von

Wittenweiler, im fünfzehnten Jahrhundert erschienen, führt ein Thorenhofen, ein Lappenhausen, ein Narrenheim und ein Tumbenrain an. Verwandtes geben die nürnberger Fastnachtsspiele mit ihrem Lappeneck, Grillenberg, Schnokenland, Tripotis, Hummelshagen, ihrem Schlaraffenland und Narragonien. Bei Sebastian Brant begegnen wir einem Schalkshausen; auch ein Tummerstedt und Bettelshagen kommen vor.

Auch von wirklich vorhanden gewesenen Narrengenossenschaften kann ich einige nennen. Die Geschichte hat mehrere Beispiele aufbewahrt, wie in der lachlustigen, satirischen und ironischen Zeit, die wir im Obigen vor uns wieder emporsteigen sahen, Gesellschaften sich mit der Cultur der Narrheit befaßten und bisweilen ganze Gemeinden sich ihr auf eine Weile zuwendeten. Ja es gab sogar Fürsten, die sich als Mitglieder eines Narrenvereins, in welchem die Rücksichten des Standes wegfielen, heiterer Lebenslust hingaben. Graf Adolf von Cleve stiftete im Jahre 1381 für sich und seine Ritter eine Geckengesellschaft. Die Mitglieder dieser Narrenzunft hatten ihre bunten Uniformen und in Narrenkappe, Schellen und Kolben ihre Insignien. In Ulm gab es im fünfzehnten Jahrhundert nächtliche Narrenfeste auf offener Straße, an denen sich die gesammte Bevölkerung betheiligte. Eine der letzten alten Narrengilden bestand in den Jahren vor 1514, wo der große Bauernaufstand ausbrach, in dem würtembergischem Amte Schorndorf. Sie nannte sich den „Armen Kuonrat" (Kein Rath, Rathlos), setzte sich nur aus Bauern zusammen und bildete eine Art Staat, in dem man allen Ernstes über die Güter disputirte, die der Gemeinde auf dem Hungerberge, in Nirgendheim, in Fehlhalden und Bettelrain gehören sollten.

Auch sonst mag mit der Narrethei nicht blos von Einzelnen, sondern von vielen Bürgern eines Ortes bisweilen Ernst

gemacht worden oder ein abgelegenes Städtchen oder Dorf den Einwohnern der benachbarten größeren Stadt als mit natürlicher Verkehrtheit, Querköpfigkeit und Verbohrtheit gesegnet erschienen sein — einfache Beschränktheit war ja bei kleinen Ackerbürgern, die nicht über ihr Oertchen hinauskamen und nicht viel mehr als den Kalender, wenn überhaupt etwas von der Welt lasen, bis vor wenigen Jahrzehnten allenthalben reichlich vorhanden — und so häufte der Volkswitz auf diese absichtlich oder unbewußt durch Thorheiten berühmt Gewordenen Massen von andern Pinselstreichen, Mißverständnissen Proben crasser Unwissenheit und Verstößen gegen die Logik und Erfahrung.

Um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der ursprünglich gesunde Trieb, der dieß alles erzeugte, vielfach zur Krankheit geworden. Die Lust wurde als Last empfunden, und die Reichspolizei hielt es für nöthig, gegen diese Entartung Verordnungen zu erlassen. Der Humor des Volkes aber ließ sich nur einschränken, nicht bannen, und außer den Schöpfungen der alten Zeit, die unverwischt auf uns gekommen sind, haben wir noch zahlreiche Beiträge der letzten Jahrhunderte bis auf die Gegenwart zu verzeichnen. In den folgenden Kapiteln wird eine Auswahl aus dem auf diese Art entstandenen humoristischen Schatze der Deutschen mitgetheilt werden.

II.

Der Humor als Namengeber und Verläumder.

Mit Gunſt und nichts für ungut! Denn es ſoll in dieſem und den nächſten Kapiteln mit aller Ausführlichkeit berichtet und geſchildert werden, wie die Deutſchen einander necken, ſchrauben, foppen und hänſeln und da giebts zuweilen Dinge, die der Eine und der Andere nicht gern hört und übel nimmt. Wer im Nachſtehenden auf etwas ſtößt, was ihn verſtimmen will, der erinnere ſich, bevor er ſich ärgert, an zweierlei: erſtens, daß das Buch eine Gabe zum Carneval ſein will, und daß während des Carnevals Narrenfreiheit herrſcht, die allen Scherz, aber weder Uebelmeinen noch Uebelnehmen erlaubt, zweitens, daß ſich's viel vornehmere Leute als wir, der Doctor Luther und der alte Fritz, andere große Helden und Heilige und, wie ſchon bemerkt, der Herr Chriſtus, ja der liebe Gott ſelber gefallen laſſen ſollen und wirklich geduldig gefallen laſſen, daß die Ausgelaſſenheit des deutſchen Volkshumors ihrem Weſen eine Doſis Komik beimiſcht und allerlei Schnurren und Schwänke von ihnen erzählt. Man ſollte meinen, dieſe Entſchuldigung und dieſe Tröſtung ſei

nicht nöthig; die Erfahrung hat mich aber eines Andern belehrt, und das gebrannte Kind fürchtet sich vor dem Feuer.

Von alten Zeiten her liebten es die Deutschen wie andere Völker und mehr als diese, närrische Seiten aneinander herauszufinden, oder sich lächerliche Züge und Streiche anzudichten. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert scheint diese Neckſucht ganz besonders geblüht und reichlich Früchte getragen zu haben, aber noch jetzt ist sie, namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande, bald Altes nacherzählend, bald Neues erfindend, fleißig und mit Erfolg am Werke. Fast jedes Dorf hat seinen Narren. Kaum ein größerer Ort, der nicht, wie Dresden früher in Helmert, dem Buchhändler in der Tonne, Rehahn und Peter Groll, wie Leipzig in seinem Spittelgottlob und seiner Gänsehalsin, wie Königsberg in seinem Käsehändler Krause und seinem Candidaten Fischer, (von dem sich die Redensart: „Guten Morgen, Herr Fischer" herschreibt) ein paar Stadtfiguren besäße. Keine ausgedehntere Genossenschaft, die sich nicht eines Hasenfußes, oder Eisenfressers, eines Urgrobians, eines Lügenschmiedes, eines Pechvogels, eines Confussionsrathes eines Halbwissers, der die Fremdwörter falsch anwendet, der z. B. seine „Excremente erfroren hat", oder sonst eines wunderlichen Kauzes erfreute. Aber nie bleiben diese Persönlichkeiten auf die Dauer reines Naturproduct, sondern immer wird das Burleske, das Komische, das Närrische an ihnen vom dichtenden Humor der Nachbarn durch Uebertreibung oder Erfindung gesteigert und vermehrt. Manche von diesen Scherzen, vorzüglich die ältesten, sind recht grob und schmutzig. Von Verblümtheit ist in der Regel nicht die Rede. Aber sie gefielen dem Geschmacke der Zeit, die sie erdachte, und sie gefallen wohl auch heute noch den Gästen im Rathskeller der Kleinstadt und in der Schenke des Dorfes. Das scheint sich mit der Gemüthlichkeit der Deutschen

nicht recht zu vertragen. Aber es scheint auch nur so. Die Fopperei war meist nicht böse gemeint, und am Ende galt das Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich," auch von dieser Neckerei, selbst wenn sie sehr unzart war.

Offenbar dankt eine ganze Anzahl lächerlicher oder seltsamer Familiennamen diesem Hange zum Foppen und Hänseln ihren Ursprung. Beispiele aus dem vierzehnten Jahrhundert sind Hahnrei und Sluraff. Noch heute leben Leute, die mit Namen wie Kattentitt (Katzenzitze), Meerkatz, Mäusezahl (zahl = Zagel, d. h. Schwanz), Lochhase, Pagenstecher (Krötenstecher), Forndran, Schnapphahn und Schmachthahn, Suchenwirth (Such den Wirth, Zecher), Wippsterz, Biertümpel, Susewind, Sauerbrei, Süßemilch, Haberlaus, Kratzfuß, Hasenfratz, Gänseschnabel, Duvenkropp, (Taubenkropf) und ähnlichen behaftet sind. In Berlin las ich eine Firma: „Quatfasel, vormals Liebchen." Man denke endlich an Rindsmaul, Ziegenspeck und Ziegenbalg, Leisebein und Ossenkopp (Ochsenkopf) an Käsebier, Schluckebier und Käseberg, an Sauerhering und Brathering, an Luderhaas und Grasewurm, an Hauto oder Hotho (Hau zu), an Griepenkerl (Greif den Kerl), Störtebecher (Stürze den Becher, gleich: Saufaus) und Hebenstreit (Heb' an den Streit, gleich: Zänker, Störenfried, Raufbold). Als die Juden Familiennamen annehmen mußten, legten sich die, welche wählen durften, entweder solche, die einem hebräischen glichen, oder solche, die den Geburtsort bezeichneten, oder solche, die einen prächtigen Klang hatten oder gut rochen, bei. Der ängstliche Levi wurde zum grimmigen Löwen, der Kohn zum Hahn, Andere nannten sich Oppenheimer oder Gumbinner, wieder andere glänzten fortan als Rubinstein oder Goldstängel oder dufteten als Rosenstock. Die armen kleinen Mauschel aber, welche ihre Namen aus der Hand des Herrn Amtmanns nehmen mußten, fuhren dabei mitunter recht übel.

Poder und Blauhut (ein Spitzname des Teufels) waren lange noch nicht die schlimmsten Pathengeschenke, welche dessen Laune ihnen und ihrer Nachkommenschaft einband.

Wie nun das Gefallen am Carikiren und humoristischen Fabuliren den Einzelnen oft recht derb vorgenommen und recht unerfreulich beschenkt hat, wie der Volkshumor in seinem Uebermuthe und seiner Harmlosigkeit sich selbst an das Höchste und Heiligste gemacht, dem Weltheilande Späße in den Mund gelegt, Gott Vater in manchen Geschichtchen aus dem Himmel ungefähr wie den König Nobel in Reinecke Fuchs aufgefaßt und sogar des Teufels, der zuweilen noch mächtiger erschien, nicht geschont, sondern ihn in hundert lustigen Anekdoten als Bethörten und Geprellten dargestellt hat, so sind im Laufe der Zeit auch ganze Berufsklassen, ganze Orte, ganze Stämme und Landschaften in das Bereich dieser schnurrpfeiferischen Behandlung von Menschen und Dingen gezogen und mit neckischen Anhängseln bedacht worden.

Sehen wir zunächst zu, wie die verschiedenen Stände und Gewerbe vom Volkswitz in die Mache genommen, mit spöttischer Nachrede verfolgt und mit Spitznamen molestirt worden sind.

Das eine gewisse Stelle bei den Herrn und Damen vom Adel schwarz ist, hat wohl niemand anders zu verantworten, als der Schalk, den wir den deutschen Volkshumor genannt haben, und er wird auch wissen, warum er diese mir unerklärliche Malerei vorgenommen hat. Den großen Kaufmann schimpfte er schon in den Tagen der Raubritter Pfefferſack, den kleinen nennt er, wenn er Materialwaaren verkauft, Dütchenkrämer. wenn er in Schnittwaaren macht, Ellenreiter, seine Gehülfen beim Geschäft Ladenschwengel. „Krämer lügen gern," und „Ein Krämer, der nit Mausdreck für Pfeffer einschwatzen kann, hat's Handwerk nit wohl gelernt," sind Sprüchwörter, die hierher

gehören. Die Gelehrten sind dem Volkshumor Bücherwürmer, und er sagt von ihnen: „Je gelehrter, desto verkehrter," „Von den Gelehrten leidet Christus am meisten," und: „Besser ungelehrt und verständig, als hochgelehrt und unverständig." Die Schreiber und Schriftsteller bezeichnet er als Federfuchser, die Wundärzte als Pflasterkasten, die Apotheker als Pillendreher, Giftmischer und Neunundneunziger (weil sie beim Verkauf ihrer Waaren neunundneunzig Procent prostiren), und es heißt von ihnen: „Dem Apotheker traue der Teufel, beide haben viel Büchsen." Bei der höheren Classe der Mediciner wurde früher, wo Marktschreierei und Pferdekuren an der Tagesordnung waren, vielfach an den Doctor Eisenbart gedacht. In der Provinz Preußen führen sie den Spitznamen Hütentüt. „Junger Arzt, höckeriger Kirchhof." „Ein Bauer und ein Doctor wissen mehr als ein Doctor allein."

Die Advocaten sind auf diesem Gebiete Rechtsverdreher, Beutelräumer, Rabulisten und böse Christen. „Der Advocat zieht den Proceß wie der Schuster das Leder." „Der beste Advocat der schlimmste Nachbar." „Advocaten und Soldaten sind des Teufels Spielkameraden." „Juristen han Odem warm und kalt, können reden, wie's ihnen eben gefallt." Unendlich verspottet in Lied und Schwank waren im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Geistlichen und Mönche der alten Kirche, und auch von den protestantischen Pfarrern wurden und werden noch heute hundert komische Geschichten erzählt. Ungefähr ebenso gern reibt sich die Neckluft an den Pädagogen aller Art vom pedantischen Monarchen des Gymnasiums bis zum armen Dorfschulmeisterlein, das „ißt und trinkt und steckt auch ein." „Pfaffen segnen sich zuerst." „Pfaffengierigkeit und Gottes Barmherzigkeit dauern in Ewigkeit." „Was Pfaffen beißen und Wölfe, ist schwer zu heilen." „Pfaffen im Rath, Säue im

Bad, Hunde in der Kirche haben nie etwas getaugt.“ „Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie ihr wißt.“ „Priester lehren viel Gutes, nicht jeder aber thut es.“ „Kein Priesterrock ist so heilig, der Teufel kann hineinschlüpfen.“ „Monachus ein Teufel, Diabolus ein Mönch.“ „Mönchskutte, Schelmenfutteral.“ „Prediger haben's Gehalt für's Predigen, nicht für's Thun.“ Den Pastoren und Prälaten wird in der Provinz Preußen ein Prostmahlzeitsgesicht zugeschrieben.

Die Studenten, die keiner Verbindung angehören, sind Finken, Kameele oder Kümmeltürken, das Dienstmädchen, sonst ein Küchendragoner, ist in der Sprache der studirenden Jugend ein Besen, der junge Mann, der zwischen dem Maturitätsexamen und der Immatriculation steht, ein Mulus (Maulesel), der sich nach der letzteren in einen Fuchs, später in einen Brandfuchs, dann in ein altes Haus verwandelt und schließlich unter die Philister gerechnet wird. Die Gläubiger des Studenten sind ihm Manichäer (weil sie mahnen), die Handwerksgesellen Gnoten, die Chirurgie studirenden Barbiere Bartmusen, die der Veterinärkunde Beflissenen Viehmusen, den Commis beehrt er mit dem Namen Schwonig oder Schwunk.

Eine besonders reiche Ernte von Spitznamen und übler Nachrede finden wir auf dem Gebiete der verschiedenen Handwerke. Den Seemann hat der Volkswitz Jan Maat getauft, den Schiffszimmermann nennt der Matrose Blauklot, den zweiten Steuermann (als Proviantverwalter) Speckschneider. Eine ostpreußische Redensart lautet: „Der Hintere juckt, es wird ein Töpfer jung.“ Die Schuster führen im Volksmunde den Namen Drahtklemmer, Pechhengst und Pechfiesel, die Seiler sind Galgenposamentirer, die Schornsteinfeger (in Sachsen) Feuerrüpel, die Leinweber Knirrficker, die Maurer Dreckschwalben, Lehmklicker

oder Lehmklitsche. Die Leinweber gelten für Hungerleider, und es heißt von ihnen im Liede:

„Die Leinweber haben doch die schönste Zunft,
Mit Fasten halten sie Zusammenkunft;
Die Leinweber schlachten alle Jahr zwei Schwein',
Das erste ist gestohlen, das andre nicht sein;
Die Leinweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Der nicht sechs Monate hungern kann."

Die Maurer werden für faule Gesellen angesehen. „Ein Tropfen Maurerschweiß ist zehn Thaler werth." Ein alter Reimspruch meint:

„Die Zimmerleut' und Maurer
Sind die ärgsten Laurer,
Während sie essen messen und sich besinnen,
Ist der halbe Tag von hinnen."

Wer hätte endlich nicht vom Maurerschwamm gehört, „der da gar nicht, gar nicht brennen thut"? Von den Schuhmachern sagt ein Spottvers:

„Montag ist des Sonntags Bruder,
Dienstags liegen sie auch noch im Luder,
Mittwoch gehen sie nach Leder,
Donnerstags kommen sie weder,
Freitags schneiden sie zu,
Samstags machen sie Pantoffel und Schuh."

Uebel beleumdet — natürlich nur in Narragonien — sind die Barbiere als Schwätzer und Herumträger, die Jäger als Windbeutel, die Müller als Schelme, weil die Metze, welche sie bezahlt, nach der Meinung von bösen Zungen, die bei ihnen mahlen ließen, meist reichlicher als billig ausfällt. Ein alter

Spruch in der Schweiz ſagt: „Die Schelme ſind nicht alle Müller, aber die Müller alle Schelme.“ Andere Spottworte ſind: „Er nährt ſich aus dem Stegreif wie ein Müller,“ „Das beſte in der Mühle iſt, daß die Säcke nicht reden können,“ und „Müller, Schneider und Weber werden nicht gehängt, das Handwerk ginge ſonſt aus.“ Eine Anekdote erzählt: „Es ward einſt von jemand nach einem ehrlichen Müller umgefragt, deſſen er eben bedürfe; da ſagte man ihm: des Müllers Frau hat vorhin einen kleinen Jungen bekommen, vielleicht iſt der noch ehrlich.“ Auf die Frage, weshalb der Storch niemals auf einer Mühle niſte war die Antwort: „Weil der kluge Vogel fürchtet, der Müller werde ihn übervortheilen.“*)

Die Füſiliere haben in der Provinz Preußen den Spitznamen Kaddighopſer (von Kaddig Wachholder), die Artilleriſten heißen Luntenpuſter. Die Bettlerzunft führt den Spitznamen der Klinkenputzer.“ Der Unterofficier flucht und wettert nach der Meinung des Volkes ohne Unterlaß und viel geläufiger und phantaſiereicher als in der Wirklichkeit; ein Amtmann kann nur ſackgrob ſein, der Matroſe iſt allezeit und immerdar ein gutmüthiger Tölpel.

Die Bauern hatten im fünfzehnten Jahrhundert den Spitznamen Lappen. Sie werden in den nürnberger Faſtnachtsſpielen grauſam als Rüpel und Lümmel verhöhnt. „Der beſte Bauer iſt ein Lauer,“ ſagt man in Thüringen. In Schwaben heißt es: „Bauer und Stier ſind ein Thier,“ im Oldenburgiſchen: „Buur is'n Buur, is'n Schelm von Natur,“ im Meißniſchen: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß,“ und: „Wenn man den Bauer zu Markte ſchickt, ſo löſen die Kramer Geld.“ In Weſtpreußen wird behauptet: „E Buur

*) Ein franzöſiſches Sprichwort ſagt: „Il n'y a rien si hardi, que la chemise d'un meunier. Parcequ'elle prend tous les matins un voleur à la gorge.“

on e Oß (Ochs) dat sin twee Beester, awer de Oß öß kleeker (klüger) as de Buur," und wenn man fragt, warum, so erhält man die unreinliche Antwort: Weil der Ochse sich selber im Hintern lecken kann." Ebendaselbst läßt man den Bauer lamentiren: „Was der Mensch am liebste hot, das holt der Deiwel am erste: gestern krepirt uns de Kobbel (das Fohlen) und heute der Vater," oder: „O Gott, o Gott, was böst du fer e Gott, nömmst mi de Koh on lätst mi det Wief." Eine weitverbreitete Redensart ist: „Was weiß der Bauer vom Gurkensalat," und in Holstein setzt man hinzu: „He itt sinen Gurkensalat mit de Mistforke." „In Bauern gehört Hen oder Haberstroh" meint ein anderes Sprüchwort, und von ihrem dummstolzen Wesen und ihrem Geiz heißt es in einem sächsischen Kinderreim:

„Wo die großen Bauern sitzen
Mit den langen Zippelmützen,
Die das Geld mit Scheffeln messen
Und den Dreck mit Löffeln fressen."

Ganz über die Maßen reichlich hat endlich der Geist des Schabernacks dasjenige ehrsame Handwerk gezaust und mit der Lauge seines Spottes begossen, welches unser sterbliches Theil mit Kleidern versorgt, was um so mehr verwundern muß, als nach dieses selben neckischen Kobolds Behauptung kein Geringerer der erste Meister dieser Innung gewesen ist, als Gott der Schöpfer, da er Adam und Eva nach dem Sündenfalle Schürzen aus Feigenblättern machte.

Factum für den Volksglauben ist, daß die Schneider — mit Gunst, Meister und Gesellen — von den ihrer Scheere anvertrauten Rock- und Hosenstoffen mehr in die „Hölle" werfen, als nothwendig und mit einem reinen Gewissen verträglich ist. Ein Sprüchwort sagt in Bezug hierauf: „Fünf Ellen geben ein paar Handschuhe, wenn der Schneider kein Schelm ist." Ein Vers spottet:

„Der Müller mit der Metze,
Der Weber mit der Gretze,
Der Schneider mit der Scheer',
Wo kommen die drei Diebe her?"

In Sachsen singen die Kinder beim Spiel:

„Pumpernikel Federkiel
Saß auf einer Weide,
Ich dacht, 's wär' ein braver Mann,
Derweile war's ein Schneider."

Abraham a Sancta Clara erzählt in einer von seinen Predigten, indem er sich über nicht gehaltene Versprechungen verbreitet: „Signor Capronymus, Edler von der Nadel, Herr zu Fadenhofen und Zwirndorf hat nunmehro sein blühendes Leben dem lieben Vaterland unter dem Schneiderdienste aufgeopfert, und da ihm einsmals sammt seinem Bügeleisen die natürliche Hitz entgangen, daß er tödlich erkranket, auch schon sogar in die letzte Züge gegriffen, hat ihn wegen der gestohlenen Fleck und Lappen das geängstigte Gewissen nicht wenig gedrucket, sonderlich als ein erschreckliches Gesicht ihm die Todesschmerzen um ein Merkliches vergrößerte. Er sahe nämlich den lebendigen Teufel in einer grausamen Gestalt, der dem Schneider einen aus allen seinen zusammengestohlenen Flecken an einanderstuckten Fahn vorwiese, welcher so groß war, daß er den völligen Himmel damit bedeckte. Es waren in diesen Fahn genäht große Fleck, kleine Fleck, mittlere Fleck, breite Fleck, schmale Fleck, lange Fleck, kurze Fleck, seidene Fleck, sammete Fleck, grobe Fleck, klare Fleck, in Summa allerlei Fleck, nur allein keine goldene Fleck waren darinnen. Ach! wie war nicht dem armen Sünder dazumalen so übel zu Muthe, er ware erstarrt wie ein Fischbein, seine Backen sahen aus vor Forcht wie ein ungebleichter Zwirn, und ein jeder Anblick auf diesen Fahn gedunkte ihm, gleich würde

sein bebendes Herz mit tausend Nadeln zerstochen. Derowegen seufzte er in diesem großen Elend zu Gott und versprache nicht allein alle Fleck wieder zurückzugeben, sondern auch hinfüro nicht das geringste Flecklein mehr zu entwenden und unter den Tisch fallen zu lassen. Berufet auch zu größerer Bestätigung seines Gelübdes den Altgesellen mit Vermelden, daß, wenn ihm der Allerhöchste von dieser gefährlichen Krankheit aufhelfen würde, er mithin wiederum seinen Verrichtungen abwarten und die Kleider zuschneiden sollte, der Altgeselle allezeit den Meister Schneider zu vermahnen habe: Meister, gedenkt auf den Fahn. Was geschieht? Der Schneider wird besser, die Kräften nehmen zu, und Signor Capronymus merkt, daß er nunmehro im Stande sei, die große Scheer zu halten, treibt dannenhero, wie er gepflegt, wieder sein voriges Handwerk, da dann der Altgesell, so oft sein Meister ein Kleid zugeschnitten, keineswegs vergessen, zu sagen: Meister, gedenkt auf den Fahn. Einsmals bestimmte ein vornehmer Herr ein Kleid bei dem Schneider und erkaufte hierzu ein reiches Goldstück (Goldbroccat), als es aber zu dem Zuschneiden kommt, sticht den Schneider der schöne Zeug in die Augen, vergisset darüber sein Gott gethanes Versprechen, schneidt einen großen Fleck, so just auf ein Weiberhauben genug ware, davon weg und läßt ihn hinter die Bank fallen. Alsobald schreit der Gesell: Meister, gedenkt auf den Fahn! Aber Signor Urian kehrt sich wenig daran, sondern widersetzt dem Gesellen: Narr, laß mich schneiden, dieser Fleck ist nicht in dem Fahn gewesen. Hat also nach erlangter Gesundheit seine saubern Stücklein wieder fortgetrieben und ist der alte Schneider blieben."

Behauptet wird ferner, daß die Schneider schwächliche, windige Gesellen und keine Helden seien. „Und was ein rechter Schneider ist, muß wiegen sieben Pfund, und wenn er das nicht wiegen thut, so ist er nicht gesund," versichert ein altes Lied.

Ein anderes in des Knaben Wunderhorn erzählt, wie siebzig Schneider in einem papiernen Wagen, vor den eine Gaiß gespannt ist, in's Niederland fahren wollen; ein Bock jagt sie auseinander, und achtundsechszig ertrinken. Wieder in einem andern heißt es: „Der Schneider und die Laus fordern einander heraus." Das Sprüchwort, daß neun Schneider an einem Ei genug haben, war schon zu Luthers Zeit im Umlaufe. Wenn man in Westpreußen sagt: „Wovon de Schuster levt, mot de Schnider starwe," so wird dabei an die Begebenheit gedacht, wo ein Schuster durch ein Gericht graue Erbsen mit Speck vom Wechselfieber befreit wurde, während ein Schneider sich durch Anwendung desselben Mittels um's Leben brachte. Von einem verzagten Menschen sagt man, er habe Schneidercourage. Eine andere Redensart, die hierher gehört, ist: „Er friert wie ein Schneider." Ein bairischer Reim berichtet:

„Nächten bin i fischen gange,
Und da hat mir's g'rathen,
Hab' einen buckligen Schneider g'fange,
Hab' ihn lassen braten.
Wie er braten ist g'wesen,
Hab' i geschrien: Zum Essen!
Kommt ein verstohlner Spatz daher,
Hat mir den Schneider g'fressen."

In der Schweiz ist der Spottvers verbreitet:

„Hei, lustig Blut und unverzagt!
Es hätt ä Schneck en Schnider g'jagt.
Und wär der Schnider nit waidle g'sprunge,
So hätt de Schneck den Schnider g'wunne,
Und wär nit ä Floh dazwüsche cho,
So wär der Schnider ums Lebe cho,
Jetzt hät er en postpapierige Mage,
Me chönnt fufzehhundert Schnecke dri jage."

Ein mitteldeutsches Lied von den Schneidern lautet:

„Die Schneider beim Quartale
Die hielten einen Schmaus,
Da aßen ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Von einer gebratenen Laus.

Zum Essen muß man trinken,
Da schmeckts nochmal so gut;
So tranken ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Aus einem Fingerhut.

Und als sie alle gegessen hatten,
Da waren sie alle satt,
Da tanzten ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Auf einem Kartenblatt.

Und als sie alle tanzten,
Da raschelt' eine Maus,
Da fuhren ihrer neunzig,
Neunmal neunundneunzig
Zum Schlüsselloch hinaus."

Bekannt ist der Schwank von Eulenspiegel und den Schneidergesellen, vielleicht auch das Märchen von der Kronstädter Baßgeige, in die ein Schneider hinabfällt, und die Erzählung vom Ursprunge des Ausdrucks blauer Montag, der sich von einer Sonntagsprügelei zwischen Schneidern und Schustern herschreiben soll, nach welcher jene am andern Morgen blaue Augen gehabt hätten — eine Erklärung, die selbstverständlich falsch ist. Ziemlich verbreitet ist die Meinung, daß die Schneider vom Krebse mit seinen Scheeren das Zuschneiden gelernt haben.

Man weiß endlich, daß der Volkswitz schon in alter Zeit geradezu von einer Verwandtschaft der Schneider mit dem Thiere wissen wollte, das den ersten Bart auf Erden trug. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verlautete davon etwas in einem Spottliede, das 1469 zu Regensburg verboten wurde. Hans Sachs dichtete einen Schwank von der Feindschaft der Schneider und der Gaiß, aber Anspielungen auf die Vetterschaft zwischen beiden blieben beliebter, obgleich man sich vergeblich den Kopf zerbrechen wird, wenn man nach dem Grunde davon fragt. Ein Sprichwort des westphälischen Süderlandes sagt: „Dat Gebläute thüt (das Geblüt thut, die Verwandschaft verlangt es) seggt de Snider, do sprang he in Diek und trok den Zienbock wier herut.“ Ein anderes Sprichwort lautet: „Was einer hat, das hat er, sagte der Schneider und ließ statt einer Kuh eine Gaiß aus dem Stalle.“*)

Wir sehen, es wird dem wackeren Gewerke der Bekleidungskünstler viel Unrühmliches nachgesagt. Für dumm aber haben die Schneider niemals gegolten. Im Gegentheil, im Märchen überlistet ein schlauer Angehöriger dieses Handwerks sogar den Gottseibeiuns, und ein Reimspruch sagt: „Maurerlist und Schneidertrug dem Teufel selber sind zu klug.“

Daß ungastliche Wirthshäuser mit prellsüchtigen Wirthen, deren es früher mehr gegeben haben soll als jetzt, vom Volkshumor nicht ohne Denkzettel gelassen wurden, versteht sich von selbst, und nach den Spottnamen, welche diese Schenken oder Gasthöfe von ihm erhielten, haben hin und wieder ganze Orte, die sich um sie bildeten, ihre jetzige Benennung bekommen. Von

*) Geringachtung der Schneider kommt auch unter den Franzosen vor. Noch heute sagt man in der Bretagne: „Neun Schneider auf einen Mann,“ und nie spricht das Volk hier das Wort Schneider aus, ohne den Hut zu lüften und beizufügen: „Mit Respect zu vermelden.“

letzteren führe ich Fegebeutel, Zehrbeutel und Leerbeutel in Schlesien und Vegesack an der Unterweser an. Ein Wirthshaus in Holstein heißt Luerup (Lauere auf), ein anderes Bie'm Dreedüwel (beim dreifachen Teufel), wieder ein anderes Nobiskrug (ein Name der Hölle). Bei Elberfeld und bei Breslau, desgleichen bei Hildesheim und bei Dresden giebt es eine Schenke, welche den Namen Der letzte Heller führt.

Der Humor des Volkes hat sich nun nicht begnügt, einzelne Stände und Gewerbe mit spöttischer Nachrede zu verfolgen oder ihnen Spitznamen, die eine lächerliche Bedeutung haben, zu geben, sondern sich mit seinem Witze an ganzen Orten sowie an ganzen deutschen Stämmen und Landschaften gerieben. Wir betrachten jene, unsere Narrenstädte, im nächsten Capitel und beschäftigen uns hier nur mit den größeren Volkskreisen, denen die Neckluft ihrer Nachbarn Schwachheiten oder Thorheiten angedichtet hat. Die Schlesier nennt der Volkswitz Eselsfresser, indem er ihnen nachsagt, sie hätten vor Zeiten nichts von Eseln gewußt, und als sie dann einen zu Gesicht bekommen, hätten sie ihn (der langen Ohren wegen) für einen großen Hasen gehalten und geschossen, worauf er zu Zopten gebraten und zu Breslau verschmaust worden sei.

Die Sachsen, richtiger die Bewohner des Meißnerlandes, sollen knausernde Hungerleider sein, deren Lieblingsgericht Kalbsbraten mit Backpflaumen, und deren Leibgetränk „Blümchenkaffee" wäre, zu dessen Bereitung alljährlich in der Sylvesternacht unter allerhand frommen Bräuchen eine Bohne Mokka auf den Boden des Kaffeetopfes genagelt würde, die mit viel Wasser und noch mehr Genügsamkeit während der folgenden zwölf Monate zur Herstellung ihres Morgen- und Nachmittagslabsals zu dienen hätte. Ein Stück Zuckerkand hinge die Zeit über zur Versüßung des letzteren an einem Faden von der Decke

herab, um beim Trinken Reih um zu gehen. „Ei Herrjeſes!“ und Nu eben!“ ſind Ausrufe, mit denen jeder, der einen „Sechſer“ ſprechen läßt, deſſen Rede verzieren zu müſſen meint. In früheren Jahrhunderten ſchalten die Nachbarn auch: „Meißner ſind Gleißner“ — vermuthlich nicht ohne Grund.

„Einen Franken wähle zum Freunde, aber nicht zum Nachbar,“ rieth ehedem ein Sprichwort, und in der Zeit des Fauſtrechts ging die Rede: „Ein fränkiſcher Reiter ſieht durch neun Kittel hindurch, wieviel Geld man im Sacke hat.“

Die Heſſen ſind blind oder „können vor neun nicht ſehen,“ und man ſagt von ihnen: „Wo Heſſen verderben, wer wollte da Nahrung erwerben.“ Ferner heißt es von ihnen: „Heſſenblut thut ſelten gut,“ und: „Wenn ein Heſſe in ein fremdes Land kommt, zittern die Nägel in den Wänden.“ Ein Vers klagt: „Im Lande Heſſen giebts große Schüſſeln und nichts zu eſſen.“ und ein längerer meint:

„Das Land Heſſen
Hat rauhe Berge und nichts zu eſſen,
Große Krüg' und ſauren Wein,
Wer möcht im Land zu Heſſen ſein?
Wenn die Schlehen und Holzäpfel mißrathen,
Haben ſie nichts zu ſieden und zu braten.“

Sehr verſchrieen waren vor Alters die Baiern, die für thöricht, trunkſüchtig, geizig und gefräßig galten, und von deren Einfalt ein Geſchichtchen von fünf Eſelsfüßen, die ſie „über Meer gebracht,“ im Umlaufe war.

Vor allen andern deutſchen Stämmen ſind die Schwaben ſchon früh Stichblatt und Zielſcheibe des Witzes und der Spottluſt ihrer Nachbarn geweſen. Ein ſaftiges Sprüchlein über ihre Herkunft begegnet uns in Sigmund Meiſterlins Augsburger Chronik in folgenden Worten: „Doch iſt ein Sprichwort, die

Swaben ſeien von hohem Stamm, ſie ſchaiß ein Raier ab einem Paum nieder auf die Erde bei dem Rein.“ Sehr alt ſind die Behauptungen, daß die Schwaben erſt mit vierzig Jahren geſcheidt werden, daß ſie bis dahin allerlei Dummheiten, „Schwabenſtreiche,“ begehen, daß ſie nur vier Sinne haben (weil ſie ſchmecken für riechen ſagen), und daß ſie, wenn ihnen die Braut (nach andrer Verſion die Frau) am Charfreitage ſtirbt, noch vor Oſtern heirathen. „Der Schwabe hat kein Herz, aber zwei Magen.“ „Schwaben und böſes Geld führt der Teufel in alle Welt.“ „Welches Land liefen die Schwaben nicht aus?“ Als einmal einer von ihnen eben erſt aus dem Schiffe in Indien an's Land geſtiegen war, fragte er ſchon: „Iſt nit ein guter Geſell aus Beblingen hie?“ „Schwabenland iſt ein gut Land; es wachſen viel Schlehen drin, ich mag aber nit wiederum heim.“ „Schwabenland giebt der ganzen Welt Huren genug und Baiern Diebe.“ Uralt iſt endlich die Mähr von den ſieben Schwaben, dem Gelbfüßler, dem Neſtelſchwab, dem Knöpfleſchwab, dem Blitzſchwab, dem Seehas und dem Allgäuer, oder, wie ſie anderswo heißen, dem Herrn Schulz, dem Jackli, dem Marli, dem Jergli, dem Michel, dem Hans und dem Veitli, die gegen den Haſen ausrückten und dabei in ihrer Einfalt allerhand Abenteuer beſtanden, unter denen auch der Verſuch figurirt, durch ein Flachsfeld zu ſchwimmen, das ſie, weil es blau blüht und im Winde wogt, für einen See oder Teich halten.

Es würde ein eitles Unternehmen ſein, wenn ich mich bemühen wollte, ein vollſtändiges Verzeichniß aller von der deutſchen Fopplust angezapften Stammgenoſſenſchaften und Gaue zu liefern. Ich führe daher nur noch einige und zwar meiſt ſolche an, die meines Wiſſens weniger bekannt ſind.

In Weſtpreußen ſagt man: Er iſt ſchläfrig wie ein Schlavonier.“ Die Schlavonier waren die Bewohner Schalauens, der

nördlichſten Landſchaft im alten Preußen. Grunow ſchreibt von ihnen (nach Friſchbier): „Die Scalawonier ſind von Anbeginn geweſen ein unluſtigk volk und ungetrew, und is ſich uff nixten gab denn uff viel Schlaffen, in welchem alle ſeine Seligkeit ſtand, und wurden im ganzen Lande ein Sprüchwort der Unluſt.“

„In Samaiten und Litthauen
Findet man wenig fromme Frauen,
Viel Städte und wenig Mauern,
Wenig Freyen und viel Bauern,
Viel Waldes und wenig Feldes,
Viel Kaufleute und wenig Geldes,
Viel Räder und wenig Eiſen,
Viel Graue und wenig Weiſen,
Viel Bett und wenig Feder,
Viel Schuh und wenig Leder,
Viel Herrn und wenig Knecht,
Viel Galgen und wenig Recht.“

Die Gegend, welche Herr Windhorſt im Reichstage vertritt, heißt in der Provinz Hannover „Muffrika“ und gilt für halbgeſittet und wenig intelligent. Aehnlich urtheilt man in Sachſen über die „Wendiſche Türkei“ an der oberen Spree.

Die Pommern werden gewöhnlich als grobe Geſellen angeſehen. Sonſt hört man von ihnen die Redensart: „Schlafen wie ein Pommer“ und daneben: „Trinken wie ein Pommer.“

In Oſtfriesland heißt „Feeling,“ d. i. ein Weſtfale, ungefähr ſo viel wie ein bornirter Menſch, und ein Sprichwort behauptet von dem Lande der rothen Erde: „Schlecht Logiment und lange Meil', ſchlimm Bier und Schweinkeul' giebt's aller Orten in Weſtfalen.“ Ein anderer Spruch, wahrſcheinlich unter Handwerksburſchen entſtanden, beſagt ungefähr daſſelbe: „Grob Brot, dünn Bier und lange Meilen ſind in Weſtfalia, willſt

du's nicht glauben, so lauf da." Ein dritter erzählt: „Wenn ein Westfälinger aus seinem Lande reist, so scharrt er den Weg hinter sich zu" (verlangt er nicht wieder heim). Die Schleswiger betrachten die Jüten als dumm und schmutzig und erzählen ihnen allerlei alberne Streiche nach. In ihren Stuben soll wie auf den Weideplätzen für das Vieh ein Scheuerpfahl stehen, da sie alle die Krätze hätten und Gelegenheit haben müßten sich zu schaben. Jütischer Tabak ist soviel wie Kneller, jütischer Branntwein Fusel. Früher sagte man dem Norden der cimbrischen Halbinsel nach, der Süden bekäme von ihm nur: „Magre Heste, sorte Pötte, danske Praeste," d. h. dürre Pferde, schwarze Töpfe und dänische Pfaffen.

Von den Appenzellern theile ich unter Voraussetzung strengster Verschwiegenheit das Recept mit, nach dem sie, wie uns der Humor ihrer Nachbarn verräthen hat, ihre berühmten Käse bereiten. Es ist gereimt und lautet:

„Wie mache d' Appenzeller Meidli de Chäs?
Sie thuend s' in ä Chübeli
Und druckend —"

Doch nein, ich will das Geheimniß profanen Ohren lieber nicht verrathen und meines Weges mit dem Rest in der Tasche weiter gehen.

III.

Die deutſchen Narrenſtädte im Allgemeinen.

Noch viel häufiger und bunter als die Fälle, wo der Humor des Volkes ganze Landſchaften und Stämme Deutſchlands verſpottet und ſchraubt, ſind diejenigen, wo er einzelne Städte oder Dörfer neckt oder in die verkehrte Welt verſetzt, und mit den Erzeugniſſen dieſer Neckerei, den deutſchen Narrenſtädten, die ihr Geſammtbild in Schilda (nicht zwiſchen Wurzen und Torgau, ſondern in Narragonien gelegen) haben, wollen wir im Folgenden genauere Bekanntſchaft machen. Hierbei muß ich aber,*) um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, etwas weiter ausholen.

Echte Producte des deutſchen Volkshumors ſind die Anekdoten, Hiſtörchen und Schwänke, die ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt zu den beliebteſten geiſtigen Speiſen der unteren Stände gehörten. Die Sammlung und Bearbeitung derſelben erfolgte zwar meiſt durch gelehrte Hände, auch iſt ein Theil der Geſchichtchen aus romaniſchen Nachbarländern, aus dem weſtlichen Orient, vielleicht ſelbſt aus dem fernen indiſchen Oſten eingewandert. Aber jene Sammler ſtellten nur zuſammen oder

*) Vergl. Gervinus a. a. O., wo das Nächſtfolgende weiter ausgeführt iſt.

häuften nur auf einen Ort, was schon lange da und dort im Volksmunde war oder von verschiedenen Personen oder Orten erzählt wurde, und jene Fremdlinge hatten sich rasch so eingebürgert, daß sie so wenig mehr als Ausländer zu erkennen waren wie etwa Kreuz, Kelch und Kirche oder andere Worte, die aus Italien und Griechenland stammten.

Die ältesten Erzeugnisse dieser Art Volkspoesie finden wir in Oesterreich. Hier begegnet uns im vierzehnten Jahrhundert zunächst der „Pfaffe Amis," der, nachdem er von seiner Tugend nur Nachtheil gehabt hat, den Entschluß faßt, fortan lediglich seiner Klugheit nachzuleben, und der, bis dahin ein ruhiger, seßhafter Mann, von jetzt ab ein Herumtreiber wird, welcher, bald als Reliquienhändler, bald als Maler, bald als Kaufmann, von England bis nach Konstantinopel hinab an Hoch und Niedrig, Klug und Einfältig alle Arten von Schalksstreichen, Prellereien und Täuschungen verübt. Wir treffen ferner hier den „Neidhard," der unter Otto dem Fröhlichen den Bauern, so gut es gehen will, mit allerlei Schimpf und Schabernack zusetzt. Ein dritter südostdeutscher Narr der Literaturwelt ist der „Pfaff von Kalenberg," der alle, die mit ihm in Berührung kommen, selbst seine Vorgesetzten, zuletzt sogar den Fürsten, dessen lustiger Rath er geworden ist, nach Möglichkeit und in der Regel sehr unsäuberlich verirt. Er betrügt seine Bauern, die ihn über's Ohr hauen wollen, er prellt seine Tagelöhner, die ihn zu täuschen beabsichtigen, disputirt glücklich mit seinen Amtsgenossen, entweiht seinen Altar in cynischer Weise, heizt mit heiligen Bildern ein, macht seinen halbblinden Bischof durch ein hübsches Mädchen doppelt sehend u. d. m., was sich nicht näher bezeichnen läßt. Die Schwänke dieser drei Narren sind fast immer schamlos und plump, nicht selten auch grausam, bisweilen eine unglaublich dreiste Verhöhnung des Heiligen.

Ein ähnlicher Kumpan, aber weniger unsauber, frech und grob, ist „Peter Leu von Hall," der gleichfalls ein schlauer und lustiger Pfaffe ist. Seine ersten Streiche, die sich gegen den Pfarrer wenden, dem er als Helfer dient, fließen aus seiner Dürftigkeit. Später verhöhnt er den Aberglauben, womit er sich zugleich sein Brot schafft und zuletzt auch zu Leinenzeug und Betten gelangt, indem er, als sich einmal schwefelig riechender Nebel über seine Gegend lagert, den Bauern versichert, das rühre von einem Loch in der Höllendecke her, und nun von ihnen Mittel bekommt, es zu verstopfen.

Eine wieder Amis und dem Kalenberger näher stehende Figur des Volkswitzes ist der norddeutsche Eulenspiegel, der Nationalnarr, der Jahrhunderte hindurch ein Liebling des Volkes war, das als That und Handlung auftretende apologische Sprichwort, die Mensch gewordene Dummpfiffigkeit, welche die ihr gewordenen Aufträge stets nach dem Wortlaute, nie nach dem Sinne ausführt und in dieser anscheinenden Narrheit eine gesunde Klugheit verbirgt, die den Auftraggeber ins Hintertreffen versetzt.

Neben diesen Sammlungen von Schwänken, von denen jede sich um eine bestimmte Person gruppirte und so zu einer Art Biographie wurde, traten im sechzehnten Jahrhundert andere auf, die, meist dem Leben entnommen, sich als Anekdotenbücher, zusammengelesen unter allerlei Volk, namentlich aber unter den niederen Ständen, gaben, und von denen nach kurzer Zeit so viele existirten, daß ich mich darauf beschränken muß, die bedeutendsten zu nennen. Die älteste, die zugleich für alle späteren Vorbild wurde, sind die „Facetiae" Heinrich Bebels, die zuerst lateinisch, dann auch in deutscher Sprache erschienen. Der Verfasser, ein schwäbischer Bauersohn, der sich zum Doctor und gekrönten Poeten aufschwang, war ein guter Beobachter der

Volksnatur, und seine Schwänke, die sich größtentheils auf Bauern, fahrende Schüler, Landsknechte, Bettler und Fastenprediger beziehen, enthalten meist Selbsterlebtes oder von noch lebenden Zeugen der betreffenden Vorfälle Erzähltes. Am Schlimmsten werden darin die Rohheit und Dummheit der Landgeistlichen, die Verkäuflichkeit der Pfründen und der Ablaßkram mitgenommen.

Unter denen, die Bebel auf diesem Wege folgten, ist der Barfüßermönch Pauli, welcher 1518 das Buch „Schimpf und Ernst" schrieb, der hervorragendste. Seine Narren sind vorzüglich Klosterleute, Adelige und von nutzlosem Wissen überfließende Gelehrte mit dünkelhaften Manieren. Alles ist voll Leben und Laune, voll Naivetät und doch fein und geistreich. Weniger Werth hat Kirchhof's „Wendunmuth," der nicht viel mehr als eine Bearbeitung der Bebelschen Sammlung mit Entfernung dessen, was zu anstößig, zu ärgerlich und zu schmutzig erschien, und mit Hinzufügung einer Moral zu jeder Anekdote ist. Ziemlich unsauber wiederum, wenn auch nicht so schlimm, als Gervinus meint, ist dagegen Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein," und den Gipfel der Unreinlichkeit stellt Lindners „Katziporus" dar, welcher die Zote ohne alle Verbrämung und Moral und ohne Anspruch auf Witz servirt.

Das Abendland wie das Morgenland, das Alterthum wie die neue Zeit haben ihre Narrenstädte, die Türken ihr Sivrihissar, die alten Hellenen ihr Abdera, die Franzosen ihre Gascogne, die Engländer ihr Gotham und den irischen Paddy mit seinen tausend Naivetäten und Pinseleien, und wie fast jeder Ort in Deutschland seine Stadtfigur besitzt, so haben auch viele ein benachbartes Städtchen oder Dorf, welches die Zielscheibe ihrer guten und schlechten Witze ist, und dem sie verschiedene lächerliche Eigenschaften oder Streiche nachsagen. Das war in der lustigen

Zeit, wo der deutsche Volkshumor in der höchsten Blüthe stand, wahrscheinlich in noch ausgedehnterem Maße der Fall, und indem die von der oder jener Stadt oder Dorfgemeinde erzählten Gimpeleien von einem Liebhaber dieser Dinge gesammelt und auf eine einzige Stadt, die aber nur fingirt war, gehäuft wurden, entstand die Anekdotensammlung aus der verkehrten Welt, die sich „die Schildbürger" oder „die Lalen zur Lalenburg" nennt, und die später im „Grillenvertreiber" ihre Fortsetzung fand. Es ist die Caricatur des Pfahlbürgerthums, die wir hier vor uns haben.

Die Schild- oder Lalenbürger stammen nach dem humoristischen Historiker, der 1598 die Geschichte ihrer Thaten herausgab, von einem der sieben weisen Meister ab und sind infolge dessen so klug, daß man sie an alle Höfe als Kanzler und Räthe beruft. Bei ihrer langen Abwesenheit geräth das in dieser Zeit den Weibern überlassene Gemeinwesen in argen Verfall, und, endlich nach Hause entboten, finden sie hier nichts als Zerrüttung und Verwirrung vor. Sie erblicken die Ursache hiervon in ihrer großen Weisheit und beschließen, es einmal mit der Thorheit zu versuchen; vielleicht gehe es mit der besser. Das ist ein sehr guter Einfall, und wenn nun gezeigt werden soll, wie die Weisheit sich allmählich zur Narrheit abschliff, so nimmt der Verfasser dazu einen ganz hübschen Anlauf, indem die ersten Thorheiten seiner Schildbürger nur ein Vergessen der Lehren der Erfahrung und die darauf zunächst folgenden bereits eine falsche Anwendung der Erfahrung zeigen; aber bald wird diese Entwicklung fallen gelassen, und die Schildbürger sind vollendete Narren, die nun jene zwei oder drei Dutzend Albernheiten begehen, welche auch hier nur zusammengestellt sind, und denen wir zum Theil schon in den genannten älteren Sammlungen begegnen. Die Verwandelung der Weisen in Thoren

ist gelungen, die hiervon erhoffte Verbesserung der städtischen Zustände aber will nicht glücken. Die Lalen greifen Alles auf das Verkehrteste an, gewinnen aber nichts dabei, als daß jedesmal auf Kosten des Stadtsäckels wacker getrunken und ein tüchtiges Loch in das öffentliche Gut gegessen wird.

Das Buch, in welchem dieß berichtet wird, war, wie bemerkt, nur eine Sammlung und Verschmelzung von Witzen und Schwänken, die in den einzelnen deutschen Landschaften von gewissen Orten erzählt wurden und zum Theil schon in älteren Anekdotenbüchern eine Stelle gefunden hatten. Es hat aber unzweifelhaft beigetragen, daß sich die vermuthlich zuerst in Schwaben oder sonstwo in südwestlichen Deutschland entstandenen Anekdoten von angeblichen Verkehrtheiten und Pinselstreichen dortiger Städtchen und Dörfer auch in der norddeutschen Luft verbreiteten und sich aus dieser auf nieder- und obersächsische, schlesische und pommersche, ostpreußische und schleswig-holsteinische, mecklenburgische, hannoversche und hessische Orte niederließen. Mit anderen Worten: die Lust, einem Nachbarorte eine unglaublich starke Probe der Einfalt seiner Bewohner anzuhängen, dem Gefallen an Lügenmärchen und Geschichtchen von dummen Jungen verwandt, aber zugleich satirischer Natur, auf's Foppen und Schrauben gerichtet, florirte auch nach Erscheinen der Bebelschen und Kirchhoffschen Sammlungen von Schwänken und des Lalenbuchs fort, und diese Schriften sind in vielen Fällen Ursache gewesen, daß dieselben Geschichten weit von einander entlegnen Städten und Dörfern nachgesagt wurden. Es wurde wohl nicht selten eine neue Neckerei erfunden, aber der Fall, wo die Neigung, dem Nachbar etwas am Zeuge zu flicken, ihm eine Narrenschelle anzuhängen, stärker war, als das Geschick dazu, die Phantasie, die Erfindungsgabe, der Witz, ist offenbar der häufigere gewesen, und die Mehrzahl der Schildbürgerstreiche,

die wir gewiſſen, ſüd- und norddeutſchen Ortſchaften aufs Conto geſetzt ſehen, ſtammen, wenn nicht von fahrenden Leuten, aus jenen Büchern her. Nur in der einen oder der andern Nebenſache weichen ſie von den Originalen ab, der Grundgedanke iſt derſelbe.

Ein paar Beiſpiele werden genügen, um dieß darzuthun. Von den Ellikonern in Kanton Zürich wird erzählt, daß man ihnen, als ihre Felder von wilden Schweinen verwüſtet wurden und ſie die letzteren nicht wegzubringen im Stande waren, den Rath ertheilte, Eier unter ſie auswerfen zu laſſen, daß ſie in Verlegenheit waren, wie dieß der damit zu Beauftragende ohne Zertreten des Getreides auf den Aeckern bewerkſtelligen könnte, und daß ſie das Auskunftsmittel fanden, ihn von vier Männern auf einer Bahre durch die Felder hin und her tragen zu laſſen. Dieſer Geſchichte begegnen wir bereits bei Bebel, nur wird ſie hier von den ſchwäbiſchen Mundingern erzählt und ſtatt der Schweine ſind es Störche, welche jenen die Wieſen beſchädigten. Dieſelben Mundinger läuten, als ſie zum erſten Mal einen Krebs ſehen, erſchrocken Sturm; ein vielgereiſter Schneider, der etwas von den Scheeren verſtehen muß, wird über das Ungeheuer befragt und meint, wenn es nicht eine Turteltaube ſei, werde es wohl ein Hirſchbock ſein; zuletzt wird der ſchreckliche Krebs mit Büchſen todt geſchoſſen. Von den Bauern zu Thaden in Holſtein wird ganz Daſſelbe berichtet, nur iſt das Ungethüm kein Krebs, ſondern ein Froſch. Die Salvanſer in Tirol laſſen Bauholz vom Berge an einem Seile hinab, dabei entrollt ihnen einer der Stämme, ſie finden, daß die Sache ſich auf dieſe Art leichter macht, und ſo beſchließen ſie in ihrer Weisheit, die bereits untenliegenden Stämme wieder hinaufzuſchaffen, um ſie dann hinabzuwälzen; dieſer Schwank ſteht aber bereits im Buche von den Lalenbürgern und ſoll ſich auch in verſchiedenen norddeutſchen Orten zugetragen haben.

Anderes der Art auf die nächsten Abschnitte versparend, erwähne ich hier nur noch Folgendes. An verschiedene Dörfer heften sich humoristische Sagen, nach welchen deren Bewohner mit den Vorgängen bei der Feldwirthschaft und den Werkzeugen derselben völlig unbekannt sind, sodaß sie Salzsamen und sogar Kuhsamen säen und die Sense für ein Ungeheuer halten. Aus dem Histörchen vom Krebse entwickeln sich ähnliche Erzählungen von unbegreiflicher Unbekanntschaft mit der Thierwelt. Von den Bauern mehr als einer Gemeinde wird berichtet, daß sie einen Krebs, Aal oder Frosch ertränken gewollt. Von einem andern Orte heißt es, daß die Leute dort einen Hecht gefangen und, als er nach Wasser geschnappt, ihn für einem Singvogel gehalten und in einen Käfig gesperrt hätten. Wieder von einem andern wird erzählt, daß man dort einen Müllereſel für einen Storch gehalten. Noch andere Dörfer oder Kleinstädte zog man mit der Nachrede auf, daß sie mit Wehr und Waffen gegen ein vermeintlich reißendes Thier ausgerückt seien, von dem ihnen zuletzt ein Fremder gesagt habe, daß es eine Katze, ein Hase oder gar nur ein im Weiher schwimmender Backtrog sei.

Man hatte sich aber nicht blos mit solchen Schwänken aus dem ebengenannten Anekdotenmagazin oder nach dem Muster derselben zum Besten, sondern taufte, foppte, schraubte, uzte und ärgerte sich auch mit einer großen Anzahl andrer Dinge, die der Volkswitz aus dem Namen, den Sagen, den Sitten und Gewohnheiten, der Sprechweise eines Ortes und Aehnlichem herauszufinden wußte. Der Flecken Wyk auf der Insel Föhr z. B. soll nach dem Gequiek eines Ferkels benannt sein, welches den um einen Namen verlegnen Erbauern des Ortes aus der Noth geholfen hätte. Die Bewohner einer Anzahl Dörfer werden Eselsfresser oder Füllenbeißer gescholten, was hier so,

dort anders erklärt wird, während der wahre Grund der Benennung vermuthlich der ist, daß von ihnen früher einmal die Sage gelebt hat, es gebe viele Wehrwölfe unter ihnen. Fast unzählig sind die Spitznamen, die von Speisen hergenommen sind. Ich nenne hier nur aus dem Elsaß die Schneckenschlezer von Baldersheim und die Mehldesch von Diedenheim, aus dem vlämischen Belgien die Kaninchenesser von Dünkirchen und die Senfesser von Ostende, aus Schwaben die Zwiebeln von Eßlingen und aus der Schweiz die Pappenhauer von Aarau und die Chriesisüppli vdn Brugg. Manche Orte haben nach den in ihnen vorzüglich betriebnen Gewerben Spitznamen bekommen: als ein Beispiel davon sei „Pantoffelgroitsch" bei Leipzig erwähnt. Von mehreren norddeutschen Städten geht die Rede, daß sich bei ihnen „Füchse und Wölfe gute Nacht sagen," oder daß dort „die Hunde mit den Schwänzen bellen," was unter andern von Buxtehude behauptet wird, aber, wie ich bezeugen kann, erlogen ist. Auf das thüringische Städtchen Triptis wird in Sachsen die Redensart bezogen: „In Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt."

Die Bürger von Alzei in Rheinhessen, das eine Geige im Wappen führt, weil Volker, der Fiedler im Nibelungenliede, dort geboren sein soll, werden Fiedler genannt. Die schwäbischen Hirschauer — nicht mit denen der baierischen Oberpfalz zu verwechseln — haben den Spottnamen Kröpfle, vielleicht, weil es einmal dort viele Kröpfe gab, und man foppt sie mit der Behauptung, sie hätten die Waden am Halse. Um das Maß der Lächerlichkeit voll zu machen, wird hinzugefügt, sie hätten den Buchstaben R verloren, so daß sie statt Herr Hirschwirth Hee Hieschwieth sagten. Von den Bauern des hannoverschen Wendlandes erzählt man sich, daß sie, wie der londoner Cockney, das H immer da anbrächten, wo es nicht hingehört, und da weg-

ließen, wo es von Rechtswegen auszusprechen ist, sodaß sie z. B. Err Hamtmann statt Herr Amtmann zu schreiben pflegten. In den beiden folgenden Kapiteln werden auch diese Neckereien möglichst vollständig mitgetheilt werden. Hier nur noch das märkische Sprichwort, welches behaubtet: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd, sind den Teufel nichts werth."

IV.

Narrenorte und Necknamen in Norddeutſchland.

Ungewöhnlich reich an Orten, denen Schildbürgerſteiche nachgeſagt werden, und ſolchen, die vom Volkshumor Spitznamen bekommen haben, ſind in Norddeutſchland Schleswig-Holſtein und die Provinz Preußen, in Süddeutſchland Schwaben, die Schweiz und Tirol. Ich beginne mit dem Norden und hier wieder mit dem Lande zwiſchen der Elbe und der jütiſchen Grenze, wobei ich Müllenhoffs „Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig, Holſtein und Lauenburg“ benutze. Dort erzählen zunächſt die frieſiſchen Inſeln mancherlei närriſche Dinge von einander, und jede dünkt ſich klüger als die andere und weiß ihr eine Dummheit anzudichten. Dahin gehört die Geſchichte, welche die Amringer (Bewohner der Inſel Amrum) vom Kirchenbau auf dem benachbarten Föhr erzählen. Die älteſte Kirche dieſer Inſel war ohne Thür auf die Welt gekommen, und die Föhringer zerbrachen ſich vergeblich den Kopf darüber, wie ſie hineingelangen könnten. Da reiſte endlich einer von ihnen hinüber zu den geſcheidteren Nachbarn auf Amrum und fragte, was in dieſer Noth zu thun ſei. „O!“ ſagten die Amringer, „jam mut en Dör mage“ — ihr müßt eine Thür machen. Vergnügt fuhr der Föhringer wieder heim, aber

unterwegs vergaß er, was man ihm gerathen hatte. Darüber wurde er sehr betrübt und ging, nachdem er zu Hause angekommen, zu einem Freunde, um ihm sein Unglück zu klagen und ihn zu bitten, ihm den guten Rath, den er auf dem Heimweg verloren, suchen zu helfen. Beide begaben sich mit ihren Spaten hinaus auf die Watten zwischen Amrum und Föhr und gruben im Schweiße ihres Antlitzes nach dem verlornen guten Rathe. Endlich hatte der Freund eine Sandbank bis auf's Wasser durchgegraben, da rief er: „Jk san dör!" — ich bin durch. „Richtig," sagte der Andere erfreut, „en Dör was" — eine Thüre war's. Da gingen sie fröhlich nach Hause, und die Kirche bekam ihre Thür. Eine andere Anekdote erzählt, daß die Föhringer einst den Mond auf der See sich spiegeln sahen und in der Meinung, es sei ein dort schwimmender Käse, ihn mit einem Boote holen wollten.

Von den Friesen im Allgemeinen aber sagt man in Holstein, wenn sie studirten, würden sie mitunter sehr gescheidt, in der Regel aber Querköpfe.

Auch die Romöer gelten just nicht für die Klügsten, indeß findet sich gelegentlich ein aufgeweckter Kopf unter ihnen. So in folgendem „Dönchen." Einmal war es auf Röm Mode geworden, rothe Jacken zu tragen, und alle Welt schaffte sich eine solche an. Nur Paul Moders, ein armer Robbenschläger und Thranschlucker, konnte sich keine erzeugen. Er war aber ein Philosoph, und wenn ihn eins wegen seiner grauen Jacke aufzog, antwortete er, daß er eben keine rothe haben möge. Nun kam in dieser Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche stehe nicht am rechten Flecke, sie müsse wenigstens zwei Ellen weiter südlich stehen. Jedermann nahm natürlich diese Angelegenheit in ernste Erwägung, weil sie da nur eine einzige Kirche haben, und lange und heftig stritt man sich auf dem Thing, wie es zu machen

ſei. Da trat endlich Paul Moders vor und ſagte, die Sache wäre ſehr einfach. Die Kirche wäre von nur wenigen Leuten gebaut, viele müßten ſie daher leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann ſollten ſich gegen die Nordſeite ſtemmen, auf der Südſeite aber ſollte man zwei Ellen von der Mauer eine rothe Jacke hinlegen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch ſoweit fortgerückt wäre. Der Vorſchlag des Robbenklopfers wurde gebilligt, und alle Leute auf der Inſel begaben ſich auf die Nordſeite und ſchoben. Nicht lange, ſo kam Paul Moders um die Ecke, um zu melden, daß die Kirche jetzt da wäre, wo man ſie hätte haben wollen, ſie ſtände auf der Jacke, von der nichts mehr zu ſehen ſei. Die Romöer waren damit wohl zufrieden und bedankten ſich bei ihm, daß ſein Rath ihnen die ſchwere Arbeit ſo leicht gemacht habe, konnten's aber doch nicht recht begreifen, als Moders am nächſten Sonntag eine rothe Jacke anhatte.

Von den Narren auf dem Feſtlande Schleswig-Holſteins gedenken wir zuerſt der Thadener im Gute Hanerau. Sie waren einmal beim Grasmähen, da ſtießen ſie auf ein Thier, das hatten ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen. Es war aber ein Froſch. Sie wunderten ſich männiglich, als es herumhüpfte und ſich dann wieder hinſetzte und aufblies; als es aber gar zu quaken anfing, fiel ihnen vor Schreck die Mütze vom Kopfe. In ihrer Angſt ſchickten ſie zum Bauernvogt; er ſolle gleich kommen und ihnen ſagen, was das für ein Thier ſei. Er kam, trat behutſam ein Stück von der Stelle hin, wo das Wunderthier hockte, und betrachtete es lange mit prüfendem Blicke. Dann aber ſagte er: „Lüet, hier bön ek wörklich in Twifel; wenn dat keen Hartbock (Hirſch) eſt, ſo mot dat en Tötteluf (Turteltaube) wäſen."

Geiſtesverwandte der Thadener ſollen die Gabeler ſein. Zu denen kam einmal ein Handelsmann mit einer Katze im

Sacke. Die Gabeler hatten von einem solchen Thiere noch nie gehört, und so wollten sie wissen, was es sei, und wozu es tauge. „Das ist ein Thier zum Mäuseausrotten," antwortete der Kaufmann. Den Leuten stand ein solches Ding an, sie fragten um den Preis, für den es feil sei, man wurde um dreihundert Thaler Courant einig, und das ganze Dorf brachte die Summe zusammen. Dann beschloß man, mit dem Ausrottungsgeschäft an dem einen Ende des Dorfes anzufangen, die Katze sollte dann von Haus zu Haus weiter gegeben werden, bis der ganze Ort gesäubert wäre. Der Handelsmann war mit seinem Gelde schon fort, als es den Gabelern erst einfiel, daß sie ja nicht wüßten, was das Thier fräße. Schnell mußte einer von ihnen dem Manne nachreiten, um sich zu erkundigen, und als er ihn in der Ferne erblickte, rief er ihm schon seine Frage zu, und der Mann antwortete: „Milch und Mäuse." Dem auf dem Pferde klang das wie Milch und Menschen. Eilig, damit kein Unglück geschehe, jagte er zurück. „Menschen!" schrieen die Gabeler voll Schrecken und liefen rasch aus dem Hause weg, wo sie bis dahin die Katze beobachtet hatten. Um des reißenden Thieres ledig zu werden, beschloß die Gemeinde das Haus niederzubrennen. Aber die Katze lief, als die Hitze empfindlich wurde, ins nächste Haus. Auch das steckten die Gabeler an, und so ging es fort, bis das ganze Dorf in Asche lag. Ich bemerke hierzu, daß diese Geschichte auch in Lalenburg sowie in Büsum passirt ist.

Von den Bewohnern des Dorfes Jagel bei Schleswig, welche unter ihren Nachbarn in der Umgegend den Beinamen „die tollen Jageler" führten, wird behauptet, daß sie nur halbe Narren gewesen seien. „Sie nahmen noch Vernunft an," heißt es in der betreffenden Spottgeschichte; „denn einmal sollte im Dorfe ein Balken in ein Haus gebracht werden, und da merkten die

Leute, daß die Thüre zu schmal und der Balken zu breit war, um das bewerkstelligen zu können; sie hatten diesen nämlich quergelegt hineinschaffen wollen. Während sie sich noch besprachen, wie dem abzuhelfen sei, sahen sie, wie ein Sperling einen Halm in sein Nest über der Thür brachte, und da ließen sie sogleich ihr Ueberlegen und Berathen sein und machten's, wie es der Spatz gemacht, d. h. sie trugen den Balken der Länge nach hinein. So hält man's in Jagel noch heutzutage.

„Ga hen na Hostrup und laat di de Dös utsniden" — geh hin nach Hostrup und laß dir die Dummheit ausschneiden, ist ein landläufiges Wort in der schleswig-holsteinischen Landschaft Angeln, weil böse Zungen wissen wollen, die Hostruper hätten eine eigene Scheuer, um alle Dummheiten darin aufzubewahren. An einem schönen Morgen befand sich das Dorf beim Grasmähen. Da kam Einer zu ihnen und erzählte ihnen vom Kriege, von dem er soeben in der Stadt gehört hatte. „Krieg?" „Wat is denn Krieg?" fragte ein wißbegieriger Hostruper. „Wenn de Trummel geit," erwiderte Jener. „Wo (wie) geit de Trummel denn?" fragten wieder ein paar Leute. „Bum, bum, bum," antwortete der Fremde. Da arbeiteten sie weiter, die Trommel aber steckte allen in den Köpfen. Nun geschah es, daß sie eine Tonne Bier mit auf die Wiese gebracht und ausgetrunken hatten, und daß eine Hummel sich in das Spundloch verirrte und den Ausgang nicht gleich wiederfinden konnte. Bei dem Bestreben, wieder ins Freie zu kommen, stieß sie, bum, bum! mit ihrem dicken Kopfe mehrmals an das Holz. „Da is de Krieg!" rief erschrocken der klügste der Hostruper, und sofort gab Alles Fersengeld. Ein beherzter Mann gedachte wenigstens die Tonne zu retten, und so nahm er sie mit raschem Griffe auf den Rücken, machte jedoch damit das Uebel nur ärger, da jetzt die Kriegstrommel sich unmittelbar hinter ihnen

mit fortbewegte. Einer ſprang ſchnell auf ein Pferd, das am Wege graſte, da flog der Pflock, an den es gebunden war, heraus und dem Reiter an den Kopf, und der Getroffene ſchrie: „De Fiend het mi drapen!“ Da ſah man, daß es Ernſt wurde, und wer nur konnte, ſprang über Hecken und Planken.

Eine gute Anzahl arger Lächerlichkeiten dichtet der Volksmund den Bishorſtern in der Haſeldorfer Marſch, den Kisdorfern bei Bramſtedt, den Kuſſauern bei Plön, den Neuenkirchnern am Ausfluß der Elbe, den Fockbeckern bei Rendsburg, den Gramern zwiſchen Hadersleben und Ripen und vor allen den Büſumern im Ditmarſcherlande an.

Bishorſt war ein Dorf an der Elbe, die es aber im Laufe der Zeit weggeriſſen hat, ſo daß nur noch eine Baumgruppe im Außendeich an ſeine frühere Exiſtenz erinnert. In alten Zeiten war es in dieſem Orte Gebrauch, am Morgen des heiligen Chriſttags frühzeitig zur Kirche zu gehen, um, wie man ſagte, den frommen Hirten im Evangelium nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit den Weg nicht zu verfehlen, hatten die Bishorſter ein Seil ausgeſpannt, an dem ſie ſich bis zur Kirchenthür hintaſteten. Ein Schalk aber wußte darum, und weil er den Leuten einen Streich ſpielen wollte, leitete er das Seil ſtatt nach der Kirchenthür nach einem tiefen Brunnen. Die Bishorſter dachten an nichts Arges und gingen, als die Stunde zur Kirchfahrt gekommen, an ihrem Seil einer hinter dem andern her. Als nun der Erſte an den Brunnen kam, fiel er hinein, und das Waſſer ſchlug ihm über dem Kopfe zuſammen. Der Nächſte dachte, es ſei die Kirchenthür, und rief: „Plump in helgen Karken! Laat apen, ik will ook 'rin.“ Damit fiel auch dieſer hinein. Und der Nächſte dachte ebenſo, und er und die Andern alle bis auf den Letzten ſtürzten in den Soot. Alſo kamen die Bishorſter um's Leben.

Von den vielen Dönchen, die man von den Kisdorfern zu hören bekommen kann, theile ich nach Müllenhoff die beiden folgenden mit. Einmal fuhr ein Geestbauer nach Kisdorf hinunter und hatte auf dem Wagen eine Sense mitgenommen, um damit am Wege das für die Pferde nöthige Gras zu schneiden. Nahe beim Dorf mähete er den Thieren eine gute Mahlzeit zurecht und ließ darauf die Sense liegen, da er sie des Abends bei der Heimkehr wiederzufinden hoffte. Als nun die Kisdorfer merkten, daß auf ihrer Wiese Gras fehlte, und sie die Sense entdeckten, hielten sie dieselbe für ein grimmiges, grasverwüstendes Thier und beschlossen, um weiteren Folgen ihrer Gefräßigkeit vorzubeugen, den Platz, wo sie lag, zu umzäunen. Abends fand der Geestbauer seine Sense mit einer tüchtigen Dornhecke umgeben. Er lachte sich satt darüber und brachte dann die Geschichte unter die Leute. Ein andermal hatten die Kisdorfer ein wildes, störrisches Pferd, das in keinem Stalle bleiben wollte. Da beschlossen sie, ein eignes Haus um dasselbe herum zu bauen, aber als sie damit fertig waren, hatten sie die Fenster vergessen und mußten sich, wie die Lalenburger, damit zu helfen suchen, daß sie ein Loch ins Dach schlugen und das Tageslicht in Säcken hineintrugen.

Ein Fockbecker hatte sich einmal von Rendsburg für ein paar Schillinge gesalzene Heringe mitgebracht und seine Nachbarn auf sie als auf etwas Neues zu Gaste geladen. Sie fanden das Essen vortrefflich und wünschten viele solche Fische zu haben. Der Klügste unter ihnen gab endlich den Rath, einen Korb voll aus der Stadt zu holen und sie in den Dorfteich zu setzen; da würden sie sich mehren und alle dann im Herbst die Menge davon haben. Gesagt, gethan. Als man aber im Herbste den Teich abließ und nach den Heringen sah, fand sich nicht ein einziger vor. Nur ein stattlicher Aal wälzte sich im Schlamme.

Er wurde gehaſcht, und alle waren einig, daß nur er die Heringe weggefreſſen haben könne. „Und ſo wollen wir zur Strafe auch ihn aufeſſen," meinte ein Einfältiger unter den Bauern. „Das wär' ihm gerade recht," erwiederte ein etwas Klügerer, und weil er ſich einmal gebrannt hatte, ſchlug er vor, ihn den Feuertod ſterben zu laſſen. „Brennen iſt ſchlimm," ſagte ein noch Geſcheidterer, der einmal in's Waſſer gefallen war und beinahe ertrunken wäre, „aber meine Meinung iſt, wir werfen ihn in die Au (den Bach) und laſſen ihn erſaufen." Dieſer Vorſchlag gefiel den Fockbeckern am Beſten, und der Bauernvogt mußte den Aal in die Au tragen. „Seht, wie er ſich quält!" rief er den Andern zu, als der Aal ſich im Waſſer fröhlich krümmte und wand, und Alle gingen vergnügt über die wohlgelungene Rache nach Hauſe.

Hinter Büſum iſt die Welt mit Bretern zugenagelt. Die Einwohner aber ſitzen in ihrem Kirchthurm und haben die Sonne an einem Tau, an welchem ſie von ihnen die Nacht über aufbewahrt und früh aufgezogen wird. Man ſagt auch, daß, wenn ſie des Abends in ihre Nähe kommt, die Straßenjungen des Ortes ihre Meſſer an Bindfaden befeſtigen, um ſie daran in die Sonne zu werfen und dieſe „herunterzutuckſen."

Weil die Büſumer an der See wohnen, kann man ſich denken, daß ſie gute Schwimmer ſind; indeß folgt daraus noch nicht, daß ſie ſich auch gut auf die Rechenkunſt verſtehen. Eines Tages ſchwammen ihrer neun in die See hinaus, und als ſie ein gutes Stück draußen waren, wandte ſich der Vordermann um und ſagte: „Jungens, ich muß doch wahrhaftig 'mal zählen, ob nicht am Ende einer erſoffen iſt, oder ob wir noch alle beiſammen ſind." Er fing alſo an: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — ſechs — ſieben — acht — — ich bin ich," ſagte er zuletzt, „und ſo muß Einer erſoffen ſein." „Laß mich

'mal zählen," sagte ein Anderer und begann: „Eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs — sieben — acht — — ich bin ich — da ist wirklich einer ersoffen." Traurig schwammen sie nach dem Ufer zurück und suchten den Neunten. Einer fing wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, der fragte sie, weshalb sie so betrübte Gesichter machten. Sie erzählten ihm, wie sie ihrer neun hinausgeschwommen wären und jetzt nur noch acht herauszählen könnten — einen müßten sie also verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rath, daß jeder einmal seine Nase in den Sand stecke, und dann sollten sie die Löcher zählen. Da waren die Büsumer so glücklich, die richtige Zahl zufinden; denn es waren wirklich neun Löcher. Vergnügt kleideten sie sich an und gingen ins Dorf zurück.

Die Chronik von Büsum enthält noch mancherlei andere Proben von der Klugheit der Ortsbürger, z. B. wie sie den Mond aus dem Brunnen schneiden wollten, wie sie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie sie ein Feld mit Kuhsamen bestellten, wie sie (gleich den Jagelern) über die Möglichkeit, einen Balken durch eine Thür zu bringen, von einem Sperling belehrt wurden, u. s. w. Besonders wundersam sind die Abenteuer derer, die auf die Reise geschickt wurden, um den Mann zu suchen, der ihnen den Mühlstein gestohlen hatte. Sie kommen nach Friedrichsstadt und entdecken den Senf, sie geben, um nicht dem Ofenfeuer zu nahe zu sitzen und zu viel von der Hitze auszustehen, dem Wirth ein Stück Geld, daß er die Wand mit dem Ofen weiter zurücksetzen lasse; er aber rückt blos, als sie hinausgegangen, ihre Stühle ein wenig vom Ofen ab. Sie gelangen endlich nach Hamburg und ertappen in dem Pastor an der Michaeliskirche den Dieb des Mühlsteins — eine Anspielung auf die mächtigen, auch in Leipzig zur Amtstracht

der Geistlichen gehörigen Halskrausen, welche die Pfarrer der Hamburger Hauptkirchen tragen.

Warum die Söruper in Mittelangeln „Honiglickers“ (Honiglecker) genannt werden, läßt sich in guter Gesellschaft nicht mittheilen. Dagegen mag die Geschichte, wie die Böeler zu dem Namen der Fahlenbieters (Fohlenbeißer) kamen, hier noch Platz finden. Es ist schon lange her, als es sich begab, daß auf der Grenzmark zwischen Böel und Struxdorf ein Füllen gefunden wurde, dem ein großes Stück Leder vom Rücken geschunden war. Es erhob sich die Frage, wer der Schinder sei. Die Böeler gaben den Struxdorfern, die Struxdorfer ihrerseits wieder den Böelern die Schuld, und um das zu beweisen, trieben die Böeler das Thier des Nachts auf das Struxdorfer, die Struxdorfer dasselbe wieder auf das Böeler Gebiet. Das währte eine geraume Zeit, da keine der beiden Parteien sich ergeben wollte. Endlich kam man auf den etwas vernünftigeren Einfall, den Streit durch Schiedsmänner schlichten zu lassen, und diese entschieden nach reiflicher Ueberlegung wie folgt. An der Stelle, was das Fohlen zuerst in seinem betrübenden Zustande gesehen worden, stand eine junge Eiche. Diese sollten die Streitenden wie eine Weidenruthe drehen und in einen Knoten knüpfen, und wer von beiden Theilen dieselbe bei dieser Operation zerbräche, sollte als der schuldige gelten. Die Struxdorfer waren dabei mit dem Geschäfte des Drehens, die Böeler mit dem des Verknüpfens bedacht. Erstere wußten sich zu helfen; sie schlugen in der Nacht den Baum nieder, hielten ihn über ein Feuer und drehten ihn dann ohne Schaden mit Radwinden. Die Böeler waren erstaunt, als sie Tags darauf hörten, die Sache sei, so weit sie ihre Gegner anginge, abgethan; überzeugt, daß das Drehen des spröden Stammes unmöglich sei, hatten sie sich um nichts bekümmert. Sie dachten jetzt indeß, auch ihnen werde

Unmögliches gelingen, und so begaben sie sich gleichfalls an's Werk. Allein bis dahin war die Eiche, welche über der Gluth geschmeidig geworden, längst wieder zu ihrer alten Sprödigkeit zurückgekehrt, und statt sich zu einem Knoten zu fügen, zerbrach sie den Arbeitern unter den Händen. Der Rechtsstreit war damit zu Ende, die Böeler trugen von da an bis heute den Namen der Fahlenbieters, und man sang in Angeln ein Spottlied auf sie, das jetzt bis auf den folgenden Vers vergessen ist:

Nu dagt es achter Düttebüll,
Nu belln de Kappler Hünn':
Stat up, Strustrupper Herreslüd,
Un wäert ju, wenn jy könnt.
Böeler Fahlbieters kamet my her
Mit Fahlfleesch in ju Mund."*)

Hannover hat wieder eine ziemliche Menge von Städtchen und Dörfern, denen wunderliche Dinge nachgesagt werden. Da haben wir zunächst das vielberufene Dorf Jühnde bei Göttingen, von dessen Bauern die Umgegend wohl ein Dutzend Gimpeleien zu erzählen weiß. Nicht weit davon liegt Dransfeld, dessen Bewohner einst wie die Schlesier die berühmte Jagd auf einen Esel unternahmen, der ihnen ein großer Hase zu sein schien. Sie wurden dabei von den Göttingern überfallen, die den Esel fingen und ihn als Hasen verspeisten. Die Göttinger bekamen davon den, wie erwähnt, auch sonst nicht selten anzutreffenden Necknamen Eselsfresser, die Dransfelder aber heißen seitdem Hasenköppe, und ihr Bier wurde Hasenmilch getauft. Ferner

*) D. h.: Nun tagt es hinter Düttebüll (Redensart, die etwa bedeutet: jetzt geht uns ein Licht auf), nun bellen die Hunde von Kappeln (Flecken an der Schlei): Steht auf, Strudorfer Herrenleute, und wehrt euch, wenn ihr könnt. Böeler Füllenfresser kommt mir her mit Füllenfleisch in eurem Munde. Wie schon oben bemerkt, schloß der Spitzname der Böeler früher wahrscheinlich den Vorwurf ein, dieselben seien Wehrwölfe, oder hätten wenigstens solche unter sich.

haben die Schuhmacherstadt Peine und die Dörfer Brämele und Bardowiek ihre Note als Orte, wo unfreiwillige Komik zu Hause ist. Von Buxtehude aber geht in Hamburg der Spruch:

„Broder, ik un du
Wy gat na Buxtehu,
Wöllt dem Buer in Keller krupen
Un em all sin Beer utsupen."

Im Harzdorfe Schierke sollen alle Einwohner Kröpfe haben und dieselben für etwas so Natürliches halten, daß die Kinder durchziehende Studenten, an deren bloßgetragenem Halse zu sehen war, daß ihnen dieser Schmuck fehlte, mit Spottreden verfolgten.

Braunschweig hat an dem einen, aber weit berühmten Schöppenstedt genug, welches indeß in den Ruf der Thorheit wohl nur dadurch gekommen ist, daß Kneitlingen, der Geburtsort Till Eulenspiegels, nicht weit davon entfernt liegt, oder daß man bei dem Namen Schöppenstedt an Schöps statt an Schöppe dachte.

Von Bremen singt der Spruchdichter des Volkes spöttisch: „Wer stehlen will und nicht hangen, der geh nach Bremen und laß sich fangen." Im oldenburgischen Ammerland soll es eine Unzahl von Neckereien zwischen den einzelnen Orten geben. Die Leute aus dem „Stägeland" (d. h. Stedingerland) Vegesack gegenüber werden mit dem nicht sehr witzigen Reime geneckt: „In't Stägeland, in't Stägeland, da hängt der Käspott an de Wand," worauf sie zu antworten pflegen: „Un wer dat nich verdregen kann, der lat sin Näs ut Stägeland."

In Mecklenburg giebt es meines Wissens nur einen Ort, wo Schildbürger wohnen sollen, Teterow, dafür aber hat der fopplustige Kobold demselben einen ganzen Sack voll Thorheiten in seine Chronik geschüttet.

Ungemein reich an Namen, die mehr oder minder Schimpf einschlossen, war ehemals Pommern. Hier finden wir unter Anderen die „Stintköppe" von Wollin, die „Plunderköppe" von Cammin und die „Pomuffelsköppe" von Gollnow. Die Mönchsguter wurden von den Putpusern (nach ihren großen Messern) „Pook," letztere aber von ersteren (nach ihren Streitkolben) „Kolber" genannt. Die Cösliner hießen „Sackföfer," weil sie einen katholischen Barbier, der mit einer quakenden Ente den lutherischen Gottesdienst gestört hatte, in einen Sack steckten und ersäuften, die Anclamer „Swinetröcker," weil sie, als der Herzog Schwäne von ihnen verlangte, Schweine schickten. Die Stralsunder endlich sollten, wie die Neckfucht ihrer Nachbarn beanspruchte, auf den Namen „Hans Katte" hören, da sie sich einmal gegen eine Katze in ihrem Kirchthurm, die sie für einen Fuchs gehalten hätten, in die Rüstung geworfen haben sollten.

Auch die Mark zeigt einige Beispiele von humoristischer Behandlung von Ortschaften. Häufig finden sich scherzhafte Deutungen von Städtenamen, z. B. bei Küstrin und Köpnik. Ein großer Krebs, der gefangen worden war und an der unrechten Stelle verkauft werden sollte, rief den Leuten zu: „Köp nich." Oft mußte ein spöttischer Vers der Eifersucht Ausdruck geben, die zwischen Nachbarstädten herrschte. So heißt es in der Altmark:

„Die Stendaler trinken gerne Wein,
Die Gardelegner wollen Junker sein,
Die Tangermündner haben den Muth,
Die Soltwedler haben das Gut.
Die Seehausner sind Abenteurer,
Die Werbner machen den Weizen theuer,
Die Osterburger wollten sich recken
Und thäten den Bullen für den Bären stecken."

Die beiden letzten Verse beziehen sich auf eine Begebenheit, um deretwillen auch die Moriner in der Neumark den Namen der Bärenstecher haben: sie sahen einen friedlich der Stadt zuwandelnden Bullen für einen Bären an und eilten ihm mit Spießen und Stangen entgegen.

Die Bartner in der Provinz Preußen werden „Rekel" genannt*). Von den Bauern in Butsch bei Christburg wird erzählt: sie waren einmal im Kruge zur Schulzenwahl versammelt, es wollte aber niemand Schulz werden. Zufällig kroch eine Laus, die ein Bettler verloren hatte, über die Bank. Da kam man überein, die Laus auf den Tisch zu setzen und den, auf welchen sie zukriechе, zum Schulzen zu machen. Dann legte man die Laus für ähnliche Gelegenheiten an eine Kette. Daher die Redensart: „Den Butsch steit de Lus an de Keed." „Sechs Dinge findet man in Danzig an jedem Flecke: Huren und Diebe, Flöhe und Fliegen, Hunde und Dreck." Von dem Dorfe Daubarre ist das Neckwort im Umlaufe: „Daubarre, wo de junge Hundkes gemakt ware."

Domnau ist das Abdera Preußens. Ironisch sagt man: „Aus Domnau Verstand holen;" spöttisch erklärt man von jemand, der schwer von Begriffen ist: „Er ist aus Domnau." Einst wurde in Domnau ein Dieb zum Galgen geführt, wobei ihn alle Rathsherren begleiteten. Der Richtstätte nahe, bat er um die Vergünstigung, sich noch beim nächsten Bäcker ein Düttchenbrot kaufen zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt, und der Bürgermeister schenkte ihm sogar das Düttchen (Silbergroschen). Der Delinquent kaufte sich darauf bei dem am Thore wohnenden Bäcker das Brot, entwischte aber damit und rief den ihm verblüfft nachstarrenden Rathsherren zu: „Dank, Domnauer,

*) Vgl. hierzu wie zu dem Nächstfolgenden Frischbier: „Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten." 2. Aufl.

fer't Düttkenbrot." Seitdem nehmen es die Bäcker dort übel, wenn man ein Düttchenbrot bei ihnen verlangt; man muß Silbergroschenbrot sagen. Eine Redensart: „He löckmult wie de Domnausche Stadtboll." Die Domnauer sahen nämlich einmal auf ihrem Thorthurme schönes Gras wachsen, und damit das nicht umkomme, nahmen sie den Stadtbullen, warfen ihm eine Schlinge um den Hals und zogen ihn auf den Thurm hinauf, damit er das Gras abweide. Dem Ersticken nahe, streckte er unterwegs die Zunge zum Munde heraus. Da schrien die Domnauer (wie einst die Lalenburger): „Seht, seht! Er leckmault schon darnach." Das Sprichwort: „Gute Nacht, meine Herren Domnauer" soll folgenden Ursprung haben. Ein Dieb, der zum Galgen verurtheilt war, bat, ihn ein paar Tage freizulassen, da es im Gefängnisse so langweilig sei. Man entließ ihn, nachdem er eidlich gelobt, sich an dem zur Executi.n bestimmten Tage zu stellen. Er kam auch richtig in der Nacht vor diesem Tage wieder. Aber als er sich am Thore meldete, ließ man ihn nicht ein und sagte, er möge bei hellem Tage wieder kommen. Das hielt er aber nicht für nöthig, da er seinem Eide nachgekommen war, und so sagte er: „Gute Nacht, liebe Herren Domnauer" und ging von dannen in alle Welt.

Die Schippenbeiler führen den Spitznamen der Erbsenschmecker, indem sie einem Bauern, wie ein Lied ausführlich erzählt, seine ganze Ladung grauer Erbsen in entnommenen Proben aufgeschmeckt, d. h. weggekostet haben sollen. Auch nennt man sie Bärenstecher, weil sie ihren Bürgermeister, als er sich in Königsberg einen Bärenpelz angeschafft hatte und in dem neuen Staate prangend heimkehrte, für einen Bären hielten und mit Spießen und Büchsen anfielen. „Gah na Rominte, Zigge opschwänze," ist eine Redensart, die sich auf das Dorf Rominten im Goldapper Kreise bezieht. Dasselbe war früher sehr schmutzig

und arm. Man konnte sich keine Kühe, sondern nur Ziegen halten, und der Koth im Orte war so tief, daß er diesen bis an die Schwänze reichte. Daher gab man ihnen spottweise den Rath, ihre Ziegen aufzuschwänzen. Die Einwohner des Dorfes Fischhausen im Samlande heißen „Möckeprötscher," d. h. Mückenspritzer. Einmal nämlich, so wird erzählt, wurde plötzlich Feuerlärm geschlagen, es hieß, der Kirchthurm brenne, und in der That sah man dicke Rauchwolken um ihn herumwirbeln. Die Leute liefen also rasch mit ihren Löschgeräthen herzu und spritzten, was das Zeug hielt, worauf sich der Rauch nach einer Weile verzog. Als man aber näher zusah, war es gar kein Rauch, sondern nur ein großer Schwarm sogenannter Haffmücken gewesen. Die Königsberger heißen bald Glomsnickels, bald Sperlingsschlucker. Der erstere Beiname wird von ihrer Vorliebe für Schmand und Glumse (Sahne und saure Milch), der letztere von einem Mißgeschick des sogenannten altstädtischen Jappers hergeleitet. Dieser am altstädtischen Rathhause angebrachte, früher mit einer Krone geschmückte Kopf bezeichnete jeden Stundenschlag durch Aufsperren und Zuklappen seines großen Mundes, bis ihm dabei einmal ein Sperling hineinflog und den Mechanismus verdarb. Die Bewohner des Städtchens Löbenicht, welches jetzt ein Theil von Königsberg bildet, hießen die Bauern. Ein dortiger Bürger begann ein Haus zu bauen, starb aber, ehe es fertig war. Sein Sohn, welcher studirte, mußte die hohe Schule verlassen, um den Handel seines Vaters fortzuführen und seiner Mutter bei der Wirthschaft zu helfen. Er baute das Haus aus und ließ auf dasselbe einen Neptun mit dem Dreizack setzen. Die Löbenichter aber glaubten, „der Bauer mit der Mistgabel" sei ihnen zum Spotte aufgestellt worden. Männer und Weiber rotteten sich mit Spießen und Stangen, Spinnrocken und Besenstielen zusammen und wollten dem

Manne das Haus stürmen. Er sah oben zum Fenster heraus und fragte: „Liebe Nachbarn, was bedeutet das?“ Die Gemeinde schrie hinauf: „Den Bauern vom Hause herunter.“ Er erwiderte: „Aber, liebe Nachbarn, es ist ja gar kein Bauer, es ist der Neptunus.“ „Was, rief die Gemeinde, was sagst du uns von dem Klimklums? Den Bauern vom Hause, oder wir wollen dir etwas Anderes zeigen.“

„Hietsch! Hietsch!“ ist in der Gegend von Lötzen ein Ruf, mit dem man junge Pferde an sich lockt, dann aber auch ein Spottname für die Bewohner des Dorfes Wissowatten. In der Nähe desselben soll ehedem ein großer Wald gestanden haben. Der dortige Förster lud die Bauern ein, bei ihm zu Mittag zu essen, er wolle ihnen ein Elennthier vorsetzen, welches er geschossen habe. Das Fleisch mundete den Leuten, aber nach der Mahlzeit offenbarte ihnen der Förster, daß sie ein Füllen verspeist hätten. Seit der Zeit werden sie damit geneckt. Nach einer alten Urkunde soll der, welcher durch Wissowatten reist und „Hietsch! Hietsch!“ ruft, zur Strafe eine Tonne Bier und eine Leine Kringel zahlen. Von Rückgarben, einem Dorfe bei Schippenbeil, sagt man in der Umgegend: „Hei heft et önnerlich wie de Röckgarwsche Kinder.“ Bei einer Visitation bekam der Superintendent von den Schülern keine Antworten; der Lehrer aber entschuldigte sie damit, daß er sagte, sie hätten es innerlich. Wer nach Frauenburg kommt, „ist in den Bockstall gerathen,“ die Bewohner der Stadt sind „Bockstoßer.“

Stark verspottet werden die Bewohner von Mühlhausen an der Ostbahn, wo sie mit dem Langholz querüber hereinkommen,“ wo sie ferner „die großen Keilchen und die lange Suppe machen,“ und wo sie den großen Krebs im Teiche an einer Kette liegen haben, „weil er ihnen die Stadtmauern umgefressen hat.“ In Perwusen, einem Dorfe zwischen Eylau und

Bartenſtein, gehen die Hunde mit Schlorren (Pantoffeln) an den Füßen umher und bellen mit den Schwänzen. Das Dorf Draupchen bei Inſterburg führt den Spitznamen „Pieptrurig,“ welcher einen Betrübten bezeichnet. Den Pillkallern ſagt man ſpöttiſch nach, daß ſie ſich die Zähne ſtocherten, wenn ſie Milch genoſſen hätten. Die Bewohner des Kirchdorfs Goldbach bei Tapiau werden „Pracherterriter,“ d. h. Bettlerzerreißer, genannt, weil die Sage erzählt, ſie hätten einſt ruhig zugeſehen, wie ihre Hunde einen Bettler in Stücke geriſſen. Noch jetzt ſollen ſie „Flicker“ von den Kleidern des Unglücklichen zwiſchen den Zähnen haben. Außerdem wird ihnen von den Nachbarn Neigung zum Klatſchen und Schänden ſchuld gegeben. In Pröbbernau, einem Dorfe am äußerſten Ende der Danziger Nehrung, „iſt die Welt mit Bretern verſchlagen,“ auch bellen die Hunde hier ebenfalls mit dem Schwanze. Vom Dorfe Radſche im Kreiſe Pillkallen geht die Redensart: „Du böſt woll von Radſche, wo ſe de Flinſe (Buchweizenkuchen) op eene Sied backe on de Wagens op eene Sied ſchmeere,“ was man zu jemand ſagt, der eine Arbeit ungeſchickt oder blos halb macht. Die Bewohner von Tolkemit nennt man „Stintſtecher,“ und es heißt, daß der Ort einmal von einem Heere von Stinten belagert und erobert worden ſei. Ferner ſagt man: „Er iſt aus Tolkemit am friſchen Haff, wo der Aal an der großen Kette liegt.“ Dann: „In Tolkemit wohnen neunundneunzig Töpfer; wenn der hundertſte jung wird, ſtirbt einer.“ Endlich: „Oen Tolkemit liggt e grote Steen, on wenn de Hahn kreegt, röhrt (rührt) he ſöck“ — nämlich der Hahn. „Drink ut on komm on häng de Handſchke äwre Schuller“ iſt zu Kumehnen im Kreiſe Fiſchhauſen eine gefährliche Aeußerung, die man nur wagen darf, wenn man die Hand ſchon auf der Thürklinke hat. Die Kumehner ſollen ſich durch dieſe Worte zum Heimgehen aus dem Kruge aufgefordert,

sich darnach aber erst recht festgesetzt haben. „Er ist ein Ungetaufter," sagt man in Preußen von den Bewohnern des Dorfes Karczupchen im Gumbinner Kreise, weil Leute aus diesem Orte einst mit einem Kinde zur Taufe gefahren sein, sich aber unterwegs in der Schenke so gut gefallen haben sollen, daß sie die Kirche vergessen und das Kind ungetauft wieder heimgebracht hätten.

„Von wo bist Du? vom Ksionsker Rohrbruch, wo der Kiebitz den Bullen todtstieß?" ist ein Neckwort im Kreise Strasburg. „Von wo bist Du? Von Jerrentowitz, wo sie die großen Keilchen kochen, vom halben Scheffel drei?" sagt man bei Rheden, und die Gefoppten geben zur Antwort: „Wir kochen nicht vom halben Scheffel, sondern von Mehl Keilchen." In Nikolaiken liegt ein Stinthengst an der Kette. Es giebt dreierlei Menschen: gute, schlechte und Pillkaller. Es giebt verschiedene Menschen: gute Menschen, böse Menschen und Tolkemiter. Die Bauern des Dorfes Kromargen führen in der Gegend von Eylau den Spitznamen „Kloogschieter." Die Rastenburger werden mit dem Namen „Kapusendiebe" geärgert. Die Gegend von Zinten heißt bei den Nachbarn die „Hundstürkei." Wenn man die Bewohner der Gegend zwischen Labiau und Tapian in den Harnisch bringen will, sagt man von ihnen, sie stammten aus dem „Hundemacherwinkel." Eine oft gehörte Redensart ist: „Er ist dreist wie ein Braunsberger." Leute, die es den Ausländern in der Sprache und im Benehmen nachthun wollen, werden „Ausländer aus Zinten" genannt. Veranlassung zu dieser Bezeichnung sollen Handwerksburschen aus Zinten gegeben haben, die sich in Domnau für Weithergewanderte ausgegeben hätten. Von alten Zeiten her führen die Bürger der Stadt Goldapp den Spottnamen der Ferkelmacher, und zwar soll sich derselbe von einem liederlichen Maler herschreiben, der das Stadtwappen am Rathhause zu malen beauftragt wurde. Derselbe malte aber

zunächst mit Oelfarben eine Sau mit einer Ferkelfamilie und darüber mit Waſſerfarben das verlangte Wappen. Die naſſe Witterung ſpülte letzteres bald ab, während die Ferkel mit ihrer Mutter blieben, worüber dem Maler dann ein großer Proceß angehangen wurde. Natürlich laſſen die Goldapper ſich an denſelben nicht gern erinnern.

Der Narrenort Schleſiens iſt das Städtchen Polkwitz, von dem eine Menge Lalenbürgerſtückchen erzählt werden. Im Königreich Sachſen hat Mutzſchen und, wie Wachsmuth behauptet, Adorf einen Anflug von Lächerlichkeit; ſonſt hat hier Schilda alle Neckereı auf ſich gelenkt und abſorbirt. Die Thüringer hießen in alter Zeit Heringsnaſen, und ein lateiniſches, aber ohne Zweifel auf Volkswitzen beruhendes Gedicht ſagte von ihnen, daß ſie „einen geſalzenen Hering mit Dank annähmen und ſich aus dem Kopfe allein neun verſchiedene Gerüchte herzuſtellen verſtünden.“ Heſſen hat ſeine Schwarzenborner und ſeine Griesheimer, „von denen ſich ein Buch ſchreiben ließe.“ Im Naſſauiſchen ſtand früher das Städtchen Hefftrich im Geruche, von Pinſeln bewohnt zu ſein. Von dem Narrenorte Cochem an der Moſel wird erzählt, daß, als einſt der Frau Bürgermeiſterin ihr Canarienvogel entflohen war, raſch der Befehl erging, die Thore zu ſchließen, damit der Flüchtling nicht entwiſchen könne. Als ein ander Mal Krieg die Stadt bedrohte, ſollten die Glocken gerettet werden, und man beſchloß ſie in die Moſel zu verſenken. Damit man aber die Stelle, wo dies geſchah, ſpäter wiederfinden könnte, wurde in den Kahn da, wo ſie über Bord geworfen worden waren, ein Einſchnitt gemacht, worauf man an's Land fuhr.

Wieder ziemlich reich an Narrenorten und Spitznamen iſt Weſtphalen*). Die Blomberger z. B. heißen Langohren,

*) Vgl. hierzu Kuhn, „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Weſtphalen.“

und zwar von folgender Variante der Geschichte vom Stier, der das Gras vom Thorthurm abweiden sollte: Die Blomberger haben einmal gesehen, daß auf einer alten Mauer viel Gras und Kraut wuchs, und da haben sie gedacht, das solle nicht umsonst da sein, und einen Esel an einem Strick hinaufgezogen, bis einer von ihnen gerufen hat: „Nu is et heau neaug" (nun ist's hoch genug). Da hat der Esel die Zunge heraus gestreckt, und ein Anderer hat sich gefreut und gesagt: „Wu licket hei am Gräse!" (Wie leckt er am Grase!) Aber der Esel hat traurig den Kopf hängen lassen, und obgleich sie ihn eilig herunterließen, ist er doch nicht wieder lebendig geworden.

Durch Kleinenberg an der Egge ist einmal ein Mann gekommen, der hat auf seinem Wagen eine Ladung Kanonenkugeln, wie man sie zum Senfreiben nimmt, gehabt; da haben sie ihn gefragt, was er führe, und er hat ihnen geantwortet, es wären Pferdeeier. Die Kleinenberger sind, als sie das gehört haben, neugierig geworden und haben gefragt, ob er ihnen nicht eins verkaufen wolle. Das wolle er gern thun, hat er gesagt und ihnen darauf für zehn Thaler eine von den Kugeln verkauft, sie auch belehrt, wie sie das Ei ausbrüten müßten. Sie haben darnach gethan und Tag auf Tag darauf gesessen und einander redlich abgelöst, aber ein Fohlen hat nicht herauskommen wollen. Endlich ist einem der Brütenden die Geduld gerissen, er ist aufgestanden und hat der Kugel mit den Worten: „Du verfloktet Egg, wist' gar nit up!" einen Fußtritt versetzt. Nun hat er aber an einem Abhange gebrütet, und da ist sein Ei an demselben hinuntergekollert und in einen Busch gelaufen, in welchem ein Hase gesessen hat. Wie der vor Schreck aufgesprungen und davon gelaufen ist, hat der Mann oben gemeint, das sei ein Fohlen, und hat einmal über das andere gerufen: „Kum, Hieschen, kum!" Aber Hieschen

Häschen hat sich nicht halten lassen und ist nicht zu ihm gekommen.

Ein ander Mal haben die Kleinenberger in Erfahrung gebracht, wenn man Käse aussäe, so wüchsen Kühe daraus, und so haben sie eine große Menge Käse gekauft und auf einem Bruche bei ihrem Orte in die Erde gesteckt. Wer da wissen will, ob sie aufgegangen sind, muß die Kleinenberger fragen; sie werden ihm wenigstens das Bruch zeigen, welches noch heute das Käsebruch heißt*).

Als die Mossenburger die ersten Störche zu Gesicht bekamen, erschraken sie sehr über deren lange Schnäbel und Beine. Es war aber um die Zeit, wo der Roggen reif werden wollte, und da die Störche sich auf denselben gesetzt hatten und die Mossenberger fürchteten, die Vögel mit den großen Schnäbeln möchten ihnen das Korn auffressen, so holten sie sich jemand, der sich auf's Schießen verstand. Vier Mann trugen den Jäger, damit er ihnen das Getreide nicht zertrete, auf einer Mistbahre über die Felder. Wie verwundert aber war man, als sich dann zeigte, daß demungeachtet so viel Korn zusammengetreten war.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ist das damals befestigte Attendorn von den Schweden belagert worden. Da haben die Bürger alle ihre Bienenstöcke zusammengetragen und den Stürmenden auf die Köpfe geschl.udert. So mußten die Feinde jählings fliehen und mit Schimpf und Schande abziehen. Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß wird am Frohnleichnamsfeste jeden Jahres in Attendorn ein Waffentanz aufgeführt, bei dem man die den Schweden abgenommenen Waffen anlegt. Auswärtige nennen ihn den Kattendans, aber die Attendorner hören das nicht gern, weil es sie an den ihnen

*) Auch das Dorf Stünz bei Leipzig heißt (vielleicht von einer jetzt vergessnen ähnlichen Nachrede) im Volksmunde allgemein der Käsebruch.

anhaftenden Spitznamen des Kattenfillers erinnert. Dieser soll daher rühren, daß die Attendorner einst einer Katze Blasen an die Füße banden und sie dann vom Thurme herabwarfen, wobei das arme Thier erst am vierten Tage auf den Boden gelangt sein soll. Nach anderem Bericht verhält es sich mit diesem Necknamen anders. Der Erzbischof Gebhard Truchseß kam auf seiner Reformationsreise von Cöln auch nach Attendorn, wo gerade eine große Processíon war. Viele fielen dabei von ihrer Religion ab, und sogar der Herr Pastor tanzte mit seiner Köchin auf dem Kirchhofe. Diese Abgefallenen mußten sich aber zuletzt auf das Schloß Bilstein flüchten, wo sie von den andern Attendornern belagert wurden. Hierbei ließ sich einmal in einem Thurmfenster eine Katze sehen, welche dann von den Belagerern, welche meinten, es sei der Truchseß in seiner Schlafmütze, ganz zu Schanden geschossen wurde. Das Thier schrie erbärmlich, die Belagerten aber riefen ihren Gegnern „Kattfillers!" Katzenschinder, zu.

Unweit Teklenburg liegt die Bauerschaft Wechte und südlich von Münster das Städtchen Beckum, von welchen beiden in Westphalen allerlei Schildbürgerstreiche erzählt werden. Unter Anderm gehen die Wechter einmal am Christtag zur Frühmette nach Teklenburg, und als sie an den Zitterteich kommen, flimmern die Sterne so hell im Wasser, daß der, welcher vorangeht, der Meinung ist, es seien die Kerzen in der Kirche, die schon angesteckt seien, einen tüchtigen Anlauf nimmt und mitten ins Wasser hineinspringt. Es geht nun wie oben bei den holsteinischen Bishorstern. Der Nächste, der jenen plumpen hört, glaubt, er werfe die Thür zu und ruft ihm schnell nach: „Laat apen!" thut einen Satz und springt nach. Die nach ihm Folgenden thun desgleichen, und zuletzt ist der Zitterteich so voll Beine gewesen, daß Keiner gewußt hat, welches die seinigen

ſeien. Wie ihnen das damals klar geworden iſt, weiß man nicht. Bei einer andern Gelegenheit aber haben ſie es ſchnell herausgebracht. Sie wohnen in einer ſandigen und moorigen Niederung, und da fliegt ihnen der Sand und Schlamm oft arg in die Holzpantoffeln. Sie haben deshalb einmal den Beſchluß gefaßt, ein warmes Fußbad zu nehmen. Damit es aber weniger Holz zur Feuerung koſte, haben ſie das Waſſer in einem großen Keſſel beigeſetzt und nachher, als es heiß genug war, insgeſammt ihre Füße gewaſchen. Nun war aber der Keſſel doch nicht ſo groß, daß ſie alle ihre Beine bequem darin hätten herumtanzen laſſen können, und als ſie dieſelben hin und her ſpülten, iſt die Verwirrung ſo ſtark geworden, daß keiner von ihnen mehr gewußt hat, welches die ſeinigen ſeien. Da fiel endlich einem ein gutes Mittel ein, er nahm eine Ruthe zur Hand und ſchlug tüchtig auf die verwickelten Beine los. Da ſprangen ſie heraus, haſt du nicht geſehen, und ſo kam jeder glücklich wieder zu ſeinen Beinen.

Von Beckum werden unter Anderm die Geſchichten vom Sperling mit dem Strohhalm und von der menſchenfreſſenden Katze erzählt, jedoch in etwas andrer Faſſung als in den bis jetzt genannten Narrenſtädten, denen ſie anhaften. Es heißt nämlich in Betreff des einen Schwanks, als die Bekumer geſehen, daß ein Sperling mit einem Strohalm im Schnabel, den er natürlich der Quere gehalten, in ein Haus geflogen, hätten ſie einen großen Balken gleichfalls der Quere ins Haus ſchaffen wollen und hierüber beinahe die Mauer eingerannt. In der Katzengeſchichte aber antwortet der Verkäufer den ihm nachſetzenden Leuten auf die Frage, was das Thier freſſe: „Alles, was Menſchen eſſen“, und die Beckumer jagen darauf die Katze blos mit Knütteln und Miſtgabeln fort, ohne die Häuſer niederzubrennen.

Hückeswagen soll davon seinen Namen haben, daß vor grauen Jahren an dieser Stelle ein Fuhrmann mit einem Käsewagen, um Halt zu machen, seinem Geschirr „Hü, Käswagen!“ zugerufen hätte. Die Bewohner des „Sauerlandes“ sollen es mit der Sparsamkeit zu weit treiben und haben dadurch zu drolliger Nachrede Anlaß gegeben. Die Leute im Dorfe Hülscheid z. B. sollen jährlich auf gemeinschaftliche Rechnung ein Schwein schlachten. Der Kopf desselben würde dann, so heißt es weiter, in zwei Stücke getheilt und an jeder Hälfte ein Ring befestigt, worauf die „halben Köpfe“ das ganze Jahr von Haus zu Haus wanderten, um heute der und morgen jener Familie den Kohl oder die Erbsen schmälzen zu helfen, indem jedes Haus berechtigt sei, seinen halben Kopf eine gewisse Zeit am Ringe in den Topf zu halten, in welchem das Gericht koche.

V.

Süddeutſche Lalenbürger und Spitznamen.

Begeben wir uns nach Süddeutſchland, ſo finden wir die Neckerei, von der hier die Rede iſt, zunächſt in Franken ziemlich wohl gediehen. Es hat „Herrgottesbader“ in den Monheimern, die, wie erzählt wird ein Crucifix, welches bei einer Prozeſſion beſtäubt worden war, in einem Teiche wuſchen, und „Herrgottsſchwärzer“ in den Nürnbergern, die ein maſſives Chriſtusbild an der Sebalduskirche ſchwarz angeſtrichen haben ſollen, damit es die Raubſucht der Soldaten nicht anlocke. „Die Nürnberger henken Keinen, ſie hätten ihn denn ſchon,“ ſagt ein bekannter weiſer Spruch. Die Miſtelgauer heißen „Hummeln,“ und zwar hat es damit die Bewandtniß, daß ihnen eine ähnliche Geſchichte paſſirt iſt, wie die mit dem Sperling und dem Strohhalm; nur das es eine Hummel war, die den Halm auf die allein mögliche Weiſe in ihr Neſt trug und dadurch den Leuten Vernunft beibrachte. Daß Heideck im Stadtwappen eine Klaue hat, erklärt der Volkswitz in den Nachbarorten damit, daß die Heidecker einmal ein Kuhhorn gefunden und es für eine Kralle vom Vogel Greif gehalten hätten. Von den Karlſtädtern heißt es, ähnlich wie von den

Bewohnern Cochems, sie hätten einmal in Kriegszeiten einen Schatz in den Main versenkt und, um ihn wiederfinden zu können, über der Stelle eine Kerbe in den Kahn geschnitten. Die Münchberger und die Weißenstädter sind Kumpane der sieben Schwabenhelden, jene ziehen gegen einen Pudel, diese gegen einen Backtrog mit Wehr und Waffen zu Felde.

In Franken gab es ferner vor Zeiten Städte, die nicht nur geneckt wurden, sondern auch ihrerseits neckten. So hatte Kalten-Westheim an der Rhön seinen Weiberwetzstein, an dem kein Mann wetzen durfte. That dies einer aus Unkunde, so kamen die Frauen herzugelaufen, tauchten ihn in Wasser und ließen ihn eine Geldbuße bezahlen. So mußten ferner die von Würzburg her in Karlstadt einwandernden Handwerksburschen die Frage beantworten: „Was machen die Heiligen auf der Mainbrücke? „Die Antwort hatte zu lauten: „Ein Dutzend", und wer das nicht wußte, wurde zu näherer Erkundigung nach Würzburg zurückgeschickt. Aehnlich in Schweinfurt, dessen Wahrzeichen, ein Adler, beim Volke die Eule hieß. „Was macht die Eule?" wurden die Handwerksburschen gefragt, und die Antwort mußte sein: „Nichts."

In Altbaiern ist nicht viel Spott dieser Art gewachsen. Ein Sprichwort sagt: „Schwäbisch ist gäbisch, baierisch ist gar nichts." Von den Straubingern heißt es: „Sie lassen fünf gerade sein." Als Hans Sachs dichtete, war Schrobenhausen — vielleicht seines an Schrauben und Verschroben erinnernden Namens halber — etwas anrüchig. Hierschau in der Oberpfalz gehört zu den Orten, die man verschiedener Lalenbürgereien bezichtigt, und ebenso werden die Bewohner von Weilheim im Oberlande als Gimpel aufgefaßt.

Sehr reich an Narrenstädten und Necknamen ist, wie man nach dem im dritten Abschnitte Gesagten erwarten wird, das

Land der Schwaben.*) Die Leute von Seebronn bei Rotenburg nennt man „Senfenſchmecker," und das kommt daher, daß, als einſt ein Bauer des Ortes ſeinen Hanf abgemäht fand und man den Urheber des Frevels nicht zu entdecken vermochte, der Schultheiß alle Senfen der Gemeinde auf's Rathhaus bringen ließ, um durch den Geruch derſelben den Thäter heraus zu bekommen. Ich erinnere hierzu daran, daß man in Schwaben für Riechen und Schmecken nur ein Wort hat.

Eine andere vielgehänſelte Gemeinde ſind die bereits genannten Hirſchauer, von denen man außer dem Erwähnten auch ſagt: „ſie hätten alle ihre Glieder beiſammen." Dieſer Ausdruck kommt davon her, daß einſt ein Fremder, der durch Hirſchau kam, von den Kindern verſpottet wurde, weil er „die Waden nicht unter dem Kinn hatte," d. h., wie wir wiſſen, weil es ihm an einem Kropfe mangelte, und daß eine Mutter dieß ihrem Kleinen mit den Worten verwies: „Danke Du doch dem lieben Gotte, daß Du alle Deine Glieder beiſammen haſt."

Ebenfalls ſtark verſpottet werden die Einwohner von Kiebingen. Hier ſah eines Abends ein Bauer den Mond im Neckar und lief ſogleich ins Dorf, um ein Netz zu holen und ihn zu fangen. Viele Leute gingen mit ihm und ſahen dem Fiſchzuge zu, aber der Mond entſchlüpfte jedesmal durch die Maſchen, ſo oft man ihn zu haben meinte. Ein ander Mal ſollte der Schweineſtall als Falle dienen, um den Mond einzufangen, aber ſie konnten die Thür nie ſchnell genug zumachen; und dabei hatte ſie der Mond noch überdieß zum Beſten; denn ſo oft ſie die Thür wieder öffneten, ſaß er drin, nur wollte er ſich durchaus nicht einſperren laſſen. Weil die Kiebinger ihn aber gar zu gern gehabt hätten, nahmen ſie ſpäter eine Stange

*) Vgl. hierzu Meier, „Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben."

und dachten ihn vom Himmel zu stoßen wie einen Apfel vom Baume. Als man fand, daß die Stange nicht hinaufreichte, gab einer den Rath, sie zu strecken. Sofort faßten zwei starke Bauern sie, der am einen, jener am andern Ende, an, um sie auszudehnen. Sie zogen und zerrten, bis endlich der Stärkere von beiden den Schwächeren niederriß und allein mit der Stange fortlief. „Es geht, es geht!“ rief er vergnügt und rannte immer weiter, indem er der Meinung war, daß die Stange sich verlängere. Seit diesen Begebenheiten führen die Kiebinger den Namen der „Mondfänger“ und „Stangenstrecker.“

In Jaxtheim war einmal eine Bauersfrau, die hielt nur ein paar Hühner, brachte aber immer eine große Menge Eier auf den Markt nach Krailsheim. Den Bauern war das schon lange verdächtig vorgekommen. Weil sie aber nicht herausbringen konnten, wie es zuging, so wendeten sie sich an den Knecht des Hauses und beredeten ihn, der Frau aufzupassen. Dazu verstand er sich gern; denn ihm selbst war schon aufgefallen, daß die Frau beständig zweierlei Brot buk, zur Hälfte weißes, das sie allein aß, und zur andern Hälfte schwarzes für die übrigen Hausgenossen. Als die Frau nun einmal wieder zu Markte war, suchte der Knecht nach dem weißen Brote und fand es endlich in der Schublade des Tisches. Er schnitt sich ein tüchtiges Stück davon herunter und aß es sogleich auf. Kaum aber hatte er das Brot im Leibe, so mußte er gackern wie ein Huhn, und es trieb ihn in den Hühnerstall, wo er sich auf ein Nest setzte und Eier zu legen begann. Während er so da hockte, rief sein Herr nach ihm; weil aber das Eierlegen gar kein Ende nehmen wollte und er deshalb nicht fortkonnte, so bat er den Herrn, zu ihm in den Hühnerstall zu kommen. Wie der nun hereintrat und der Knecht ihm die ganze Geschichte erzählte, wollte der Bauer es erst nicht glauben, und um sich

von der Sache zu überzeugen, ging er in's Haus und aß auch ein Stück von dem Hexenbrote. Sogleich fing er ebenfalls an zu gackern, lief, was er konnte, in den Hühnerstall und setzte sich neben den Knecht auf ein Nest, worauf beide mit einander eine ungeheure Menge Eier legten. Jetzt wußte der Knecht, woher die Hausfrau ihre vielen Eier bekam, und nachdem er es den Nachbarn verrathen hatte, wurde die Geschichte allenthalben in der Gegend bekannt, und seitdem wollte kein Mensch der Frau mehr Eier abkaufen. Die Jaxtheimer aber erhielten von dieser Begebenheit den Spitznamen „Eierleger," den sie bis auf den heutigen Tag behalten haben.

Die Ulmer haben den Necknamen der „Spatzen" von der uns bereits bei mehreren Orten begegneten Geschichte vom Sperling mit dem Strohalme, der klüger als die Menschen war.

Die Rottweiler müssen sich den Namen der „Esel" gefallen lassen und zwar ebenfalls nach einer neckischen Anekdote, die wir schon an der Geschichte andrer Städtchen haften sahen, die hier aber einige andere Züge hat, weshalb ich sie wohl noch einmal erzählen darf. Die Bürger dieser ehrsamen Stadt fanden einst einen großen Kürbiß auf dem Felde. Sie hatten bis dahin noch nie einen gesehen, und als sie sich überlegten, was es wohl sein möge, kamen sie zu dem Schlusse, es müsse ein Ei sein, nur konnten sie nicht herausbringen, welcher Vogel es gelegt haben möge. Um nun auch darüber in's Reine zu kommen, faßten sie den Beschluß, daß der Bürgermeister es ausbrüten solle. Es half ihm kein Weigern und Widerreden, die Bürgerschaft setzte ihm eine Frist, binnen welcher er das Ei ausgebrütet haben müsse, und so saß er nun Tag und Nacht und brütete. Es wollte aber nichts Lebendiges zum Vorschein kommen, und als die Frist verstrichen war, nahm man an, das Ei werde faul sein, und beschloß, es über die Mauer zu werfen.

Das geschah denn auch. Wie der Kürbis aber zur Erde fiel und zerplatzte, sprang erschreckt ein Hase auf, der an der Mauer in einem Loche geschlafen hatte, und flüchtete feldeinwärts. Es sah aus, als wäre er aus dem Kürbis gekommen, und die Rottweiler glaubten das auch und schrien, als sie den langohrigen grauen Lampe dahinlaufen sahen: „Da schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen.“ Ein verschmitzter Maler aber, der diese Geschichte kannte, wußte es so einzurichten, daß die Rottweiler den Esel in ihre Stadtfahne bekamen. Er malte ihnen nämlich die Flucht Christi nach Aegypten darauf, aber so, daß er nur zu dem Esel Oelfarben, zu allem Uebrigen aber Wasserfarben nahm. Der Schalk rechnete auf den Regen, der die Wasserfarben mit der Zeit abspülen mußte. Und er hatte richtig gerechnet, die Figuren Josephs und der Mutter Maria mit dem Jesuskinde verschwanden allmählich, und nur der Esel aus dem Kürbisei blieb in der Fahne.

Andere Schwabenstreiche erwähne ich nur in der Kürze. So die Erzählung, die zu der Redensart Veranlassung gegeben hat: „Das geht aus wie das Hornberger Schießen.“ Der Ort hatte gewaltige Vorbereitungen zu einem großen Scheibenschießen getroffen und alle Welt dazu eingeladen, aber als unser Herrgott den Schaden besah, gerade das Wichtigste vergessen, nämlich das Pulver. So ferner die Thorheit der Derendinger, die ihnen den Namen der „Gelbfüßler“ zuzog. Sie hatten einmal eine große Eierlieferung zu besorgen, und weil die Säcke, in denen sie dieselben fortschaffen wollten, die Eier nicht alle faßten, so wußten die Leute sich auf originelle Weise zu helfen: sie sprangen in die Säcke und traten die Eier zusammen. Die Weilheimer neckt man mit ihrer Kirchweih, weil sie — keine haben.

Sehr weise muß man früher in dem guten Städtchen

Aalen gewesen sein. Als dessen Bürgerschaft einst mit dem Kaiser Streit hatte, wählte sie den pfiffigsten Mann aus ihrer Mitte, daß er das Heer des Kaisers auskundschafte und dann Bericht darüber erstatte. Selbiger Schlaukopf begab sich auch alsbald in das Lager des Feindes, wo er die Leute schön grüßte, und, als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, gerade heraus die befriedigendste Antwort gab. Sie sollten nur nicht erschrecken oder sich bange werden lassen, er wäre der Spion von Aalen und gedenke sich nur das Lager ein wenig anzusehen und zu zählen, wie viele sie wären, was man ihm natürlicher Weise mit Vergnügen erlaubte. Aus Dankbarkeit und Bewunderung so großer Klugheit haben die Aalener diesem Spion später ein Denkmal gestiftet und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet. Da drehte er seinen Kopf zugleich mit dem Perpendikel hin und her und schnitt Gesichter.

Die eigentliche Heimath und das Centrum schwäbischer Narrethei müssen wir indeß wohl anderswo suchen. In einer Ecke des Filsthales liegt das brave Dorf Gansloſen. Von dem erzählt man sich im ganzen deutschen Südwesten wundersame alte Geschichten, wie sie heutzutage nicht mehr passiren, und so ist es gekommen, daß man in Würtemberg jede Gimpelei und jeden Schwank einen Gansloſer Streich nennt. Von den Geschichten, die über die Gansloſer im Umlauf sind, mögen hier die vom Storch, die uns in andrer Gestalt schon einige Male aufgestoßen ist, die von der Sonnenuhr und die von der Ausmessung des Dorfbrunnens eine Stelle finden.

Auf den Gansloſer Wiesen hielt sich früher ein Storch auf, den man so bewunderte und verehrte (wohl ein mythischer Zug), daß ihm zu Ehren in der Kirche ein besonderes Fest gefeiert wurde. Indeß wurde der Vogel ihnen doch am Ende unbequem, da er ihnen so viel gutes Gras zerwatete. Sie

hielten daher Rath, auf welche Weise man ihn am Besten von den Wiesen wegschaffen könnte, und nach manchen andern Anträgen und Vorschlägen gelangte man zu dem Beschlusse, ihn vom Büttel wegweisen zu lassen. Damit aber auch dieser kein Gras zerwate und man zugleich von der Ausführung der Resulution urkundlich Sicherheit erhalte, bekamen vier Mitglieder des Gemeinderaths den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre über die Wiese hinzutragen. Und es geschah also. Der Storch ließ die Gansloser bis ganz in seine Nähe kommen und flog dann auf und davon, wobei der Büttel seine Träger noch auf die gute Lebensart des Vogels aufmerksam machte, der, bevor er sich entfernt, den Herren Rathsmitgliedern noch eine höfliche Verbeugung gemacht habe.

Als die Gansloser Kirche erbaut wurde, brachte man an der Seite eine Sonnenuhr an. Jedermann freute sich darüber, nur der Schultheiß hatte sein Bedenken. Er meinte, daß der Regen die schöne Farbe bald abwaschen werde, weshalb er den Rath ertheilte, daß der Zimmermann beauftragt werde, über der Sonnenuhr ein schützendes Dach anzubringen. Die Gemeinde freute sich, einen so fürsichtigen Schultheiß zu besitzen, und that nach seinem Vorschlag. Natürlich zeigte jetzt aber die Sonnenuhr die Zeit nicht. In dem erwähnten Narrenstädtchen Cochem giebt es eine überdachte Sonnenuhr, welche wirklich die Stunden anzeigt, aber nicht durch einen Schattenstreich, sondern durch einen Sonnenstrahl, der durch ein im Dache angebrachtes Loch auf die Scheibe fällt.

Die Gansloser hatten einmal einen neuen Gemeindebrunnen graben lassen und hätten nun gern gewußt, wie viel Mann er tief sein möge. Da legte der Schultheiß eine Stange quer über das Brunnenloch und hing sich mit den Händen daran, sodaß die Beine in den Brunnen hinabhingen. Dann befahl er einem

Gemeinderath, ſich an ſeine Füße zu hängen, an deſſen Füße hing ſich ein zweiter und ſo ſollte es fortgehen, bis einer das Waſſer berührte. Schon hingen ihrer ein halbes Dutzend an einander, und das Waſſer war noch nicht erreicht, als dem Schultheiß die Laſt zu ſchwer wurde und er fürchten mußte, die Hände würden ihm von der Stange abgleiten. Um dieß zu verhüten, rief er raſch beſonnen: „Haltet feſt, ihr da unten! Ich will mir einmal in die Hände ſpucken.“ Die Leute hielten feſt, der Schultheiß ſpuckte ſich in die Hände, und — plump lag die ganze Geſellſchaft unten im Brunnen.

Der allerneueſte Gansloſer Streich, der nicht wie die beiden zuletzt erzählten ſchon von den Schildbürgern berichtet wird, beſteht darin, daß der Ort ſich in Audorf hat umtaufen laſſen — der Vogel Strauß, der den Kopf in den Buſch ſteckt und ſo vom Jäger nicht geſehen wird.

Auch das Elſaß bietet uns eine ſehr erhebliche Anzahl von Orten, welche der ſpottluſtige Humor ihrer Nachbarn in der Scheere gehabt und mit ſeiner Marke gezeichnet hat. Die Bewohner von Straßburg führen den Spitznamen: „Meiſenlöcker,“ die von Colmar heißen „Knöpfler,“ die von Pfirt gar „Spaaſen,“ d. i. Spitzbubenvolk. Die Illzacher gehören zu den Mondfängern, die Killſtetter hat der Volkswitz „Fröſcheverträuker,“ die Pfaffenheimer „Bannſteinrücker,“ die Flachslander „Engelsſchmelzer“ getauft. Die zwiſchen Ill und Rhein Wohnenden nennt er „Rheinſchnaken,“ die von Türkheim „Lochſchlupfer,“ die von Oberbronn „Büchſenſäcke“ oder „Mandelträger.“

Ganz ungemein reich an Dörfern und Städtchen, die Spitznamen führen oder ſich Narrenſtreiche nacherzählen laſſen müſſen, iſt die Schweiz.*) Von Ellikon und den Salvanſern,

*) Vgl. hierzu Rochholz, „Schweizerſagen aus dem Aargau.“

welche letzteren beim Bau ihres Gemeindehauses die Fenster vergaßen und dadurch gezwungen waren, den Sonnenschein in Säcken hineinzutragen, war oben die Rede. Von den Hornussern im Frickthal erzählt das aargauer Volk eine hübsche Geschichte, wie sie sich schönes Wetter verschafften. Den dortigen Bauern regnete es einmal zu lange, und wie sehr sie auch den lieben Gott mit Kreuz und Fahne um Sonnenschein baten, der Himmel fuhr fort, wie mit Mulden zu gießen. Da fand sich ein Spaßvogel, der ihnen den Rath gab, sich aus der Apotheke gutes Wetter holen zu lassen. In einer so reichen Stadt wie Basel sei Alles zu haben. Die Gemeinde dankte für diese Belehrung und schickte einen Abgeordneten in die Stadt, um für einen Batzen von dem gewünschten Wetter zu holen. Der Apotheker verbiß sich das Lachen, bot dem Manne einen Stuhl und ging hinaus, angeblich, um das schöne Wetter zurecht zu machen, in Wahrheit aber, um sich zu überlegen, wie er den Narrenstreich glücklich zu Ende bringen könne. Zurückgekehrt übergab er dem Boten eine Pillenschachtel mit dem Bedeuten, sie ja nicht unvorsichtig zu öffnen. Vergnügt verließ der Bauer die Apotheke und machte sich auf den Heimweg. Aber je weiter er kam, desto größer wurde seine Neugier, wie das schöne Wetter aussähe, das sich in einem so kleinen Schächtelchen in den Sack stecken lasse, und als es nun gar in der Schachtel zu schnurren und zu brummen anfing, konnte er's kaum noch aushalten. Ein Mal ist kein Mal, dachte er endlich, vor dem Dorfe angelangt, setzte sich nieder, rückte am Deckel, hob ihn und — hast du nicht gesehen, flog eine Horniß heraus und auf das Dorf zu. Gelassen ging der Mann dem Vogel nach in's Dorf, und als man ihn hier fragte, wo er denn das schöne Wetter habe, antwortete er: „Ei, es ist ja gerade zu euch hinein geflogen."

Ich bemerke hierzu, daß im Braunſchweigiſchen eine ganz ähnliche Geſchichte von den Schöppenſtedtern erzählt wird.

Recht anmuthig iſt die Anekdote, mit der ſich das Volk die Spitznamen der alten aargauiſchen Städte erklärte. Als Papſt Martinus vom Koſtnitzer Concil nach Welſchland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürgerſchaft gedachte ihm mit einem Gaſtmahle eine Ehre anzuthun und wählte dazu das Beſte, was ſie kannte: ſie kochte ihm eine ſchöne roſenrothe Kirſchſuppe. Martinus begnügte ſich damit und ritt den andern Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieſes beſtrebte ſich, die päpſtliche Tafel mit dem zu beſetzen, was es ſelber für das Vorzüglichſte hielt; es ließ dem heiligen Vater einen von jenen ſcharfduftenden grünen Ziegenkäſen auftragen, die man erſt raſpeln oder ſchaben muß, wenn ſie genießbar werden ſollen, weshalb man ſie Schabziegerſtöckli nennt. „Wieder ein Faſttag!“ klagte der ſo Traktirte und reiſte ſobald wie möglich aus der Käſeatmoſphäre weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der beiden andern Orte weit zu überbieten, und ſo bewirthete man den frommen alten Herrn mit der Lieblingsſpeiſe der Bürger, einer mächtigen Schüſſel weißen Mehlbreies. „Wunderbar, wie ſtreng dieſe ganze Gegend mein Faſtenmandat hält!“ ſtöhnte leiſe der Magen des Statthalters Gottes. Niedergeſchlagen brach die Geſellſchaft am anderen Tage nach dem zwei Stunden von hier entfernten Olten auf. Die Fröſche der dortigen Wieſen ſind von Alters her von den Kapuzinern daſelbſt ſchmakhaft befunden worden, und ſo meinten die Oltener ihrem hohen Gaſte nichts Beſſeres vorſetzen zu können, als eine breite Froſchſuppe. „Das ſind ja Chriſten von exemplariſchem Wandel und ſtricteſter Obſervanz!“ riefen die hungernden Cardinäle. Indeß lag Aarburg nahe, wo man ſich an Soliderem tröſten zu können ver-

hoffte. Leider sah man sich auch hier in seinen Erwartungen getäuscht. Hier sind nämlich in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmahlzeiten nacheinander waren selbst einem Papste zu viel. Seufzend über eine Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und declamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrusses über diesen Empfang auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapaunen und Fasanen behangener, blumenbekränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber heißen seitdem „Chriesisüppler," die Lenzburger „Schabziegerstöckli," die Aarauer „Pappenhauer," die Oltener „Frösche," die Aarburger „Schnecken," die Zofinger endlich, die bis auf diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, „Ochsen."

Auch sonst kommen Bezeichnungen von Thieren in der Schweiz häufig als Neckmamen vor. Den Namen „Gaißen" sehen wir im Kanton Luzern den Bürgern von Büron und von Sempach, sowie den Sängerknaben in der luzerner Hochstiftskirche und im Aargau den Einwohnern von Ennet-Baden, von Seengen, von Umiken und von Wolenschwil angeheftet. Während die meisten dieser Ortschaften diese altherkömmliche Bezeichnung als Spottnamen betrachten und übelnehmen, sind einige, z. B. Büron, stolz darauf. Das letztere hat sogar die Gaiß in sein Dorfwappen aufgenommen, es besitzt einen eigens auf dieses Wappenthier gedichteten Lobspruch und hat zu dessen Ehre gegen die Nachbargemeinde Knutwil vieljährige Fehden

bestanden und beim endlichen Friedensschluß im Jahre 1806 ein großartiges Schauspiel in Waffen abgehalten, bei welchem nicht die mit eingeladenen Knutwiler, sondern eine Ziege den ersten Platz bekam. Auch später noch ließen sie Leute, welche ihnen zum Spott eine Gaiß an einen Baum hingen, vor dem ihre Prozessionen vorüberzogen, vor Gericht ziehen und mit schwerer Geldbuße belegen.

Ferner führen die Bewohner einer ganzen Anzahl schweizerischer Orte bei ihren Nachbarn den Spottnamen der „Esel" — aus welchem Grunde eigentlich, kann hier nicht untersucht werden. Ich theile nur mit, welchen Grund das Volk in Betreff einiger davon anführt. Die Bremgartener sollen den Namen auf folgende Weise bekommen haben. Im Städtchen wurde früher am Sonntag vor Ostern ein hölzerner Palmesel in Prozession herumgezogen. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte er einst auf dem schlechten Pflaster um, und sein nicht recht sorgfältig geleimter Schwanz fiel ihm aus. Indeß stellte man ihn rasch wieder zurecht, und auch der hinter ihm mit Mantel und Gerichtsstab einherschreitende Schultheiß verlor die Fassung nicht. Er hob den Schwanz auf, zog ihn durch den Mund und steckte ihn wohlbenetzt wieder in den dafür allein schicklichen Ort. Als die Stadt der Reformation beitrat, warf man mit anderen heiligen Bildern und Geräthen auch den Palmesel in die Reuß, die ihn dem Nachbarstädtchen Mellingen zutrug. Die Katholiken fingen ihn hier auf und wollten ihn in die Kirche stellen. Die Protestanten stritten dagegen, und ein Metzger unter ihnen packte den Holzesel, schnitt ihm den Hals ab und warf ihn wieder ins Wasser. Der Mann bekam zur Strafe für diese Unthat einen Kropf, das Volk des Ortes aber den Namen der Esel, von dem ihnen bis auf die neueste Zeit ein sonderbarer Gebrauch geblieben sein soll. So oft sie nämlich

ihre große Brücke passirten, an der jeder Fremde einen hohen Brückenzoll zu erlegen hatte, deuteten sie dem lauernden Einnehmer ihre Zollfreiheit schon von ferne damit an, daß sie einen Zipfel ihres Rockes zur Form eines Eselsohrs zusammengefaßt an den Kopf hielten, worauf der Zöllner sich respectvoll in sein Häuschen zurückzuziehen pflegte. Diese Sitte hatte aber endlich üble Folgen für sie. Ein französischer Gesandter, der über die Brücke fuhr, wurde um den Zoll angehalten, er weigerte sich zu zahlen, weil er die Mellinger frei hin und her passiren sah, die Leute verstanden aber nicht französisch genug, um ihm begreiflich machen zu können, daß hier nur der Ortsbürger kein Brückengeld entrichte, sie nahmen infolge dessen zur Pantomine ihre Zuflucht, indem sie allesammt die Rockzipfel gespitzt an die Ohren hielten. Ihnen erschien das sehr deutlich, dem Franzosen aber sehr ungezogen. Es gab eine Prügelei, der Gesandte fuhr ergrimmt hinweg und klagte bei der Tagsatzung, und das Ende vom Liede war, daß der mellingner Magistrat ihm, als er das nächste Mal die Brücke passirte, knieend und einen Strick um den Hals Abbitte leisten mußte. Der Palmesel, der an diesen Verdrießlichkeiten schuld war, war inzwischen ohne weiteren Anstoß mit der Reuß in die Aar gekommen und trieb in dieser weiter bis zum Städtchen Klingnau. Hier war es der Familie der Wengi beschieden, ihn zu entdecken und aus dem Wasser zu ziehen, und hier ist er bis auf die neueste Zeit verblieben und alljährlich in Procession herumgeführt worden. Das genannte Geschlecht aber hatte dabei das Vorrecht, ihn aus der Kirche auf die „Eselswiese" vor der Stadt hinauszufahren, und wurde dafür am Abend von der Propstei bewirthet.

Das Dorfwappen von Schindsnacht ist ein Halbmond. „Schin z' nacht," scheine uns des Nachts, o Mond, soll einst der

Wahlſpruch der Gemeinde geweſen ſein. Die Nachbarn aber haben dieſe Worte in „Schind z' nacht" verdreht und erzählen, das Dorf ſei einmal in ſo tiefe Verarmung gerathen, daß man die letzte Milchkuh habe ſchlachten müſſen. Aus Scham habe man ſie in der Nacht geſchlachtet, und dabei ſei ſie nicht gemetzget, ſondern handwerkswidrig geſchunden worden. Verſchiedenen Gemeinden wirft man ferner vor, einen Eſel auf ähnliche Weiſe behandelt zu haben, woher unter Anderm der Reimſpruch ſtammt:

„Zwiſchen Frick und Winterthur
Hend ſ' en Eſel g'ſchunde,
Hend en alti Frau drus g'macht
Und ehr 's Mul verbunde."

Endlich werden auch die Frauenämtler „B'ſchindeſel" und die Einwohner von Tägerig „Eſelsohren" genannt. Man ruft letzteren Ua und Ya nach, und es gilt von ihnen, was ſchon im Don Quixote von den beiden Eſelsdörfern erzählt iſt, die ſich wegen dieſes Spottgeſchreies in die Haare gerathen.

Rochholz, deſſen „Schweizerſagen aus dem Aargau" ich hierbei gefolgt bin, giebt in einer andern Schrift*) weitere Proben ſchweizeriſcher Neckereien zwiſchen Ort und Ort. Den katholiſchen Lunkhofern wirft der Scherz ihrer Nachbarn Gefräßigkeit vor und legt dem Schalle des Glöckchens, welches ſie bei kirchlichen Prozeſſionen läuten, die Worte unter: „Thüend d'Beckeläde zue," d. h. macht die Bäckerladen zu. Den Bewohnern von Rued giebt man jeden Holzfrevel ſchuld, der in den benachbarten Gemeindewaldungen vorkommt. Deshalb mahnt ihre Glocke mit dem Klange „Gertelhefti, Bielhalm" Axtſtiel und Gertelſtiel im Walde zu hauen. Die Leute im Dorfe Seon

*) Alemanniſches Kinderlied und Kinderſpiel aus der Schweiz. S. 61 ff.

haben den Spitznamen „Milchbecken," weil ihr Kirchengeläut wie klirrendes Milchgeschirr klingen soll. Daher ist über sie der Spottvers im Umlauf: „D'Seener lüte d'Becke z'sämme: Chüemilch! Gaißmilch!" Den Bewohnern einer großen Menge von schweizerischen Dörfern sagt man nach, sie seien durch Diebstahl in den Besitz ihrer Glocken gelangt, und läßt diese einen hierauf bezüglichen Schimpf aussprechen. So rufen die Glocken im Saanenlande: „Hogen nit der Schelme d'wegen," d. h.: Hier oben hänge ich, aber nicht diesen Schelmen zum Segen. Im solothurnischen Dorfe G'stad läutet es: „G'stadschelm!" Denn der Ort liegt an der reißenden Aare, aus welcher die dortigen Bauern alles, was bei Ungewittern und Ueberschwemmungen vorüberschwimmt, für sich herausfischen. Die Einwohner des Berner Dorfes Herzogenbuchsee heißen „Glockenschelme," weil sie eine einer benachbarten Gemeinde gehörige Glocke, die in Kriegszeiten vergraben worden, aufgefunden und sich angeeignet haben sollen. Der dumpfe Ton derselben soll besagen:

„E Gaißfueß hat mi g'funne
Dört uße bi's Grubers Brunne,
Z' Buchsee a der Stange
Mueß ich armi Glogge hange."

Der Spottvers meint also, daß das geschmähte Dorf den Glockenraub mit Hülfe eines teuflischen Thieres, der Ziege, begangen habe. Die Dorfglocke zu Gontenschwil im Kulmerthale ruft, wenn sie erklingt: „Mehlbrühe!" vermuthlich, weil der dortige Bauernschlag noch einige Zeit, nachdem das Kaffeetrinken als erstes Frühstück eingeführt worden war, der alten Mehlsuppe anhing. Die Bevölkerung des Dörfchens Asp im Jura wird von der Umgegend „Chelle," d. i. die Grobsäcke, genannt, weil die Leute dort beim Anbau ihres rauhen Bodens

selbst roh werden. Ihr Zeitglöcklein ruft daher über ihre Raufluſt: „Aſperchelle, het ſiebzehe wölle!“ Die Gemeinde Jone wird ſcherzhaft „Die irdene Glocke“ genannt, und es heißt, weil eine metallne das ſchwache Thürmchen der Kirche zuſammengedrückt haben würde, habe der Dorfwirth den Vorſchlag gemacht, eine thönerne aufzuhängen, welche dann der taubſtumme Hafner Redemund hinter der Mühle habe machen müſſen. Ihr Ruf ſoll beſagen: „Der Gloggegießer Redemund hinter der Mülli iſt au kei Hund.“ Als die heilige Verena auf der Aare am Städtchen Klingnau vorbeifuhr, ohne da auszuſteigen, ſingen die Glocken von ſelbſt an zu läuten: „Wenig Brot und ſure Wi (ſaurer Wein); ach Gott, wer möcht' au zu Klingnau ſi.“ Maihauſen, eine katholiſche und zum Canton Luzern gehörige Ortſchaft, liegt an der Grenze des reformirten zu Aargau gehörigen Kulmerthales, und ſein Geläut tönt nach dem hier gelegnen Dorfe Menzikon hinüber: „Eüſere Kerze und Palme ſind beſſer als eüre Pſalme.“ Die Glocken von Menzikon aber antworten: „Eüre Palme und Kerze ſind wie der Schnee im Märze.“ Das Wappen des ſehr kleinen Mellingen zeigt eine Kugel; daher nennt der Scherz der Nachbarn die Einwohner „Erbſen.“ Ein Reim im Aargau ſagt:

„Birmenſtorf und Gäbiſtorf
Sünd zwü arme Fleckli,
Wenn einer dinne wibe goht (dorthin freien geht),
So nimmt er's Bettlerſteckli.“

Sehr viele ſpöttiſche Nachrede des einen Ortes über den andern hat Tirol aufzuweiſen, wo namentlich die Thäler Paznaun, Ulten, Dux, Brandenberg und das Oetzthal voll davon ſind. Dieſelbe iſt hier gewöhnlich in die Form der Schnadahüpferl gefaßt, ſo z. B. in dem Spottvers auf die Kundler im Unterinnthal:

„Z' Kundel im Ofen
Thuen's Lappen (Dummköpfe) bachen (backen);
Den oan außi, den oan eini
Wöllen's g'scheidter machen."

Im kärnthnerischen Lesachthale wimmelt es förmlich von Spitznamen der hier besprochenen Art. Die Salzburger werden als „Stierwäscher," die Wiener als „Flaschelträger" gefoppt. Jene wollten den schwarzen Stier ihrer bunten Stadtheerde weiß waschen und verwendeten darauf ein paar Centner Seife; diese hielten den davon in die Donau geflossnen weißen Schaum für Milch und kamen mit Flaschen, um sich ihn zu schöpfen.

Endlich wird auch gewissen Orten Böhmens allerlei Thörichtes oder Schimpfliches nachgesagt.

Aussig an der Elbe besaß früher eigne Gerichtsbarkeit und infolge dessen auch einen eignen gemauerten Galgen. Als ihm die Gerichtsbarkeit entzogen wurde, stellte ein Stadtrath den Antrag, das Gebäude wegzureißen. Ein College aber erwiderte: „Nein; denn wir können nicht wissen, ob wir ihn nicht einmal nöthig haben, oder unsere Kinder oder Kindeskinder." Der Galgen steht also, da die übrigen Väter der Stadt den Einwand begründet fanden, noch heutigen Tages auf dem Gerichtsberge.

Die Duxer bei Töplitz werden mit ihrem Biere aufgezogen. Man erzählt: Als Christus am Kreuze nicht sterben konnte, tauchte man einen Schwamm in Bier aus der Duxer Stadtbrauerei und hielt ihm denselben unter die Nase — da starb er auf der Stelle.

In der Stadt Bilin haben sie einmal einen zum Galgen verurtheilt, aber keinen Galgen gehabt, um ihn abzuthun. So zogen sie mit ihm nach der Nachbarstadt Brüx, die einen guten Galgen besaß, die dortigen Rathsherren nahmen den armen

Sünder jedoch nicht an, indem sie sagten, sie henkten nur Stadtkinder, und so wußten die Biliner nichts Klügeres zu thun, als dem Delinquenten ein Schock böhmische Groschen und den Rath zu geben, sich selber einen Ort zu suchen, wo man ihn henken wolle.

Die Brüxer haben erst nach Erbauung der Eisenbahn von Aussig nach Komotau erfahren, daß der Kaiser Franz todt ist. — also erst nach etwa dreißig Jahren.

In Buchau bei Carlsbad kann man Prügel bekommen, wenn man die Leute nach dem heiligen Geist fragt. Das kommt aber von folgender mit der Geschichte von der Hornusser Hummel verwandten Begebenheit. Das Stadel hatte sich eine neue Kirche gebaut, und der Bürgermeister hatte für dieselbe in Prag einen heiligen Geist bestellt. Der Bote, der denselben abholen sollte, bekam von einem Spaßvogel, an den er gerathen, eine Schachtel mit der Bemerkung, darin befinde sich der heilige Geist, er solle sie aber ja nicht eher öffnen, als bis er nach Hause gelangt sei. Unterwegs aber plagte die Neugier den Boten, eine Weile wiederstand er, als er jedoch vor Buchau angelangt war, dachte er, jetzt könne es nichts mehr schaden, und machte den Deckel auf. Da flog eine weiße Taube heraus. Der Bote aber fiel auf die Knie und betete: „Heiliger Geist, nach Buchau zu."

Seestadel bei Komotau ist in Gestalt eines langgezogenen Vierecks erbaut. Nun wollten die Leute hier einen heiligen Hans auf den Markt haben, und dabei kam es zum Streite; die Einen wollten, daß er mit dem Gesichte den Markt hinab, die Andern, daß er hinaufsehe. Schließlich einigte man sich: der Heilige bekam zwei Gesichter, von denen eines nach dieser, das andere nach jener Richtung hinblickt, und so steht er (wenn der unbekannte Mitarbeiter, der mir diese Notizen über Böhmen mittheilte, recht berichtet ist) noch heute als zweiter Janus da.

Das Städtchen Türmitz bei Aussig besaß früher zwar ein

Zifferblatt am Rathhause, aber keine Uhr dahinter; man wußte sich indeß zu helfen: der Stadtdiener erhielt die Weisung, die Zeiger alle Viertelstunden mit einer Stange weiter zu schieben.

Die Leute in Klostergrab, einem Gebirgsörtchen nicht weit von Töplitz, haben einmal einen Lindwurm erlegt, und zwar ging das folgendermaßen zu. Eine alte Frau kommt zum Bürgermeister und sagt: „Eben war ich im Walde, um Holz zu lesen. Da sah ich einen schrecklichen großen Lindwurm, und vor Angst warf ich Alles hin und lief her, um es zu melden.“ Infolge dessen wurden sogleich alle Schützen des Ortes aufgeboten, und es begann eine hitzige Jagd auf das Ungethüm. Man spürte es endlich auf, umstellte es und feuerte ein paar Dutzend Kugeln darauf ab. Wie man aber dachte, jetzt müsse es todt sein, und es sich näher betrachtete, was war's da? — Ein Italiener hatte in der Trunkenheit seinen Dudelsack verloren.

VI.

Schildbürger und Spitznamen außerhalb Deutschlands.

Schildbürgergeschichten und Spitznamen, Foppereien und Stichelreden, wie sie die vorhergehenden Kapitel brachten, kommen, wie ich bereits kurz angedeutet habe, nicht blos da vor, wo Deutsche wohnen. Wir begegnen ihnen, wenn auch nicht so oft wie daheim, in der ganzen civilisirten und halb civilisirten Welt, und nicht blos in unsern Tagen und im Mittelalter wurden biedere Gemeinden und ganze Stämme und Völker auf diese Weise geschraubt und geneckt, sondern schon im grauen Alterthume finden wir dergleichen Possen und Pinselstreiche, Spottnamen und Schwänke. Das Folgende, als Excurs zu betrachten, soll dieß an einer Anzahl von Beispielen zeigen.

Schon die alten Inder kannten solche Scherze. Die meisten der Fabeln von den Pygmäen, den Hundsköpfen, den Ohrenliegern, Schattenfüßlern u. d., die Ktesias und Megasthenes den Griechen auftischten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf altindische Schimpfnamen und Neckereien zurückzuführen, mit welchen die eingedrungnen Arier die geistig und körperlich tiefer stehende Urbevölkerung des Landes verhöhnten. Wenigstens gleichen die Spottanekdoten von den Kirata, den Zwergen, mit

denen im indiſchen Epos Wiſchnus Vogel kämpft, und von den Einfüßlern, welche „ſehr ſchnelle“ Pferde als Tribut bringen, ſo wie mehrere ähnliche Sächelchen im Weſentlichen unſeren Lalengeſchichten.

Unter den Griechen der Zeit Lukians ſtanden die Bewohner des ätoliſchen Kyme, des böotiſchen Haliartos und vor Allem die des thrakiſchen Abdera, der Heimath Demokrits, des lachenden Philoſophen, im Geruche der Gimpelhaftigkeit. Und was ſagten nicht die ſpottſüchtigen Athener allen, nicht blos den genannten, Böotiern nach, die ſie bald „Schafe,“ bald „Schweine“ titulirten. Ferner beſaß die helleniſche Nation in den Arkadiern einen ganzen Stamm von Tröpfen und Querköpfen. Ein Menſch ſchwer von Begriffen, ein Schnelldenker, ein Confuſionsrath wurde in den Tagen des Ariſtophanes ein „arkadiſches Vieh“ genannt. Am meiſten hatten die ſpäteren Griechen, wie es ſcheint, die Kreter auf dem Strich, die ihr eigner Landsmann Epimenides als „Lügner, böſe Thiere und faule Bäuche von je her“ bezeichnet, und von deren Namen man ſogar ein eignes Verbum gebildet hatte, welches hallunkenhaft handeln bedeutete.

Die Römer wurden von den Griechen nach Plinius „Opiker“ genannt, worüber der alte Cato ſehr böſe geweſen ſein ſoll. Denn wenn das auch nur wie die Uebertragung des Namens der italieniſchen Völkerſchaft, mit welcher die Griechen zuerſt in Berührung gekommen waren, auf alle Italiener ausſah, ſo konnte man (und ſollte man ohne Zweifel) dabei an die Bedeutung des griechiſchen Wortes ὀπή denken, welches philoſophiſch ausgedrückt die „partielle Negation einer relativen Totalität“ ausdrückt. Die Römer ihrerſeits ſchalten die Halbhellenen im ſüdlichen Italien (vermuthlich in den meiſten Fällen mit Recht) Weichlinge und Windbeutel. Unter ſich aber hatten ſie im etruriſchen Fescennium, im campaniſchen Atella und eine Zeit

lang auch in Capua Orte, welche für Narrenstädte wie Abdera angesehen waren.

Die alten Juden verspotteten gewisse Nachbarvölker als aus Blutschande oder andern fleischlichen Vergehungen entsprossen. Sie führten eine Niederlage der Moabiter auf eine ähnliche Neckmäre zurück wie die, in welcher die sieben Schwaben sich über die Natur eines Flachsfeldes täuschen, und sie hielten den Philistern die Streiche vor, die Simson ihnen angeblich gespielt hatte. Später galten ihnen die Galiläer für einfältig, und es sieht fast aus, als habe Nazareth in Jerusalem als eine Art Lalenburg figurirt.

Begeben wir uns in die Gegenwart zurück, so finden wir, daß die Dänen ihre Mitbürger und Volksgenossen in Jütland für naiver als billig halten, worüber wir in Holbergs Lustspielen und anderwärts eine Menge artiger und unartiger Histörchen lesen können. Die Dänen als Gesammtheit wurden von ihren südlichen Nachbarn in der Zeit der deutschen Befreiungskriege mit den Spitznamen „Grüttsack“ (Grützesack) und „Schuckelmeier“ beehrt, und man sang damals in Hamburg:

„Haut den Grüttsack tüchtig up den Kragen,
Höger rup, höger rup, he mut na Kopenhagen.“

Während der schleswig-holsteinischen Erhebung aber fand man sie in den Herzogthümern als „Hannemann“ und „Sören Sörensen“ verlachenswerth.

Ihre Verwandten, die Schweden verlegen ihre Schildbürgerstücklein nach Gotenkettje und Trosa.

„Wo Holländer verderben, wer möchte da Nahrung erwerben?“ fragt ein spöttischer Reim, und wenn die Mynheers von Amsterdam und Rotterdam ihre deutschen Nachbarn und Vettern „Muffen“ schimpfen, so haben diese dafür die Redensart:

„Durchgehen wie ein Holländer.“ Unter den lächerlichen Namen, die einer Anzahl von Städten in Belgien von altersher anklebten, nenne ich zu den im Vorhergehenden erwähnten noch die „Kabljaueſſer“ von Nieuport, die „Butterefſer“ von Dixenüde, die „Rückenfreſſer“ von Oudenarde, die „Nußknacker“ von Orchies, die „Weißfüßler“ von Aalſt, die „Manbluſſer“ (Mondausbläſer oder Mondlöſcher) von Mecheln, welche den hinter der Kathedrale aufgehenden Mond für eine Feuersbrunſt gehalten hatten, die „Sotten“ (Narren) von Gent und die „Kiekenfreters“ (Kuchenfreſſer) von Brügge. Die Brüſſeler hatten ehemals den Namen der „Speerbrecher,“ in Belle und Laerne wohnten „Käſemacher“ und „Gänſetreiber,“ in Mecheln „Zalmeters“ (Lachsefſer). Von letzteren behauptet ein altes Wort, daß ſie mit Dummheit geſegnet ſeien.

John Bull, der Spitzname der Engländer als Volk, hat einen ſtark komiſchen Anflug. Eine Fülle ſpashafter Anekdoten feiert den Ruf der Verbohrtheit und Wunderlichkeit, in welchem Paddy, der Sohn der iriſchen Smaragdinſel, ſteht. Der londoner Cockney muß ſich gleichfalls Züge von Beſchränktheit nachſagen laſſen. Gotham, ein Städtchen in Nottinghamſhire, iſt das britiſche Lalenburg.

Die Franzoſen werden vom gemeinen Volke jenſeits des Aermelcanals „Froſcheſſer“ oder ſchlechthin „Fröſche“ geſcholten. Sie beſitzen in dem Städtchen Abbeville und in Beaume ihre Schöppenſtedter und Polkwitzer, in den Bewohnern der Landſchaft Berry ihre „moutons“ und in den Gascognern Leute, deren Begabung, große Worte gelaſſen auszuſprechen und ſich unmöglicher oder ſelbſtverſtändlicher Dinge zu rühmen, ſprichwörtlich feſtſteht.

„Je suis Gasconne,
Du chateau de mon père
Je p— dans la Garonne.“

„Er ist falsch wie einer aus der Normandie," ist eine landläufige Redensart unter unsern guten Freunden in Frankreich. Marseille ist „ein Himmel für die Frauen, ein Fegefeuer für die Männer und eine Hölle für die Esel," meint ein viel zu hörendes Sprichwort.

Die Spanier gelten in Frankreich für Prahler und Aufschneider, und man sagt von jemand, der ins Blaue hineinspeculirt, an die Haltbarkeit von Seifenblasen der Phantasie glaubt und Unerfüllbares hofft: „Er baut sich Schlösser in Spanien." In Valencia ist nach einem spanischen Sprichworte „das Fleisch Kraut, das Kraut Wasser, die Männer sind Weiber, die Weiber gar nichts."

In Italien standen früher besonders die Bewohner von Bergamo im Geruche der Dummpfiffigkeit, weshalb die beiden stehenden Figuren der italienischen Volkskomödie, der tölpische Arlechino und der schlaue Briggella, als Bergamasken auftreten. In der Lombardei hat aber überhaupt fast jeder Ort seinen spöttischen Beinamen bekommen. Die Trienter heißen ihre Nachbarn in Roveredo „Fasolini," weil sie im Fisoleneſſen Außerordentliches leisten sollen. Die Mezzolombarden werden Forcolotti (von forca, Gabel) genannt, die Einwohner von Mezzotedesco „Brusachristi" (Christusverbrenner), die von Cartagné „Prahlhänse," die von Carano „Butterkübel," die von Verena „Katzen." Von den Cavalesen singt ein Spottlied, daß sie Wölfe seien, die zwölf Mal im Jahre Fleisch fräßen, „Hundefleisch und Katzenfleisch und Faules vom Esel." Gilt im Süden die Bezeichnnng Lombarde etwa so viel wie Tropf, so spricht man in der Lombardei wiederum respectswidrig von anconischen Eseln. In Genua ist nach einem Sprichworte der Venetianer „das Meer ohne Fisch, das Gebirge ohne Wald, der Mann ohne Treue und Glauben, das Weib ohne Scham." Bekannt

iſt der Spottſpruch von Rom: „Roma veduta, fede perduta.“ Andere Sprüche ſagen: „Rom iſt heilig, aber das Volk dort iſt böſe,“ — „Wer nach Rom geht, hat drei „T“ nöthig: Tempo (Zeit), Testa (Verſtand) und Testone“ Geld). — „Neapel iſt ein Paradies, aber von Teufeln bewohnt.“ Die Genueſen führen bei den Neapolitanern den Spitznamen der „Feigeneſſer.“ Italieniſche Gelehrte urtheilten ehemals über ihre Landsleute außerhalb des Feſtlandes: „Die auf den Inſeln ſind die Schlimmſten, und unter den Inſelbewohnern ſind die Sicilianer, unter den Sicilianern die Meſſineſen, unter den Meſſineſen die auf der Langen Straße, unter denen auf der Langen Straße die im Goldnen Löwen die Allerſchlimmſten.“

Von dem Miſchvolke auf der Inſel Malta geht in den öſtlichen Mittelmeerhäfen die Rede: „Ein Grieche haut neun Juden, ein Armenier neun Griechen, ein Malteſer neun Armenier über's Ohr.“ Die in Anatolien lebenden Neuhellenen behaupten, daß „man eher ein grasgrünes Pferd als einen Scioten zu ſehen bekommen kann, der kein Poſſenreißer iſt“ — nach einer andern Verſion: „der es ehrlich meint.“

Die Ungarn gelten in Wien für komiſch naiv, etwa wie in Paris die Gascogner. Ihr Land heißt „der Kirchhof der Deutſchen.“ Polen aber iſt „der Bauern Hölle, der Juden Paradies, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute und Fremden Goldgrube.“

Die Ruſſen, die uns Deutſche „Kartoſchka“ (Kartoffeln) oder auch „Soßiska“ (Würſtler) nennen, verfügen über eine Fülle von Spitznamen, mit denen ſich die verſchiedenen Stämme und Städte des Reiches bei paſſender Gelegenheit aufwarten, und in welchen vorzüglich die Speiſen, die in der betreffenden Ort- oder Landſchaft Lieblings- oder Hauptgerichte ſind, eine Rolle ſpielen. Die Smoljaner heißen, um hiervon nur Einiges anzuführen, „Rindeneſſer,“ die Bewohner der Krim „Herings-

händler" oder „faule Heringe." die Nischnejnowgoroder „Wassertrinker," die Leute im Gouvernement Pskow „Kaulbarschesser," die in der Gegend von Kiew „Schweinsmageneſſer." „Wiäsma ist „in Kuchen versunken." Die Staroruſſi haben, wie der Volkswitz wissen will, „ein Pferd verspeist und nach Nowgorod geschrieben, daß man ihnen mehr schicke." Die Wologdaer haben nach demselben Gewährsmann „ein Kalb mit sammt den Hufen verzehrt", die Olonetzer sind „wackere Burschen: sie hauen sich nicht, aber wer am Meisten essen kann, ist bei ihnen der rechte Mann." Ein Fischer hat dort einmal auf ein Niedersitzen dreißig Pasteten und noch vier verschlungen, und alle waren mit Quarkkäse gefüllt. „Nun den" — so erzählt Fama weiter — „er aß und aß, da platzte — was? — Doch nicht der Bauch? Bewahre Gott, der Gürtel und die Schnalle platzten!" Moskau ist berühmt wegen seiner Bräute, Glocken und Kolatschen" (Semmeln). „Mit dem Moskauer befreunde dich, aber halte dabei die Hand stets am Säbel" — „Vom Moskauer schneide die Rockschöße ab, aber fliehe" — „Der Teufel hat mit dem Moskauer Bier gebraut, aber sich schon beim Malz von ihm losgesagt," sind Sprichwörter, die sowohl von Groß- als Kleinrussen gebraucht werden. Die Tweridjanen trinken ihren Thee mit Zucker — „den sie ansehen, aber nicht essen." Die Leute von Krilowetz sind „Grützbreischlürfer," die von Mesen, „Rußfresser," d. h. schmutzige Gesellen.

Auch in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, blüht die Neigung zu Spitznamen. Bekannt sind die Bezeichnungen Yankee, Uncle Sam und Brother Jonathan, die allesammt einen humoristischen Beigeschmack haben, bekannt wohl auch die Nachrede, nach welcher die Yankees für geriebene Hausirer gelten, die guten einfältigen Leuten hölzerne Muscatnüsse und hölzerne Gerste (Schuhsohlenpflöckchen) zu verkaufen gewohnt sind.

Von den Gesetzgebern des Staates Maryland wird erzählt, sie hätten einen Preis für die beste Melodie zu dem Liede: „My Maryland, my Maryland" ausgeschrieben und denselben einem Deutschen ausbezahlt. Als der Herrgott aber den Schaden besehen, sei es die alte Weise: „O Tannebaum, o Tannebaum" gewesen. Pennsylvanien heißt die „Grundsteinstadt," Kentucky „der dunkle und blutige Boden," und von seinen Hinterwäldlern sagte man früher, sie seien „halb Pferd halb Alligator." Sonst führen die Einwohner dieses Staates den Namen der „Rothfüchse" oder „Maiszwiebacke, wogegen die Bewohner Ohios „Bocksaugen" oder Roßkastanien" (das englische Wort Buckeyes kann Beides heißen), die von Indiana „Hosiers" oder „Hushers", die von Missouri „Dachse" und die von Michigan „Vielfraße" genannt werden. Fast alle größeren Städte haben Beinamen, von denen „Gotham" für Newyork und „Porcopolis" für Cincinati als solche mit komischer Bedeutung hier zu verzeichnen sind, indem jenes an das oben erwähnte altenglische Lalenburg bei Nottigham, dieses aber an die kolossalen Schweineschlächtereien und Pökelfleischfabriken der Großstadt am Bernsteinflusse erinnert.

Selbst unter den Türken und Syrern giebt es Geistesverwandte unsrer alten braven Schildbürger. So werden von den biedern Leuten, welche die kleinasiatische Stadt Sivrihissar bewohnen, eine Anzahl von Anekdoten und Schnurren erzählt, die eher für alles Andere als für deren Weisheit sprechen. So reden die Muslime Jerusalems nach Consul Rosens Mittheilung nur lächelnd von dem Witze, der unter den Turbanen ihrer Glaubensgenossen in Nablus wohnt. Ganz besonders nahe Vettern unserer Büsumer und Polkwitzer, unserer Teterower und Gansloser, unserer Schildaer, Schöppenstedter, Wasunger und Domnauer haben ihren Wohnsitz im östlichen Libanon und zwar in dem Städchen Chelbun bei Damaskus. Die Leute

von Chelbun verſehen die Hauptſtadt Syriens mit den Feigen und Trauben ihrer Gärten, ſie verfertigen hübſche Spinnräder, bereiten aus dem Marke einer Bergpflanze gute Lampendochte und verdienen ſich daneben als tüchtige Holzhacker ihr Brot, das ſie ganz wie ihre Nachbarn eſſen, nämlich mit dem Munde. Auch ſonſt fällt einem an ihnen nichts auf. Wenn man aber die Damascener über ſie hört, ſo bekommt man eine andere Meinung von den ſchlichten Leuten. Man erfährt dann, daß ſie „immer hoch hinauswollen," daß ſie „ihre eignen Ideen haben," und daß ſie bei der Ausführung dieſer Ideen das Ding ſtets beim unrechten Zipfel anfaſſen. Von den vielen luſtigen Geſchichten, die Wetzſtein und Petermann von ihnen geſammelt haben, gebe ich zunächſt drei, welche an deutſche Schildbürgerſtreiche anklingen.

Ein Knabe des Ortes hatte ſeine Hand in einen Krug mit engem Halſe geſteckt, um ſich einige von den darin aufbewahrten Nüſſen herauszulangen, und konnte, als er die Hand vollgepackt hatte, ſie nicht wieder herausbringen. Er ſchrie ſo jammervoll, daß die ganze Bürgerſchaft darüber zuſammenlief. Aber wie ſehr man auch zerrte und zog, um der Hand mit den Nüſſen aus ihrer Gefangenſchaft herauszuhelfen, es wollte durchaus nicht gehen. Da legte der Bürgermeiſter des Ortes den Finger an die Naſe, und da dies glückliche Einfälle zu erwecken pflegt, ſo wußte er nach kurzem Bedenken Rath. „Bismillah! wir müſſen die Hand abhauen," ſagte er, und ſchon holte man ein Beil, als ein Fremder vorüberging, welcher den Knaben dadurch aus ſeiner Gefahr befreite, daß er ihm die Nüſſe fallen zu laſſen gebot, worauf die Hand ſo leicht herausging, als ſie hineingekommen war. Man ſieht, es liegt hier ein ähnlicher Scherz vor, wie der mit dem Spatz, der die Ulmer und andere Gimpel in Deutſchland belehrte, wie man einen Balken durch eine Thür oder ein Thor ſchafft.

An die Kiebinger und Föhringer Mondfänger erinnert

Folgendes. Als der Mond sich einmal über Chelbun hinter Wolken verbarg, entstand im Orte große Angst und Aufregung; denn man meinte, er sei vollständig verloren gegangen. Aber wieder wußte die Weisheit des Bürgermeisters das Rechte zu finden. Er kam, und seine Ansicht lautete dahin, daß die Bauern des Nachbardorfes den Mond gestohlen hätten, und daß man ihnen denselben wieder abnehmen müsse. Sogleich wetzten die Männer von Chelbun ihre Messer, luden ihre langen Flinten und machten sich auf, um den Monddieben ihre Beute wieder abzujagen. Unterwegs aber sahen sie, wie der Mond plötzlich wieder aus seiner Verhüllung heraustrat, und triumphirend zogen sie nun heim, wobei sie die Ueberzeugung begleitete, die bösen Nachbarn hätten ihre kriegerischen Anstalten bemerkt und aus Furcht vor den langen Flinten ihren Raub freiwillig fahren lassen.

Ein ander Mal war diesen syrischen Lalen ein Berg verdrießlich, weil er ihren Rebstöcken und Granatbäumen die Sonne entzog. Der weise Vater der Stadt schlug, nie um ein passendes Auskunftsmittel verlegen, eine Verschiebung des Berges vor. Wie immer schnellem Denken bei ihnen die rasche That folgte, gingen sie ohne Verzug an's Werk, ihn ein Stück bei Seite zu rücken, aber unglücklicher Weise riß ihnen der um einen Baum geschlungene Strick, mit dem die Beseitigung des Berges bewerkstelligt werden sollte. Der Glaube war also da, aber er versetzte dießmal keine Berge, dagegen thaten ihrer viele dabei einen bösen Fall. Von Chelbun bis nach Föhr hinauf ist's auf der Landkarte ziemlich weit, und doch hat diese Historie einige Aehnlichkeit mit der Verrückung der Kirche auf jener Insel der Nordsee.

Ein braver und kluger Bürger von Chelbun wollte einmal Holz auf seinem Esel nach der Hauptstadt führen. Er war aber ein Mann, der barmherzigen Gemüthes und ein Freund seines Viehes war, und als er bemerkte, daß die Last dem Esel zu

ſchwer wurde, nahm er ihm die Scheite ab, lud ſie ſich ſelbſt auf die Schultern und ſetzte ſich damit auf Langohrs Rücken, indem er auf dieſe Art Rückſicht auf das Behagen ſeines Eſeleins mit Sorge für ſeine eigne Bequemlichkeit vereinigte.

Ein anderer Bewohner dieſes Schilda am Libanon war von ſeiner Gemahlin mit einem Kinde beſchenkt worden, und ſo mußte er eine Wiege haben; das war Eins. Sie durfte aber auch nicht zu groß und nicht zu klein ſein; das war Nummer Zwei. Was that er, um ſie nach dem rechten Maße zu bekommen? Das Einfachſte von der Welt. Er maß die Länge des Kindes mit beiden Händen und ging dann mit ſo ausgebreiteten und vor ſich hingehaltenen Armen die anderthalb Meilen nach Damaskus, um einen Tiſchler aufzuſuchen. Hier aber litt ſein geſcheidter Gedanke Schiffbruch. Er gerieth in das Gedränge des Bazars, wurde von den ihm Begegnenden und an ihm Vorbeiſchreitenden bald rechts, bald links an die Ellbogen geſtoßen und verlor auf dieſe Weiſe ſein Maß. Das war verdrießlich. Ein echter Mann von Chelbun indeß verliert wohl einmal ſein Spiel, niemals aber ſeinen Kopf, und ſo wußte ſich auch dieſer raſch zu helfen. Er ging nach Hauſe zurück, maß das Kind mit einem Stocke, band ſich dieſen, der genau die Länge der erforderlichen Wiege hatte, hübſch ſorgfältig zwiſchen die ausgebreiteten Arme und gelangte ſo glücklich zu einem Meiſter Tiſchler und mit deſſen Hülfe zum Ziele ſeiner Wünſche.

VII.

Komiſche Inſchriften an Häuſern, Geräthen und Gräbern.

Die deutſchen Haus- und Geräthinſchriften ſowie die Grabſchriften treten als Volksepigramme dem Volksliede an die Seite und ſind ebenſo intereſſantes Material für die Erkenntniß des nationalen Denkens und Empfindens wie dieſes, insbeſondere aber zum Theil auch eine ebenſo werthvolle Frucht deſſen, was hier der Volkshumor genannt wird. In unſrer Zeit verſchwindet das, was das Volk der niedern Stände, der kleinen Städte und des platten Landes von dem in den höheren Geſellſchaftsklaſſen und in den Großſtädten unterſcheidet, mit jedem Jahrzehnte mehr. Die Sage verläßt den Ort, das Märchen das Haus, um ſich in Bücher zu flüchten, eine Menge Sitten und Meinungen ſind im Ausſterben begriffen. So wird auch nur ſelten noch der alte Brauch beobachtet, Giebel oder Thorweg mit einem frommen oder luſtigen Spruche zu ſchmücken, und wo dieß geſchieht, iſt's nicht die alte naive Urſprünglichkeit, die ihn einhaut. Mit Dank iſt deshalb jeder Verſuch zu begrüßen, die vorhandenen Sprüche dieſer Art zu retten, indem

man sie ebenfalls für den Druck sammelt, und so wird auch der neueste, dem ich die Mehrzahl der folgenden humoristischen Inschriften entnehme*) von Vielen aufrichtig willkommen geheißen worden sein. Eigenthümlich ist, daß man solche komische Sprüche an Häusern, Schenken und auf Kirchhöfen am häufigsten im Norden und im äußersten Süden Deutschlands antrifft, wo, wie wir gesehen haben, der Humor des Volkes sich am frühsten kräftig regte.

Oft begegnen uns an Häusergiebeln Inschriften, die man Vexirsprüche nennen kann. An einem Hause bei Herrischried im südlichen Schwarzwalde liest man, wie wenn einen sein Bild aus dem Spiegel anredete:

„Ich Aff steh da und gaff',
Und weil ich gaff' und steh',
So könnt' ich weiter geh."

Ein anderes Beispiel findet sich im Berner Oberlande an mehreren Giebeln und lautet:

„Was stehst und lugst mich an?
Mach's besser, wer kann."

An einem Bauernhause bei Thun lesen wir ferner den wunderlichen Spruch:

„Dieß Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätte den Meister das Geld nicht gereut,
So hätt' er's nach hinten auch erneut."

In Steiermark befindet sich an einem noch ziemlich neuen Hause unter dem Bilde eines heiligen Florian, der ein

*) Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, W. Hertz, 1875.

brennendes Gebäude mit einer Gießkanne vor dem Untergange bewahrt, folgender hochkomische Bericht:

„Dieß Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab' ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß er besser darnach schaut."

Noch ausgelassener scherzt der Spaßvogel, der in Franken über seiner Thür den Vers anbrachte:

„Heiliger Florian, Du sackrischer Schwanz,
Wir brauchen Dich nimmer, wir hab'n Assecuranz."

Eben daselbst schrieb ein anderer witziger Gesell an sein Haus:

„Gottes Gnad, ein gesunder Leib,
Ein gutes Bett, ein schönes Weib,
Tausend Dukaten in der Noth,
Fröhlich Urständ nach dem Tod,
Wer die sechs Glück zusammen hat,
Der komm und lösch den Reimen ab."

Andere komische oder an's Komische streifende Hausinschriften sind folgende:

„Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, 's ist auch nicht sein,
Und wird's dem Dritten übergeben,
So wird's im ebenso ergehen.
Den Vierten trägt man auch hinaus.
Mein! sagt mir doch, weß ist das Haus?"

(Tirol).

„Hier wohnt ein fröhlicher Mann,
Der Herrendienſt entrathen kann."

(Würtemberg).

„Ich hab gebaut nach meinem Sinn,
Drum, Neider, geh nur immer hin,
Und wem die Bauart nicht gefällt,
Der bau es beſſer für ſein Geld."

(Oberſchleſien).

„Dieß Haus baut ich nach meinem Sinn,
Doch kommt der Teufel und rafft mich hin.
Wenn der Tod ſo ſchmutzig wär'
Wie mancher Beamte,
So ſäh er nicht ſo mager her
Und hätt' eine größere Wampe."

(Landeck in Tirol).

„O Herr, b'hüt üs
Vor Jeſuite und G'wandlüs (Kleiderläuſen).
Böſi Wyber und falſches Geld
Hat der Tüfel g'ſait (geſät) i d' Welt.
Das ſy alls Plaggeiſter.
Hans Roth, Zimmermeiſter."

(Oberaargau).

„Wenn dieſes Haus ſo lang nur ſteht,
Bis aller Neid und Haß vergeht,
Dann bleibt's fürwahr ſo lange ſtehn
Bis die Welt wird untergehn."

(Weſtfalen).

„Ich kehre mich nichts dran,
Ich laß die Leute klügeln,
Wer kann denn jedermann
Das lose Maul verriegeln?
Ich kann nicht beſſer leben,
Als daß ich dazu lach',
So haben ſie vergebens
Sich viele Müh gemacht."

(Aus dem Altenburgiſchen).

„Wenn ich hätt' aller Jungfern Gunſt
Und aller Meiſter Kunſt
Und aller Künſtler Witz
So wollt' ich ein Haus bauen auf ein' Nadelſpitz.
Die weil ich aber ſolches nicht haben kann,
Muß ich bauen auf einen Plan."

(Schleſien).

„Das iſt das Beſte auf der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonſt müßte mancher arme Geſell
Für manchen Reichen in die Höll."

„Behüt uns Gott vor Feuersbrunſt,
Vor Mißwachs und vor theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut'."

(Tirol).

„Bauen war eine Luſt,
Aber was es gekoſt't,
Hab' ich vorher nicht gewußt."

(Schweiz).

„Wo der Bürgermeiſter ſchenket Wein,
Die Fleiſchhauer im Rathe ſein
Und der Bäcker wiegt das Brot
Da leid't die Gemeinde große Noth."
(Rathhaus in Gotha).

Ferner ſteht über einer Schloſſerwerkſtatt — unſere Quelle ſagt nicht, an welchem Orte:

„Wenn an jedes loſe Maul,
Ein Schloß müßt' angelegt werden,
Dann wär' die edle Schloſſerkunſt
Die beſte Kunſt auf Erden."

Unter dem Bilde einer Speckſeite am rothen Thurm zu Wien lieſt man die Inſchrift:

„Befind ſich hier irgend ein Mann,
Der mit der Wahrheit ſagen kann,
Daß ihm ſein Heirath nicht gereut,
Und fördt ſich nicht vor ſeiner Frauen,
Der mag dieſen Backen herunterhauen."

Am Hauſe eines Gerbers zu Kaltern in Tirol lieſt man folgenden derben Reim:

„Hirſchhäut und Bockgeisfell
Sind zum Verreuß bereit,
Die ziehiger weit ſind
Denn alte Weiberhäut."

Ein Schuſterſchild zu Arnbach in Tirol, auf dem ſich ein umgekehrter Stiefel befindet, hat darüber den originellen Gedanken:

„Die Welt iſt jetzt ſo aufgeklärt,
Drum iſt der Stiefel umgekehrt.
Wann die Welt anders werd,
Kommt der Abſatz auf die Erd."

Recht komiſch iſt der Einfall, der über dem Eingang zu einer Seifenſiederei zu Tuttlingen in Schwaben zu leſen iſt und folgendermaßen lautet:

„Bläſt uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod des Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.“

Im Dorfe Bovenden in Hannover iſt ein Müllerhaus, an dem ſich das Bild eines Eſels mit den Worten befindet:

„Jeſus hat ſelbſt geritten
Des Müllers Ritterpferd.“

Der Marktbrunnen zu Bruck in Steiermark trägt die Inſchriften:

„Deſtwegen bin ich worden grab'n,
Daß man ein kielen Trunck kan haben.
Und mag mich Drinckken Ohne Sorgen,
Hat man kein Gelt ſo thue ich borgen.

Ich Hans Praſſer
Trinckh lieber Wein als Waſſer.
Trünckh ich das Waſſer ſo gern als Wein,
So kundt ich ein reicherer Praſſer ſein.“

Hiermit wolle man den groben Schwaben vergleichen, der über der Thür ſeines Hauſes die Vorübergehenden kurz benachrichtigt:

„Hier iſt das Haus zur Sonnen;
Wer kein Geld hat, geh zum Bronnen.“

Artiger war der Pfälzer Wirth, deſſen Hausgiebel die Gäſte mit den folgenden Reimen zur Einkehr einlud:

„Lieber Gaſt, komm geſchwind herein,
Haſt du Geld, hab' ich guten Wein,
Haſt du keins, kannſt du drüben einkehren,
Dort iſt der Brunnen mit zwei Röhren."

Noch höflicher lauten folgende Verſe über dem Thore einer Schenke in Franken:

„Willkommen, ihr lieben Gäſte,
Für Geld geb' ich das Beſte;
Wollt ihr aber borgen,
So kommt übermorgen,
Denn ich ſag, heut iſt der Tag,
Daß der Wirth nicht borgen mag."

Am Kamin eines Saales im lübecker Rathhauſe, in welchem die Junker ihr Hochzeitsmahl hielten, lieſt man die Inſchrift:

„Mannich man lude ſynghet
Wen man de Brudt em bringhet;
Wiſte he wat man em brochte
Dat he veel leewer weenen mochte."

Das heißt auf hochdeutſch:

„Mancher Mann laut ſinget,
Wenn man die Braut ihm bringet;
Wüßte er, was man ihm brächte,
Viel lieber er weinen möchte."

Auf einer Fenſterſcheibe ſteht:

„Es iſt Alles eitel,
Außer nur drei Stück:
Hübſche Mädchen, guter Wein
Und ein voller Beutel.
Hab' ich die, ſo bin ich froh
Und ſprech auch wie Salomo:
Es iſt Alles eitel."

An einer Sitzlehne beim Ofen im Sonnenhof zu Stadelhofen in der Schweiz befindet sich der Spruch:

„Durch d' Sünd der Menschen gefallen ist,
Daß ihm an Leib und Seel viel prifft (gebricht).
Damit er aber nit verzag,
Sondern Gott zu preisen Ursach hab,
Hat er ihm auch für Frost und Kält
Des Ofens Mittel hingestellt."

In einer öffentlichen Badestube hat der Sammler, dem ich diese Beispiele von humoristischen Volksepigrammen entnehme, folgende Regeln, mit denen man sein Glück machen kann, an der Wand gelesen:

„Wilt du einen Tag fröhlich sein? Gehe ins Bad.
Wilt du ein Wochen fröhlich sein? Laß zur Adern.
Wilt du ein Monat fröhlich sein? Schlacht ein Schwein.
Wilt du ein Jahr fröhlich sein? Nimm ein jung Weib.
Wilt du allweg fröhlich sein? Werd ein Pfaff,
So singst du früh und spat bei Todten und bei Lebendigen."

An den Heiligenbildern und an den sogenannten Calvarienbergen oder Leidensstationen in katholischen Ländern finden sich mancherlei Sitte und Geschmack des Volkes bezeichnende Inschriften, die in unser Kapitel gehörten. Sie sind aber gewöhnlich so verfänglichen Inhaltes, daß sie sich, um mit Goethe zu reden, besser mündlich als schriftlich überliefern lassen. Der Anfang einer derselben, über welcher die Verspottung Christi durch die Kriegsknechte dargestellt ist, lautet: „Herre Gotte, wilt du Tabak han?" worauf eine derb bäuerische Ablehnung des Anerbietens im Stile des Simplicissimus folgt. Das Bild steht zu Einsiedeln.

Den Schluß unsrer Beispielsammlung mögen einige Grabschriften bilden. Auf dem Grabe eines Kindes auf dem Kirchhofe zu Inzell bei Reichenhall steht:

„Kaum bin ich auf die Welt gekommen,
Hab ich vom Vater Urlaub genommen,
Von der Mutter auch zugleich —
Jetzt bin ich im Himmelreich."

Der Grabstein des Schulmeisters Hans Kugler in Winterthur zeigt folgende komische Inschrift:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug."

Die Grabschrift eines Tischlermeisters in Genthin lautet:

„Bei Brettern ward ich jung, wuchs auf und ward auch alt,
In Bretter eingesperrt hat mich des Tods Gewalt.
Dergleichen Wohnhaus hab' ich Mehrern zugericht't —
Wer dir eins bauen wird, zu sagen weiß ich nicht."

In Petersberg bei Hersfeld in der Provinz Hessen haben sie einem Todten den Vers auf seinen Grabstein geschrieben:

„Gott saß auf seinem Thron
Und sprach zu seinem Sohn:
Steh von deinem Sitze auf
Und laß den sel'gen Stuckart drauf."

Zu Pottenstein in Franken hat man dem 1783 verstorbenen Braumeister Schildknecht folgende Reime auf den Grabstein gesetzt:

„Hier liegt der Vater und der Sohn,
Ein Alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger.
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greisen.
O Sterblicher, so lasse dich
Doch einmal unterweisen."

In Dobberan finden sich unter andern folgende komische Epitaphien:

Auf den Herzog Magnus.

„In dieſer Welt hab ich mein Lüſt
Allein mit kalten Schalen gebüßt,
Hilf mir, Herr, in den Freudenſaal
Und gieb mir die ewige kalte Schal."

In der Bülowſchen Kapelle (an der Wand).

„Wiek, Düfel, wiek wiet van my,
Ik ſcheer mir nig en Hafer um dy.
Ik bin en mecklenbörgiſch Edelmann,
Wat geit dir Düfel, min Supen (Saufen) an.
Ik ſup mit minem Herr Jeſu Chriſt,
Wann du Düfel ewig dörſten müßt,
Und drink met öhm en ſöre Kolleſchal,
Wann du ſitzt in der Hölle Qual;
Drum rahd ik, wiek, loop, renn und gah,
Eſt (ſonſt) by dem Düfel ik to ſlah" (ſchlag' ich zu).

Einer großen Anzahl naiv komiſcher Grabſchriften begegnen wir in Tirol und den benachbarten Alpenländern. Ich theile aus einer Sammlung ſolcher*) die folgenden mit:

An der Kitzbichler Ache.

Hier leit die ehrengeachtete und tugendſame Jungfrau
Genoveva Voggenhuberin
betrauert — von ihrem einzigen Sohne.

Bei Saltaus.

Durch eines Ochſen Stoß
Kam ich in Himmelsſchoß,
Mußt ich auch gleich erblaſſen,

*) Vergl. Enzian, 2. Folge. Leipzig 1876, A. G. Liebeskind.

Weib und Kind verlaſſen,
Kam doch zur ewigen Ruh
Durch dich Rindvieh du!

Am Berg Iſel.

Hier liegt Elias Gfahr,
Geſtorben im ſechzigſten Jahr
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.

Pians bei Landeck.

Hier liegen begraben
Vom Dunder derſchlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua,
Herr, gieb ihnen die ewige Ruah!

Bregenzer Wald.

Geſtorben iſt ſie im ſiebzehnten Jahr,
Juſt als ſie zu gebrauchen war.

Bei Hall.

Hier liegt begrabt mein Weib, Gott ſei Dank,
Sie hat ewig mit mir gezankt;
Drum, lieber Erlöſer, geh von hier,
Sonſt ſteht ſie auf und zankt mit dir.

Im Salzburgiſchen.

Hier liegt der Förſter Rupert Huß,
Er ſtarb an einem Büchſenſchuß,
Der auf der Jagd von Ohngefähr
Ihn hat getroffen Folgenſchwer.
Zum Glück konnt man ihn noch verſehn:
Gott laß ihn fröhlich auferſtehn.
Ich nannt' ihn oben Rupert Huß,

Um hinzuweiſen auf den Schuß;
Doch hieß er in der That Franz Leim,
Das aber paßte nicht zum Reim.
Was hätt' ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt' den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verſchieden iſt
Als Jägersmann und guter Chriſt.

In Sanct Gilgen.

Hier ruht in Gott
Der verſtorbne Sanct Gilgner Both.
Sei ihm gnädig, o Herr,
So wie Ers auch wär,
Wenn er wär Gott
Und du der Sanct Gilgner Both.

In Schongau.

Sebaſtian Burker, Kanonier im 4. Artillerie-Regiment, geb. 17. Mai 1848, † 23. März 1871.

Ein braver Soldat iſt er geweſen,
Bei ſiebthalb Schuach hat er gemeſſen,
Er zog für König und Vaterland
Hinein mit in's Franzoſenland.
Da haben die feindlichen Granaten
Zerriſſen ihm Schienbein und Waden,
Einen Fuß den mußt er in Frankreich laſſen
Und hier dann ganz zu Tod erblaſſen.
O heiligſte Dreifaltigkeit,
Mach ihm dem Himmelsweg nicht weit,
Mit einem Fuß an ſeiner Krücken
Kann er die Straße nur langſam hinken,
Und heißt es einmal auferſtehen
Schenk ihm den andern Fuß zum Gehen,
Damit er bei der Parade droben
Dich recht kann mit zwei Füßen loben.

Das Beſte vielleicht von dieſen komiſchen Grabſchriften iſt der ſogenannte „Wechſel“ an der Johanniskirche zu Leipzig. Außen an der ſüdlichen Seite dieſer Kirche iſt eine höchſt wunderliche Steintafel eingemauert, die ſich früher an einem Grabhügel des jetzt verſchwundenen Friedhofes befand und in alterthümlicher Kaufmannsſprache die Ueberzeugung des darunter liegenden Kaufmanns Blechſchmidt, daß er die Seligkeit erworben, auf doppelte Weiſe ausſpricht.

Links über der eigentlichen Grabſchrift ſteht:

„Gewinn- und Verluſtconto, des Chriſtus unſchätzbares Löſegeld und Ranzion 100,000. An glückſeligem Sterbe-Gewinn wohlgeſtorben iſt der beſte Gewinn 100,000.“

Auf der andern Seite hat man einen förmlichen Wechſelbrief vor ſich, der folgendermaßen abgefaßt iſt:

„Auf F. A. Blechſchmidt beſtimmten Sterbetag, Anno 1700 den 21. October, gelobe ich, Jeſus Chriſtus, Bürge, zu bezahlen dieſen meinen Solawechſel an denſelben, dem Werth nach ich ſelbſten verdient, bin mit ſeinem Conto und Leben vergnügt, ſchenke ihm dahero die ewige Seligkeit. Jeſus Chriſtus.“

VIII.

Dinge, Zustände und Thätigkeiten des Lebens in der Sprache des Volkshumors.

Der Humor des Volkes hat sein eignes Wörterbuch mit einer Menge wunderlicher und lächerlicher Bezeichnungen und Benennungen von Gegenständen des alltäglichen Lebens, von Zuständen, die einen komischen Charakter haben, von Thätigkeiten, die dem Witz oder der Ironie verfallen.

Gewisse Oertlichkeiten haben vom Volke komische Namen erhalten. Die Diebe hatten für die Galgen, die in der alten guten Zeit ihnen von hundert und aber hundert Hügeln ihr Memento zu riefen, die spöttische Bezeichnung „Sauerbrunnen." Ein Wirthshaus bei Altona nannte sich keinenfalls selbst Dummerjan. Ein unsauberes Sackgäßchen in Hannover heißt der goldne Winkel, eins in Dresden führte den Namen Todte-Hühner-Gasse, eine Straße in Hildesheim wurde die krumme Rothwurst getauft.

Sodann haben gewisse Kleidungsstücke vom Volkshumor Spitznamen bekommen. Ich erinnere nur an den dreieckigen Hut, der in Mittel- und Norddeutschland Dreimaster, in Schwaben Wolkenstecher, in Ostfriesland Pust de Lamp ut

heißt, an den Cylinderhut, den wir allgemein Ofenrohr nennen, während die Seeleute dafür den Ausdruck Spint (ein Maß) haben, an den Frack, den wir respectlos Schwalbenschwanz-schimpfen, wogegen er bei den Matrosen „Knieptang," d. i. Kneipzange heißt, an die aufrechtstehenden Halskragen mit steifer Spitze, welche wir als Vatermörder bezeichnen, während sie dem seemännischen Witze als Bramleesegel oder Bartspitzen Vergnügen machen.

Ferner haben gewisse Berufsarten für die Dinge, mit denen sie umgehen, ihre Werkzeuge, ihre Waffen u. d. humoristische Bezeichnungen. Der Soldat nennt die Flinte den Kuhfuß, das Seitengewehr das Käsemesser, der Degen ist ihm ein Krötenstecher, der Tornister ein Affe, die Trommel ein Kalbfell, der Marketender der Knapphans, das Arreſtlokal der Kasten. Zwei Kanonen im berliner Zeughause, die eine 1570, die andere 1573 gegossen, führen die Namen „Scharfe Metze," eine Anzahl ebendaselbst befindlicher Zweipfünder aus dem Jahre 1566 nannte man „Rephühner." Im dresdner Zeughause stand früher eine alte sehr große Karthaune, welche die „Faule Magd" hieß, und wenn der Hornist auf der nahen Wache den Zapfenstreich blies, bedeutete das:

„Putzt mir nicht mit Hammerschlag,
Putzt mir nicht mit Sand,
Sonst kommt er, sonst kommt er,
Sonst kommt der Herr Serjant."

Das oberste Segel der Masten von Voll- und Barkschiffen wird scherzhaft der Mondkieker oder Mondtrecker, auch der Wolkenschieber genannt, die Klüver werden, gleichsam als Vorspannpferde, mit dem Spitznamen der Schimmel bezeichnet, der Octant heißt der „Schafschinken." Der bettelnde Handwerksbursch „geht fechten," der Matrose steigt, wenn er „na bawen," d. h.

die Strickleitern hinauf nach den Raaen, geht, „in 'n Ploomboom," in den Pflaumenbaum, der fleißige Student „ochst" oder „büffelt."

Viele Speisen und Getränke ferner haben vom Volkswitze ihre Namen erhalten. In Dresden bäckt man „Arme Ritter" — „in Elendsfett" setzt man hinzu, wenn man den Ausdruck figürlich auf Vornehme anwendet, welche ärmlich leben müssen, in Leipzig „Wetzsteine" und „Strumpfsohlen," in Freiberg „Bauerhasen," in Holstein ein Gebäck, welches — von der Nonne seinen unaussprechlichen Namen herleitet. In Oesterreich giebt's „Pfaffenschnitzel" und „Bubenschenkel." Grobe Graupen sind bei den Soldaten „Gamaschenknöpfe." Der Hering heißt unter den Matrosen der „Schusterochse," in Sachsen der „Schneiderkarpfen," Brot mit Salz ein polnisch Butterbrot, Butterbrot mit Käse „Strohbraten" oder „Truthahn," der echte und unfigürliche Truthahn dagegen wohl allenthalben der Consistorialvogel.

Das Wasser ist „Gänsewein," es ist „gut für die Gänse," man „gießt sich's nicht einmal gern in die Stiefeln." Vom Wassertrinken bekommt man Läuse in den Magen.

Das Bier erhielt in den verschiedenen Städten verschiedene Namen, unter denen sich recht komische befanden. Ich nenne von diesen nach Frischbiers „Preußischen Sprichwörtern" einige, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in der Zeit des Hochmeisters Conrad von Erlingshausen, in der heutigen Provinz Preußen eine Rolle spielten. Zwei Ordensbrüder, „lose Buben," zogen damals im Lande umher und gaben einem jeden Biere seine besondere Bezeichnung. Das danziger, von dem noch vor einigen Jahrzehnten das Sprichwort galt: „Danziger Bier ist stärker als der Ochsen vier," hieß: Wehre dich, das königsberger Sauremagd, das marienburger Kälberzagel, das graudenzer Krankheinrich, das mewesche Gjammer, das Stargarder Spülekanne; das von Neuteich taufte man, vermuthlich weil es

dünn und wässerig war, nach einem dort vorbeifließenden Bache Schwente. In Gerdauen brauten sie Mammon oder Mumme, in Heiligenbeil gesalznen Märten, in Braunsberg Stürzenkerl (Stürz den Kerl), in Mülhausen Krebsjauche, in Frauenburg Singewohl, in Friedland Wohlgemuth, in Schippenbeil Nasewisch, in Wehlau Füllewurst, in Neidenburg Klawmich (Packe mich), in Wartenburg Lachmund. Allenstein sah sein Bier Borgenicht, Guttstedt das seine Lieber Herr Lorenz, Heilsberg das seine Schreckengast (Schrecke den Gast) genannt. Das Helaer Bier hieß O Stockfisch, das schöneckesche O Zeter, das stolzesche Schmiernicht, das von Osterroda Dünnebacke, das löbauer Spülwasser, das fischhausener Schleppenkittel oder Salzesbaß, das riesenburger Speienicht, das von Stum Reckenzagel, das vom Königsberger Schloß Reckenzagels Mutter. In Morungen zechten die „Bierenten" der Schenkstuben Ohnedank, in Reden Sausewind, in Poessenheim Schlickerei, Dickebrei oder Flickebier, in Kreuzburg Mengeswohl. In Liebstadt gebrautes Bier nannte sich Woisdas (Wie ist das?) und der Name des eylauer Gerstensaftes fragte: Wo ist der Magd Bett?

Von schlechtem Bier sagt man in Ostpreußen „es hat Polizeiaugen," womit die großen Schaumblasen gemeint sind, die es im Gegensatz zu dem guten starken mit seinem feinen, rahmartigen Schaume zeigt. Dünnes Bier ist „über eine Brücke gefahren." Wer sich ein Glas Bier bestellen will, sagt scherzhaft: „Ich werde mir ein braunes Halstuch mit einem weißen Rande kaufen."

Komische Bezeichnungen des Branntweins sind Rachenputzer, Raschwalzer, Reißnieder, Krumbholz und Wuppdich. Reiner Kornschnaps heißt „Cornelius Nepos" oder „reines Gotteswort," Korn mit Bitterem „Kornus mit Gewehr über," Wachholderbeerbranntwein mit Zucker „Machandel mit dem

Knüppel," andere süße Schnäpse werden „sanfter Heinrich" oder „Lerchentriller," Warmbier mit Branntwein wird in Ostpreußen „Kurischer Kaffee," Maraschino endlich mit einem Eidotter wird „Knickebein" genannt. Wer einen Schnaps haben will, verlangt einen „Bindfaden," trinkt er ihn, so gießt er einen auf die Lampe oder hinter die Binde, so riskirt er einen Lungenhieb, so setzt er einen Funken auf die Pfanne, so nimmt er einen Kleinen, so schmeißt er Einen herunter u. d.

Schlechter Wein heißt Kutscher, Wendewein, Strumpfwein, Fahnenwein und Dreimännerwein; denn, wer ihn trinkt, der muß sich dann im Bett stets umwenden, sonst frißt ihm die Säure ein Loch in den Magen; er zieht ferner durch letztere die Eingeweide wie die Fahne das Regiment und ebenso Löcher in Strümpfen zusammen; wenn ein Mann ihn genießt, müssen Zwei ihn dabei halten.

England hat einige achtzig Ausdrücke für den Zustand des Betrunkenseins, unser Deutschland, besitzt, wie man sich aus Lichtenberg, Körte und Frischbier nicht ohne Stolz überzeugen wird, solcher Bezeichnungen beinahe dreimal so viele. Da ein Räuschchen dem Humor verwandt, wenigstens dienlich ist, so ist ein großer Theil derselben auch von komischem Klange, und so werde ich diese hier anführen müssen. Zuvor aber sei wieder ein Excurs erlaubt, der die Zeit beschreibt, in welcher die Mehrzahl dieser humoristischen Ausdrücke für die Wirkung starken Poculirens vermuthlich entstanden ist.

Zu allen Zeiten hat es mächtige Trinker gegeben, Leute, die schwer oder gar nicht zu berauschen waren und mit ihrer Fähigkeit im Vertilgen geistiger Getränke die auf diesem Gebiete weniger begabte Mitwelt in Staunen setzten. Wir lesen von Sokrates, daß er eine ganze Nacht hindurch Wein trinken und am Morgen mit derselben Klarheit fortdisputiren konnte, mit

der er am Abend begonnen. Cäsar war als Zecher fast so groß wie als Feldherr und Staatsmann. Tiberius beförderte einen sonst nicht hervorragenden Mann zum Quästor, weil er auf sein Zutrinken in wenigen Stunden eine Amphora, d. h. ungefähr 24 unsrer Weinflaschen geleert hatte. Auch unsere Tage lassen zuweilen noch Menschen von sehr ausgebildeter Genuß- und Tragfähigkeit vor dem Becher erstehen. Der Weihbischof, dessen Goethe in seiner Beschreibung des Rochusfestes zu Bingen gedenkt, konnte sich in seiner Fastenpredigt rühmen, daß ihm „der grundgütige Gott der besondern Gnade gewürdigt, acht Maß trinken zu dürfen, ohne sich nachsagen lassen zu müssen, daß er darüber in ungerechtem Zorne auf irgend jemanden losgefahren, Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder wohl gar die ihm obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt." Anderen geistlichen Herren damaliger Zeit war es gleichfalls verliehen, das genannte Quantum Wein, welches etwa 16 unsrer Bouteillen gleichkommt, auf ein Niedersitzen zu bewältigen, und selbst Kurfürsten war dieß geglückt — ob ohne unerfreuliche Folgen für Verstand und Gemüth wie bei dem redlichen Weihbischof, berichtet uns Goethe nicht. Ein gewaltiger Zecher vor dem Herrn endlich lebte noch vor Kurzem in einem während der dreißiger und vierziger Jahre vielgenannten, jetzt halbvergessenen Schriftsteller in Leipzig. Der alte Tröbs in der „Rolle" zu Krottendorf erzählte mir, daß dieser kleine corpulente Herr — beiläufig ein Sohn des Böhmerlandes — bei ihm einmal von einem Nachmittage an bis zum nächsten Vormittage 19 Flaschen weißen Wein und 13 Seidel Lagerbier und in den nächstfolgenden vierundzwanzig Stunden 37 Seidel Bier und 11 Flaschen Wein zu sich genommen habe. Ich fand das unglaublich, aber ein damals ebenfalls vielgenannter Buchhändler hegte daran keinen Zweifel; denn jener hatte einst bei ihm im

Laufe eines Nachmittags 24 Flaschen Bordeaux geleert und sich dann in einer Wirthschaft der Klostergasse noch neun Glas steifen Grog genehmigt. In allen diesen Fällen aber war der Schreckliche zwar wohl nicht ganz nüchtern, aber, wie glaubwürdigst bezeugt ist, festen Ganges und ohne Beschwerden nach Hause gewandelt.

Zu allen Zeiten also lebten Trinker von wunderbarem Tonnengehalt, Genies von hoher Capacität im Vertragen von Spirituosen, Zecher von fast übermenschlicher Standhaftigkeit. Vielleicht niemals aber wird es deren so viele gegeben haben als in der Periode der „guten alten Zeit," aus der ich das Folgende mittheilen will, und nie und nirgend wohl waren die bacchischen Anlagen und Neigungen der Menschenkinder so zur Kunst ausgebildet und in so reiches und sinnvolles Ceremoniel gefaßt.

Was ich im Auge habe, ist die Zeit, in welcher erst neben, dann noch lange nach dem „Hosenteufel" des frankfurter Professors Musculus, der „Saufteufel" die deutschen Fürsten und Völker regierte, die Zeit, welche den Ritter v. Schweinichen seine Riesentränke thun sah, die Johann Friedrich den Großmüthigen die Schlacht bei Mühlberg und mit ihr den Kurhut verlieren ließ, weil er — seien wir artig gegen das Unglück — vor dem Anrücken des kaiserlichen Heeres zu lange und zu tief in den Humpen gesehen hatte, und die den Kurfürsten Christian II. von Sachsen den „Merseburger Bierkönig" nannte: kurz, die Zeit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Vermuthlich weil der Humor nicht gern trocken sitzt — bedeutet das Wort doch ursprünglich Feuchtigkeit — hatte die deutsche Welt schon früher viel Durst gehabt und nicht gern Durst gelitten. Jetzt aber trank sie, wie von einer brennenden Seuche ergriffen, allenthalben, namentlich aber im Norden und

Oſten, Wein und Bier in Strömen. „Es iſt leider ganz Deutſchland mit Saufen geplagt," ſchreibt Luther in ſeiner Streitſchrift „Wider Hans Worſt," die 1541 erſchien. „Wir predigen und ſchreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es iſt ein böſes altes Herkommen im deutſchen Lande, wie der Römer Cornelius ſchreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu." Und um dieſelbe Zeit ungefähr ſagt der Reformator in ſeiner Auslegung des 101. Pſalms reſignirt: „Es muß ein jeglich Land ſeinen eignen Teufel haben — unſer deutſcher Teufel wird ein guter Weinſchlauch ſein und muß Sauf heißen."

Das war durchaus keine Uebertreibung. Vornehm und Gering zechte, daß ſich die Balken bogen, Weltlich und Geiſtlich diente dem böſen Geiſte im Faſſe mit Saus und Braus, Jung und Alt half den Keller leeren, ſo weit der Beutel reichte und der Wirth borgte. Und was ſchlimmer war, man rühmte ſich ſeines maßloſen Trinkens, und ſelbſt in den höchſten Kreiſen war es eine Ehre, möglichſt viel Getränk in ſich hineinſchütten zu können, und Pflicht und Erforderniß, ſein Licht in dieſer Beziehung bei jeder Gelegenheit leuchten zu laſſen.

An den norddeutſchen Höfen, am braunſchweigiſchen, am pommerſchen, vorzüglich aber am wittenberger und ſpäter am dresdener war der Unfug am Aergſten. Hier verſchlang der faſt nie ſchwindende Rauſch und Katzenjammer während des dreißigjährigen Krieges eine Menge höchſt nothwendiger Thatkraft und zeitweiſe allen Verſtand. Der Sohn des erwähnten Johann Friedrich, wie der Vater getauft, artete auch nach dieſem. Seine Schwiegermutter ſeufzt in einem Briefe an ihn, „möge doch Gott geben, daß er von dem Zutrinken einmal ablaſſe," und ſpäter bittet ſie ihn, er „wolle doch nicht ſtets zutrinken, damit er dadurch nicht den Herrgott und ſeinen heiligen Geiſt von ſich treibe." Als Kurfürſt Friedrich von der Pfalz ſeinen

Sohn Ludwig nach Neuburg zu einer Kindtaufe gehen läßt, spricht er die Befürchtung aus: „Wenn mein Sohn nur vor Herzog Albrecht zu Baiern und Herzog Christoph zu Würtemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunks halb kann gesund bleiben; denn diese beiden Fürsten sollen auch da sein.“ Für den andern Bruder Hans Casimir aber fürchtet die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhält: „Habe nur Sorge, der Markgraf werd' mir ihn krank saufen.“

Der Adel eiferte seinen Fürsten, so viel er konnte und mit bestem Erfolge, nach. Ein guter Theil der gelehrten Welt mit Einschluß mehrerer der berühmtesten Humanisten, z. B. Eoban Hesse's, des Dichterkönigs und Freundes Ulrichs v. Hutten, that nach Kräften desgleichen. Die Geistlichkeit machte hiervon keine Ausnahme, selbst die protestantische scheint in vielen ihrer Glieder dem Saufteufel gehuldigt zu haben, und es kam vor, daß Pfarrherrn ihre Amtswohnungen in Bierschenken verwandelten. Dem Hofprediger und Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, Johann Agricola, warf Luther sein übermäßiges Biertrinken vor. 1561 legte der Schloßprediger Stigel zu Gotha in einem Briefe an den Herzog zu Sachsen das Bekenntniß ab, der leidige Satan habe, nachdem er vierzehn Jahre im Pfarramte gewesen, sein Teufelsspiel mit ihm getrieben und ihn „zum Vollsaufen“ gebracht, besonders aber in den letzten sechs Jahren, seit er auf dem Grimmenstein gewesen, ihm dermaßen zugesetzt, daß er nun entschlossen sei, Amt und Weib zu verlassen und nie wieder nach Thüringen zurückzukehren. Er kam indeß, nachdem er nicht weit gewandert war, wieder und gelobte, in den nächsten zwei Jahren außer dem Abendmahl keinen Tropfen Wein zu trinken. Darauf wurde er wieder zu Gnaden angenommen und hat hoffentlich Wort gehalten. Noch von D. Selnecker, der 1592 starb, hören wir über seine Amtsbrüder

sehr Unerbauliches. „Sie gehen," sagt er, „dahin wie die blinde Kuh, wo sie ihres Herzens Lust hintreibt, zur Völlerei und gutem Schlampamp" — „in den Sünden, die sie am Meisten strafen sollten, Ehebruch und Sauferei, stecken sie bis an die Ohren." Beispiele endlich, wo lutherische Geistliche es nicht für einen Raub hielten, den Schenkwirth zu machen, werden 1549 in einem Erlaß des Kurfürsten Moritz an den Superintendenten Buchner zu Oschatz, unter welchem der Betreffende die Pfarre zu Grödel inne hatte, und in demselben Jahre durch eine Mahnung an das Consistorium zu Meißen, unter welchem der Pastor zu Riesa in der gedachten ärgerlichen Weise das Decorum verletzt hatte, gerügt und als unzulässig bezeichnet.

Ueberall war der Dämon des Zechens ein willkommner Gast und anerkannter Vorsitzender. Bei den Commersen der Studenten hörte man ihn singen:

„Codre, caput tibi fumat,
Ne quis ignis te consumat
Stingue mero citius."

Kodrus, sieh den Kopf dir rauchen,
Laß kein Feuer dich verschmauchen,
Lösch mit Weine flugs die Gluth.

In die Rathskeller und Trinkstuben der Bürger rief er mit rothem Gesicht und heiserer Stimme hinein: „Ein Märtenstrunk! Ein pommerscher Trunk!" Den Bauern gab er Bierkrüge mit in die Kirche, aus denen sie einander während der Predigt zutranken, und die sie dem Pfarrer in's Wort fallen ließen. Ja an hohen Festtagen schrotete er ihnen ganze Fässer voll Wein und Bier in das Haus des Herrn — eine Unsitte, gegen die noch 1624 in Sachsen ein Synodaldecret erging.

Wie die beſſeren Geiſtlichen und Behörden gegen dieſes wilde Treiben eiferten, ohne ihm ſteuern zu können, ſo wurde auch auf den Reichstagen bisweilen die Stimme der Vernunft laut, und ergingen großmächtig ausſehende Beſchlüſſe, nach welchen die Obrigkeiten „das übermäßige Trinken und Zutrinken abſtellen und die Ueberfahrer ernſtlich ſtrafen“ ſollten. Noch 1548 wurde ein derartiger Anlauf gemacht, aber wie die vorigen ohne den mindeſten Erfolg. Es ſah auch gar zu ſehr nach der verkehrten Welt aus, wenn Trunkenbolde wie die ſächſiſchen und die braunſchweigiſchen, die pommerſchen und ſchleſiſchen Fürſten oder wie die baieriſchen Herzöge und die ansbacher Markgrafen, die zwiſchen den Verhandlungen mit ihren Räthen und Hofleuten ſelbſt auf das Unſinnigſte ſchwelgten, Geſetzgeber der Nation in Sachen der Mäßigkeit ſein wollten.

Wie es trotz jener Beſchlüſſe in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in den „alten und großen Trinkländern“ des deutſchen Nordens und wohl wenig beſſer im Süden des Reiches in dieſer Beziehung ausſah, mag uns die 1552 zu Leipzig erſchienene Schrift: „Wider den Saufteufel“ erzählen, wo es unter Anderm heißt: „Es üben ſolche Laſter jetzund nicht blos die Mannsperſonen, ſondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, ſondern auch die jungen Kinder, die können allbereits ein Halbes zutrinken. Die Eltern lehren's auch wohl ihre Kinder.“ „Na, laß ſehen, ſpricht der Vater zum Söhnlein, was du kannſt; bringe ihm ein Halbes oder Ganzes. Und über das Alles hat man ſolches Laſters der Trunkenheit kein Hehl, ſondern man kitzelt ſich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja rühmen's auch herrlich, und ſagt Einer zum Andern: Lieber, ich wollte, daß du nächten bei uns geweſen wäreſt; wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Rädlein herummer gehen, es durfte keiner nüchtern davon kommen.

Ich soff sie endlich Alle darnieder; der fiel auf die Bank, jener fiel ganz hinunter. Da solltest du Wunder gesehen haben."

Die kräftigsten Bannsprüche der Kanzeln, die strengsten Verbote der Obrigkeiten und des Reichstags, die Warnungen und Mahnungen wohlmeinender Schriftsteller, desgleichen eine Anzahl Innungsartikel — nichts verfing gegen den halb greuelvollen, halb lächerlichen Spuk, bei dem die große Masse immer tiefer in Krug und Faß versank.. Er kehrte sich nicht an die Moralprediger, er lachte der angedrohten Strafe und lebte nach Paragraph Elf weiter. Er stiftete einen förmlichen „Sauforden," pries in tollen Dichtungen wie Kochs „Ars Bibendi" das Zechen geradezu als Kunst und die Trunkenheit als empfehlenswerthen Zustand, ließ eine Reihe der vergnügtesten deutschen und lateinischen Trinklieder entstehen und erfand für die Trunksucht eine Menge von Bräuchen, Satzungen und Ceremonien, aus denen sich zuletzt ein vollständiges Zecherrecht entwickelte.

„Darnach fangen sie an," sagt bereits Geiler von Kaisersberg von den damaligen Studenten, „saufen einander zu, und wer am Besten saufen mag, der wird Magister oder Doctor." Ferner waren schon früher Zechturniere im Schwange, bei denen man sich auf ein bestimmtes, oft sehr großes Quantum Wein oder Bier herausforderte, und bei denen es nichts Ungewöhnliches gewesen sein wird, wenn einmal, wie uns Hans Sachs nach eigner Anschauung erzählt, zwölf Bierhelden, nachdem sie sechs Stunden mit Stutzen und Kannen zusammengeritten, eine Tonne Bier ausgetrunken hatten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts indeß scheinen sich unter Bürgern und Studirenden Regeln des Trinkens ausgebildet zu haben, die bei Strafe zu beobachten waren, und erst 1616 erschienen dieselben gesammelt und geordnet im Drucke.

Diese selten gewordene Schrift betitelt sich: „Jus potandi oder Zech-Recht," und ihr Verfasser, der sich Blasius Multibibus, utriusque V. et. C. (d. h. Vini et Cerevisiae) candidatus nennt, scheint aus dem Meißnischen gewesen zu sein. Er erklärt in der Einleitung, sein Buch geschrieben zu haben, „weil unter uns nichts Gemeineres ist und nichts fast täglich und so solemniter begangen wird als des dickschwülstigen Saufgottes Bacchi seine Fraß- und Quasfeste, da man mit großen Lauren und langen aufgethürmten Bierhumpen gar ritterlich einander zusetzet, und weil leider zu besorgen, es möchte auch uns unter die Nase gestoßen werden, was der Römer Mutius zum Servius sagte: Es sei einem Deutschen ein großer Uebelstand und Schande, des Gast- oder Saufrechtes, damit er täglich umgehet, unkundig, unwissend und unerfahren zu sein."

Hierauf giebt die Schrift eine kurz gefaßte Geschichte des Trinkens, in der wir belehrt werden, daß dasselbe „ein uralter Gebrauch aller Völker, daß es aber die gutherzigen Deutschen durch ihren besonderen Fleiß dahin gebracht haben, daß ihnen von allen Nationen, wiewohl derselben gar viel ihre Schnäbel auch meisterlich mit Bier zu begießen wissen, der Vorzug dargeboten und übergeben worden .ist"

In einem ferneren Abschnitte lesen wir, daß das Zechen „als ein tapferes ritterliches Scharmützel" aufzufassen ist, „welches mit Kannen, Gläsern und dergleichen Gefäßen, damit man frisch auf einander zusegelt, vor die Hand genommen und verrichtet wird."

Wieder ein anderer Paragraph findet es „spanisch und lächerlich," wenn Leute Wasser, Milch oder Molken dem Weine vorziehen, worauf der Verfasser, ein humoristischer Schalk, bekennt, daß ihm „das rostocker, hamburger, danziger Doppel-Bier, Preußing, braunschweiger Mumme, Knisenack, hannoverscher

Bräuhan, engliſch Bier, Zerbſter oder calviniſch und torgauiſch Bier viertauſendmal beſſer ſchmeckt als etwa der wittenbergiſche Kukuck, Büffel oder das leipziger gekräuterte bauchzerreißende Raſtrum."

Von den Gaben des Rebſtockes aber achtet Blaſius für die edelſten und wertheſten den Klingenberger, Muscateller, Rebs, Malvaſier, Hembacher, Peter Siemens, Alecanten, Rießfelder, Nothalter und Bacharacher" — Weine, die damals vermuthlich für die feinſten und vornehmſten gehalten wurden.

Von Paragraph Neun unſerer Schrift an folgt dann das eigentliche Zecherrecht mit einer Anzahl derbhumoriſtiſcher Gloſſen und Excurſe — ein ziemlich gründlich auf die Sache eingehendes Elaborat. Wir erſehen daraus zunächſt, daß es zweierlei Trünke giebt: „totale" und „partiale." Jene ſind ſolche, wo man „zu ganzen Gläſern, Bechern oder Kannen trinkt," und „das geſchieht entweder continue oder discontinue"; „continue, wenn man es auf einen Zug austrinkt, und dieß wiederum wird entweder floricos oder hausticos verrichtet." „Floricos trinken heißt, wenn man die ganze Labeſchke (d. h. die Lippen) oder Waffe oben um des Glaſes Mundloch herumzerrt und den Trunk in die Gurgel geußt, durch welches ungeberdige Beginnen das Glas mit weißen Giſchtblaſen, die man flores (Blumen) nennt, gefüllt wird; hausticos, wenn der ganze Pokal auf einen Athem evacuiret wird." Wer nicht floricos trinken kann, der muß gleich, wenn er dazu aufgefordert wird, ſein Unvermögen anzeigen und ſich gegen die Zumuthung verwahren. Unterläßt er das, ſo „gebührt ihm, es in alle Wege wiederum anzufangen, ſintemal er ſich nicht desjenigen, was er zu leiſten ungeſchickt, hätte unterfangen ſollen." Wie aber, wenn Einer nicht einmal hauſticos Beſcheid thun könnte? „Ei, das wäre eine große Schande, dasjenige, was Alle könnten, nicht zu können!" ant-

wortet unſer Geſetzkundiger, „und wird nicht unbillig einem hinterliſtigen Betruge compariret. Derowegen wird der Herr auch dieſes Mal nicht können entſchuldigt werden, ſondern mag vielmehr anſetzen und mit einem ſtarken Zuge ſo lange anhalten, bis ihm die Augen glitzen und das klare Waſſer von dannen tröpfelt.“

Mit ſittlicher Entrüſtung, die ſich mit der Ungeſchlachtheit der damaligen Zeit vernehmen läßt, gedenkt unſer Multibibus derer, welche hauſticos „aus Speiſeſchüſſeln oder aus des Hausknechts lauſigem Filzhut oder aber aus alten ſchlimmgetretenen Schuhen mit greulig aufgeſperrtem Rachen und ſtarkem Schlucken trinken, oder Unſchlittlichte in die eingeſchenkten Gläſer werfen oder es gar wie jener Unflath Simon Großooge machen, welcher ſechs ganzer Simons-Fiſche oder geſalzener Bauernkarpfen (Heringe) in die Kanne that und mit dem Biere gar meiſterlich wußte einzuſchlucken.“ Dagegen wird über andere in dieſer Zeit gebräuchliche Methoden des Zechens mit Gelaſſenheit und einem gewiſſen Behagen berichtet. „Etliche, wenn ſie trinken, faſſen und heben das Glas mit dem Munde auf, etliche faſſen die eine Lippe, damit ſie alſo mit zur Erde geſtürztem Kopfe trinken können; Andere nehmen zwei Gläſer zuſammen und trinken ſie mit einander zugleich aus. Wieder Andere faſſen das Glas nicht mit der Hand, ſondern unter den Arm, noch Andere ſtürzen's an die Stirn, damit alſo das liebe Getränk allgemach an der Naſe wie in einer Rinne zum Munde herabfließe.“

Andere anmuthige Trinkerſtücklein waren „das Poculum latinum, dazu gar ſonderbare Worte gehörten,“ „Das Rößlein verkaufen,“ „Ohne Duck, ohne Schmuck, ohne Bartwiſch“ und „Kurl-Murl-Puff,“ wo „der Bart bald da, bald dort gewiſchet, bald da, bald dort, jetzt mit den Fingern, jetzt mit den Armen, jetzt mit den Füßen getappt, bald mit den Fingern geſchnippt, bald eins gepfiffen und ſonſten viel ſeltſame Poſſen gebraucht“ wurden.

Partiale Trünke nannte man ſolche, wo zwei oder Mehrere nach einander aus demſelben Gefäße zechten. „Als da iſt die ungeheure Humpe, welche man das Römiſche Reich nennet, deren Kraft und Gewalt ſo groß und mächtig iſt, daß ſie auch wohl den allerſtärkſten Herculem oder Sauf-Ritter dürfte ein Bein ſtellen und wider Gottes Boden niederwerfen. Und auf ſolche Manier pflegen ſonderlich in Niederſachſen auch wohl ihrer vier aus einer Kanne zu trinken, die dann wieder mit Bier oder Wein gefüllt iſt, auf folgende Weiſe, daß die erſten Drei jeder einen Trunk thun, der Vierte aber muß das Andere alles, was noch hinterſtellig, exſicciren oder austrocknen. Dieſe liebliche Kurzweil nennen ſie: den Fuchsſchleppen.“ Hübſcher iſt die gleich nach dieſer Sitte erwähnte Art des Partialtrunkes, bei welcher die Geſellſchaft bunte Reihe macht, „ein jeder junge Geſell der neben ihm ſitzenden Jungfrau ſeinen Goldfinger an den ihren häkelt und beide mit der andern Hand unten einen Becher faſſen, die Mäulchen ganz zart und feſt zuſammenſtrecken wie die Tauben, wenn ſie ſich ſchnäbeln und ſo beide zu gleicher Zeit aus dem Geſchirr trinken.“

Als Zweck des Trinkens giebt unſer Freund Blaſius „einen guten Rauſch“ an, den er dann ſchildert. Wenn die Gäſte bei einem Gelage ſich zu dieſem Zuſtande verholfen haben, ſo „fangen ſie allererſt tolle Händel und wunderliche Poſſen an, ſchwärmen, jauchzen mit allen Stimmen;“ ſie laſſen ſich ferner mit allerlei artigen Liedern, z. B. „Ich fuhr wohl über'n Rhein“, „Ein Hirſch ſprung aus dem Brunnen,“ „He ſett den Berkenmaier wohl an ſynen Mund,“ „Der tolle Hund,“ oder „Hänſelein, mein Brüderlein“ vernehmen, „welches dann ſo lieblich zu hören, daß Einem davon die Ohren weh thun, das Geſicht vergehen und das Leder zerberſten möchte.“ Sie beginnen über Subtilitäten zu ſtreiten, ſie zerbrechen endlich, wenn ſie

wohlbezecht sind, Gläser und Fenster, Tische und Bänke, ja bisweilen scheint man sogar den Ofen gestürmt und seine zerschlagnen Kacheln auf die Gasse hinausgestürzt zu haben.

Auf alle Fälle ging es bei solchen Gelegenheiten mitunter toll zu. Moscherosch schildert ein Studentengelage seiner Zeit wie folgt: „Etliche soffen einander zu auf Stühlen und Bänken und am Boden, durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knien, den Kopf über sich, unter sich, hinter sich und vor sich. Andere lagen auf der Erde und ließen sich's durch einen Trichter einschütten. Einer brachte dem Andern eins zu, aus einer Schüssel, aus einem Schuh. So Einer nicht Bescheid thun wollte, stellte sich der Andere wie ein Unsinniger oder wie ein Teufel, sprung vor Zorn in die Höhe und raufte vor Begier, den Schimpf zu rächen, sich selbst die Haare aus. Sie stießen einander die Gläser ins Gesicht, mit den Degen heraus und auf die Haut, bis hier und da Einer niederfiel und liegen bliebe," u. s. w.

Hinzuzufügen, daß dieses dunkle Bild aus der „guten alten Zeit" zwar viele, aber keineswegs alle Deutsche jener Periode zeigt, ist wohl nicht nöthig. Ohne Zweifel gab es Ausnahmen von der Regel, und wenn deren nicht viele erwähnt werden, so wird dieß damit zu erklären sein, daß die Nüchternheit nicht lärmt und nicht auffällt. Hätte der Sauteufel die ganze damalige deutsche Welt regiert, so wäre kaum zu begreifen, daß diese Welt eine gute Anzahl bedeutender Männer geboren, und noch weniger, daß sie die Folgen des schrecklichen Krieges, der sie in dieser Zeit heimsuchte, zu überdauern vermocht hat. Ja, wenn wir Hutten glauben dürfen, so hätte jener böse Geist selbst vielen von denen, die ihm mit besonderem Eifer opferten, den Verstand durchaus nicht gestört und getrübt. In den „Inspicientes" sagt der Vater Sol zu seinem Sohne

Phaeton, nachdem dieſer erklärt, die Deutſchen wären ganz nette Leute, wenn ſie nur ihr Saufen laſſen wollten, auch ihm gefalle dieß nicht, und beſonders ärgere ihn, daß die Fürſten darin mit üblem Beiſpiele vorangingen. Die hartnäckigſten Trinker ſeien jedenfalls die Sachſen. Die ſäßen beſtändig hinter den Bechern und vertilgten unbillige Maſſen Bier; denn tränken ſie Wein, ſo würde der Ertrag ganz Deutſchlands für ihr Bedürfniß nicht ausreichen. Dem Ueberfluſſe machten ſie auf die unfläthigſte Weiſe Luft. Phaeton glaubt, wie er ſie ſchmaufen und zechen ſieht, einem Gaſtmahle der Centauren und Lapithen zuzuſehen. Er meint, die Leute müßten gar keine Vernunft haben. Aber weit gefehlt: der Vater belehrt ihn, daß dieſe tollen und vollen Sachſen (die Niederſachſen ſind gemeint) ſo klug ſeien wie Andere, ja klüger; denn nirgends ſei das Gemeinweſen ſo wohl regiert, nirgends mehr Sicherheit; von Körper ſeien ſie geſunder und ſtärker als alle andern Deutſchen und im Kriege tapfer ohne Gleichen.

Ich laſſe jetzt die humoriſtiſch gefärbten Bezeichnungen des Trinkens bis zum höchſten Grade der Betrunkenheit nach Körte's Vorgang in abſteigender Ordnung vom Erlaubten zum Schlimmen und von dieſem zum Aergſten hinab und theils aus deſſen Sammlung, theils aus anderen ſchöpfend, folgen.

Denken wir uns eine Zechergeſellſchaft zu einem Gelage verſammelt. Der Braten iſt bereits auf die andern Gerichte gefolgt, der Wein hat begonnen, die Herzen zu erſchließen und die Zungen zu löſen. Schwächere Feſtgenoſſen fühlen ihn ſchon ein wenig im Kopfe. Da heißt es unter den Anderen, die „ein gut Gefälle," „eine durſtige Leber" oder „einen Froſch unter der Zunge haben," von ihnen: „Er hat einen Spitz," oder: „Er hat ein Schwibschen," oder: „Er iſt angeheitert," „Er iſt angeſäuſelt," „Er iſt ein bischen lila," „Er hat etwas im Ober-

stübchen," „Er hat einen Jesuiten" oder „Er hat ein Jesuitenspitzel"*). Andere meinen, er habe ein Gläschen über den Durst getrunken, er habe zu tief ins Glas geschaut, er habe einen Hieb, einen Stich, einen Schuß, er habe sich illuminirt, sich einen Bart gemacht, er schwebe oder er habe sich einen angekrümelt.

Der Betreffende merkt nicht, daß er von Rechtswegen zu viel hat, er läßt sich den Wein weiter schmecken und geräth dadurch in einen Zustand, wo er auffallend gesprächig wird, während die Zunge doch nicht recht mehr fort will und das Gedächtniß zu versagen beginnt. Die Freunde meinen jetzt lächelnd, er trinke sich einen Affen an oder, er trinke sich einen Pelz, daß ihm der Narr nicht erfriere, er rede in fremden Zungen, er habe einen Heiligenschein, er brenne mit drei Grapen, er sehe zwei Sonnen oder er sehe die Buchstaben doppelt.

Nach der Ansicht Anderer ist er blau oder benebelt, hat er sich was zu Gemüthe geführt, sieht er den Himmel schon für eine Baßgeige an, glüht er wie eine Päonie. Er geht ein paar Schritt über die Stube, und man bemerkt, er habe schief geladen oder die Tramontane verloren. Er trinkt weiter, und man flüstert sich zu, er sei mit einem Hering durch den Hals geschossen, er saufe sich ein Kopfkissen. Er plaudert redselig mit seinem Nachbar, und dieser äußert nach der andern Seite hin: „Er hat Mosis Zunge." „Ja, er hat geschwollne Haare," wird ihm zur Antwort, oder: „Er hat gut eingefeuert," oder: „Er hat das Mückengreifen" (vermag das Glas, wenn er darnach greift, nicht recht mehr zu finden) oder: „Die Leber schwimmt ihm."

*) Die Ethik der Jesuiten sagte: Wenn man sich noch entsinnen kann, daß man gestern nach Hause getragen worden ist, so hat man nur einen Spitz gehabt.

Er merkt jetzt erst recht nicht, wie es mit ihm steht, und da er infolge dessen der Flasche weiter zuspricht, so erreicht er endlich das letzte Stadium des Zustandes, der mit dem „Spitz“ begann. Er kann auf keinem Beine mehr stehen, er hört die Sphären singen, er hat Glasaugen, er hat sich die Nase begossen und den Mund verfehlt, er ruft Sanct Ulrichen, er hat Stafetten nach Speier geschickt, er ist kanonenvoll, sternhagelvoll, fertig, hin, geliefert.

Er will nun nach Hause, er macht sich auf den Weg, aber die Füße wollen nicht, wie er will. Er lavirt, geht den SS-Strich, geht wie die Donau bei Dillingen oder als ob alle Häuser ihm gehörten, er kann um keine Ecke kommen. Die Leute sagen: „Der hat seine Ladung“ oder: „Er hat in den Thran getreten“ oder: „Er segelt mit vollen Segeln.“ „Er sieht die Thurmspitze für 'nen Zahnstocher an,“ äußert einer von den ihn geleitenden Freunden. „Und 'nen kalenberger Bauer für 'ne Erdbeere“*) sagt ein Andrer, der aus Hannover ist. „Und 'nen Spitz für 'nen Müllergesellen,“ spottet ein Ostpreuße. Ein Schwabe meint, er halte eine schwarze Kuh für einen Kaplan, wieder Andere sind der Ansicht, er sehe Schleifkannen am Himmel oder er meine, der Kirchthurm wolle ein Menuet mit ihm tanzen, oder seine Brille sei fett, und die Straße gehe mit ihm herum. Der Schluß der Komödie ist, daß man ihn ins Haus und zu Bett bringt, daß er früh Katzenjammer oder Kater hat und daß „ihm die Haare wehthun.“

In Ostpreußen sagt man von einem gewaltig Zechenden: „Er gießt wie in eine Stiefelschechte“ (Stiefelschaft). Andere hierher gehörende Ausdrücke sind: Trinken, daß die Heide wackelt — Trinken wie die Bürstenbinder**) — Doppelsterne

*) Die Bauern im Kalenbergschen trugen früher rothe Röcke.

**) Der Ausdruck kommt von dem alten Worte „bürsten“ = zechen her.

ſehen oder grüne Huſaren ſehen für Betrunkenſein — Die Kuren (Fiſcher vom Kuriſchen Haff) haben ihn in der Mache gehabt — Er hat Krakehlwaſſer getrunken — Er ſieht aus wie eine Gans beim Wetterleuchten — Hei hätt de Planken to leef — Er hat mit Maßen (d. h. maßweiſe) getrunken — Die Worte brechen ihm zuſammen — So reden die Sauen, wenn ſie einander ihre Noth klagen.

Selbſt die Bezeichnungen für Schläge und Prügel endlich haben in der Sprache des Volkes einen komiſchen Anſtrich. Es driſcht, wichſt, wammſt, walkt, wackelt ſeinen Beleidiger durch, nachdem es ihn „beim Schlaffittchen gekriegt“ hat. Es giebt keine Backenſtreiche, ſondern Ohrfeigen, Maulſchellen, Fünffingerkraut, Flinzen, Pflaumen, Dachteln, Horbeln, Backpfeifen, Watſchen u. d. Es läuft vor dem Stärkeren nicht davon, ſondern reißt aus „wie Schafleder,“ es giebt Ferſengeld, es ergreift das Haſenpanier. „Nu geht der Fiddeltanz los,“ ſagt man in der Provinz Preußen, wenn eine Schlägerei beginnen ſoll. Statt Stockſchläge zu geben, „reibt“ das Volk ſeinen Gegner „mit ungebrannter Aſche ein“ oder „ſtreut“ ihm „eine Handvoll ungebrannte Aſche auf den Buckel.“ Die Seeleute ſagen für Durchhauen „mit Hämpöl ſchmieren.“ Andere komiſche Ausdrücke für dieſelbe Operation, zum Theil nur in der Provinz Preußen, zum Theil allgemein im Gebrauch, ſind folgende: Einem trocknen Aal geben — Einem ein Andreaskreuz auf den Rücken machen — Einem etwas aus der Armenkaſſe geben — Einem die Birnen ſchütteln — Einem aufs Genick ſteigen — Einem die neunte Haut ſuchen — Einem die Jacke oder die Hoſen verſohlen — Einem die Kolbe lauſen — Einem Jackenfett geben — Einem das Hutmachergeſchenk geben — Einem den Pelz auswaſchen — Einem den Rücken meſſen — Einen Stockfiſch eſſen laſſen — Einem Strauch zu riechen geben.

Daß ein gewiſſer Zuſtand bei unverheiratheten Frauenzimmern dem Volkswitze verfallen iſt, muß als ſelbſtverſtändlich betrachtet werden. Ich gebe davon nur die nicht anſtößigen Redensarten. Es heißt von ſolchen Mädchen: „Sie hat auf die Angel gebiſſen“ — „Sie iſt zu Fall gekommen“ — „Sie geht (oder tanzt) nicht mit ſich allein“ — Sie füttert zwei — „Sie hat ein Quellkorn verſchluckt“ — „Sie hat Hoffmannſche Tropfen getrunken“ — „Sie iſt in's Sommerfeld geſprungen.“

Sehr zahlreich ſind endlich die komiſchen Ausdrücke, mit denen der Volksmund das Sterben zu bezeichnen pflegt. Der dem Tode Nahe pfeift auf dem letzten Loche — er geht zur großen Armee — er beißt ins Gras — er legt den Löffel weg — — eine Sterbende verheirathet ſich mit Erdmann, ein Sterbender mit Erdmuthe.

Andere Redensarten des Volkshumors ſtelle ich im nächſten Abſchnitte mit den Sprichwörtern zuſammen, welche jenen zum Vater haben.

IX.

Komiſche Redensarten und Sprichwörter, Appoſitionen und Priameln.

Ich laſſe hier zunächſt noch eine Anzahl Ausdrücke und Redensarten humoriſtiſchen Inhalts folgen, von denen die größere Hälfte aus der Friſchbierſchen Sammlung ſtammt. Wenn ein Paar am Tiſche ſich erzürnt den Rücken kehrt, ſo macht es den ruſſiſchen Adler. Wenn jemand beide Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf in die Hände ſtemmt, ſo ſagt man, er iſt das mecklenburgiſche Wappen. Wer nicht alt werden will, muß ſich jung hängen laſſen. Sie ſehen ſich ſehr ähnlich, beide haben die Naſe in die Länge und den Mund der Quere. Sich amuſiren wie der Mops im Tiſchkaſten. Es geſchah im Jahre eins (Anno dazumal) wo die Elbe brannte und die Bauern mit Strohwiſchen löſchen kamen. Einen anſehen wie die Kuh das neue Thor oder wie die Krähe das kranke Ferkel. Es zieht an wie Hechtſuppe (die ſtark gepfeffert iſt). Wenn jemand ſeine Beinkleider nicht ausfüllt, ſo ſagt man in der Provinz Preußen: Er hat den A. auf die Kammer gegeben. Wenn die Bedienung im Wirthshauſe nicht gleich zu ſehen oder nicht raſch bei der Hand iſt, ruft man: Iſt denn keine Aufwartung hier, wenn

man borgen will? Von Pockennarbigen heißt es: Der Teufel hat Erbſen auf ihm gedroſchen oder: Er hat mit dem Geſichte auf einem Rohrſtuhle geſeſſen. Ein Verblüffter ſieht aus, als wäre ihm die Butter vom Brote gefallen. Von einem ſtarken Eſſer ſagt man: Er iſt hohl bis an die Ferſen, von bleichen, verſchwelgten, übernächtigen Geſichtern: Er ſieht aus wie Braunbier und Spucke oder auch: wie ein ausgewaſchner Glacéhandſchuh. Von verdrießlichen Leuten wird bemerkt: Er macht ein Geſicht wie neun Meilen böſer Weg oder: Er ſieht aus, wie Einer, der Elf gefreſſen hat und den Zwölften nicht hinunterkriegt. Von einem Verlegnen ſagt man: Er macht ein Geſicht wie die Sau auf dem Pflaumenbaum oder: wie der Eſel, der vom Teig gefreſſen hat, von einem Eiligen: Er thut, als hätte er Mäuſe zu ſchwänzen. Auf die Frage: Wo biſt hergekommen? antwortet der Gefragte, wenn er zu Fuße gekommen iſt, in der Provinz Preußen: Mät de Gebröder Beenekes, ſonſt überall anderswo: Auf Schuſters Rappen. Wenn Kinder gähnen, ruft man ihnen zu: Behol din Schlaapke, behalt dein Schläfchen (laß es dir nicht durch den aufgeſperrten Mund entſchlüpfen). Dem Betrunknen legt der liebe Gott ein Kopfkiſſen unter (wenn er fällt und ſich nicht Schaden thut).

Wenn Kinder recht toll herumſpringen, ſagt man in Sachſen: Die Schöpſe bieſeln, 's wird ander Wetter. Die Redensart: Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen, vertritt humoriſtiſch die Wahrheit: Wer ſich nicht geltend zu machen verſteht, der bringt es zu nichts. Verwandten Sinnes iſt das Sprichwort: Wer blöd iſt, bekommt auch in der Kirche Prügel. Will jemand Unmögliches unternehmen, ſo heißt es in Preußen von ihm: Er will über die Wehlauſche Brücke ſpringen, ſonſt, wie bekannt: Er will mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Von unnatürlichen oder widerſinnigen Dingen ſagt man: Das iſt,

als ob der Bulle in der Bibel läſe oder: als ob der Bulle in die Kirche gukte. Ein Kaffendefect wird ſcherzhaft als Kaffenconfect bezeichnet. Von dauerhaften (auch von langweiligen) Dingen rühmt (oder klagt) man: Das hält (oder dauert) ein halb Jahr länger als die Ewigkeit. Wenn ein Mädchen ohne zum Tanzen gekommen zu ſein, vom Tanzſaale heimkehrt, ſagt man im Samland: Sie hat die Tranktonne ſcheuern müſſen. Die letztere iſt ein Gefäß in der Küche, in welchem alte Speiſereſte und Abfälle geſammelt und für die Schweine aufbewahrt werden. Von ſchlechtem Tabak ſagt man in Dresden: Dreimal um die Kirche herum für 'nen Groſchen, und noch ein Ende zu. Eine holſteiniſche Redensart von einem mundfertigen, ſtets zur Widerlegung von Einwürfen gerüſteten Menſchen iſt: He hett good snacken, he hett den Mund dichte by ſik. Der Wunſch: Bleib geſund, heißt in die Sprache des Volkshumors überſetzt: Halt die Ohren ſteif. Von einem ungewöhnlich Einfältigen ſagt man im Sächſiſchen: Er iſt ſo dumm wie der Dreck auf der Gaſſe, in Pommern: Er iſt ſo dumm wie ein Pomuchelskopf*).

Er iſt eigenſinnig wie Marquard, der bäckt nicht, wenn er kein Mehl hat. Wer's glaubt, der wird ſelig, wer bäckt, der wird mehlig. Er hat Einfälle wie ein altes Haus. Alles hat ein Ende, nur die Wurſt hat zwei. Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen, manche Menſchen nähren ſich davon. Es kommt bisweilen vor, daß auch ein alter Menſch Michel heißt. Wenn jemand den Wunſch äußert, einmal zu fahren, ſo wird ihm bisweilen ſcherzhaft gerathen: Fahr mit der Hand über den Hinterſten. Ich gehe und wenn es Betteljungen regnet, ſagt der zu einem Gange feſt Entſchloſſene. Von einem, der in Geldverlegenheit iſt, heißt es: Ihm fehlen dreißig Silbergroſchen am Thaler.

*) Pomuchel iſt der Dorfch.

Glocken und Narren läuten gern. Wo die Glocke von Leder ist und der Klöppel ein Fuchsschwanz, da hört man das Läuten nicht weit. Wer's Glück hat, dem kalbt ein Ochse oder: dem fliegen die Enten gebraten ins Maul. Wem's Glück die Hand bietet, dem schlägt's gern ein Bein unter. Wem das Glück zu wohl will, den machts zum Narren. Wenn jemand einem Andern das Licht vertritt oder sich zwischen ihn und ein Schaufenster, ein Bild, eine Bühne drängt, wird er verdrießlich gefragt, ob sein Vater ein Glaser gewesen sei. Ein Grobian fährt die Leute an wie die Sau den Bettelsack. Vom Habgierigen heißt es: Er ist auf's Geld versessen wie der Teufel auf eine Judenseele. Er ist geputzt wie ein Pfingstochse oder: An ihrem Kopfputz kann eine Kuh sich satt fressen, meint der Volkswitz von Leuten, die sich maßlos oder recht bunt herausgeputzt haben. Wer sein Geld will fliegen sehen, sagt doppelsinnig ein preußisches Sprichwort, der muß sich Tauben halten.

Der muß einen Ladestock gefrühstückt haben, heißt es von jemand, der ungewöhnlich steif und gerade geht. Der liegt noch mit den Gänsen im Streit, sagt man von jungen Leuten, denen der erste Bartflaum keimt, und denen, bei welchen er ausbleibt, wird das Recept: Außen Honig, inwendig Taubendreck empfohlen. Der ißt mit der fünfzinkigen Gabel, heißt es von dem, welcher sich beim Essen von nassen Speisen der Finger bedient. Nimm die Beine unter den Arm, bedeutet in gewöhnliches Deutsch übersetzt: Lauf schnell, beeile dich. Es ist leichter, einen Sack Flöhe hüten als ein Frauenzimmer, lehrt ein oft und allenthalben gebrauchtes Sprichwort. Sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat (von jemand, der sich flink davon macht), Weißbier schenken, (von Kindern, denen hinten das Hemd aus den Höschen hängt) sind ebenfalls häufig gehörte Redensarten. Der Fleischer gukt durch dem Leineweber

ſein Fenſter (von jemand, der einen Riß in Kleid und Hemde hat, durch welchen man das bloße Fleiſch ſieht. In der Gegend von Inſterburg ſagt man in Fällen, wo man über eine Sache noch nicht klar iſt: Wenn dat nich e Fleeg (eine Fliege) öß, denn weet ök ſchon, wat et öß, denn öß et keen ander Menſch wie e Lus. Von Leuten, die Andere gern freihalten und es können, rühmt eine preußiſche Redensart: Er hat Gott im Herzen und Friedrich Wilhelm (auf den Thalern) in der Taſche.

Von ſchlecht gewaſchner Wäſche ſagt man: Mit Wurſtbrühe oder: Im Rinnſtein gewaſchen und im Schornſtein getrocknet, von Leuten, die ſchon viele Erwerbszweige ergriffen, aber bei keinem ausgehalten haben: Er hat ſchon Alles verſucht, nur das Hängen noch nicht, von einem ſehr magern Menſchen: Man kann ihm das Vaterunſer durch die Backen blaſen, von einem, der in Allem bewandert und geſchickt iſt: Er iſt auf allen Vieren beſchlagen und hat noch ein Hufeiſen in der Taſche.

Das iſt meinem Vater ſchon recht, ſagt der frierende Knabe, warum kauft er mir keine Handſchuhe. Ich kenne die Gründe der Regierung zwar nicht, aber ich mißbillige ſie, iſt in Sachſen zum Sprichwort geworden, welches zunächſt die fortſchrittliche Oppoſition quand même, dieſe alberne Nachäffung der franzöſiſchen Kammern unter Ludwig Philipp, dann jedes einſichts- und kenntnißloſe Mißbilligen verſpottet*).

Kleine Kröten haben auch Gift, will ſagen: Schwächliche oder unanſehnliche Leute vermögen auch etwas. Von Leuten, die ſchwer begreifen, ſagen die bremer Seeleute: He löpt wie

*) Der, welcher den unſterblich ſchönen (auch von den Fortſchrittlern im Reichstag noch im Stillen heilig gehaltnen und gelegentlich in Anwendung gebrachten) Ausſpruch zuerſt that, war der Abgeordnete Kell im ſächſiſchen Landtag. Ehre dem Weiſen!

'ne Lus up de gedehrte Preſenning, er läuft wie die Laus auf der (friſch) getheerten Leinwandbekleidung der Luken. Ein Hungernder ſagt in Preußen: Der Magen bildet ſich ein, die Gurgel habe ſich aufgehängt. Von jemand, der ſchlecht ſingt, heißt es ebendaſelbſt: Er ſingt wie die Nachtigall, die dem Bauern die Schafe auffrißt (der Wolf). Von hoch hinaus Wollenden gilt das Sprichwort: Unſer Herrgott läßt die Bäume nicht in den Himmel wachſen, von ohnmächtig Grollenden heißt es: Unſer Herrgott läßt der Ziege den Schwanz nicht zu lang wachſen, ſie ſchlägt ſich ſonſt damit die Augen aus. Lang und ſchlank, Edelmannsgang, kurz und dicke, Bauerngeſchicke, lautet ein ſächſiſches Sprichwort. „Schmeckt's?" fragte der Bürgermeiſter von Wurzen den Holzhacker Maudrich, der auf der Rathhaustreppe Pflaumenkuchen und Blutwurſt aß. „Ei ja, Herr Bürgermeiſter," lautete die Antwort, „wer arm iſt, frißt Alles." Anderswo wird auf die Frage „Schmeckt's?" erwidert: „Hunger treibt's nein, und wenn's Bratwürſte ſein." In Danzig giebt es ein ähnliches ironiſches Sprichwort: Hunger lehrt Eierkoken eten. Die Liebe iſt blind: manchmal fällt ſie auf ein Lilienblatt und manchmal auf einen Kuhfladen. In Weſtpreußen ſagt man: Wo 't Mod' öß, rött de Predger op'm Bolle ön de Körch — wo es Mode iſt, reitet der Prediger auf dem Bullen in die Kirche. Ebendaſelbſt rufen grobe Leute ſolchen, welche beim Eintritt in eine Stube die Thür zuzumachen unterlaſſen, zu: Hefft de Pracher ook e Bedeenter? Hat der Bettler auch einen Bedienten?

Andere Redensarten und Sprichwörter komiſcher Art, meiſt ebenfalls der Friſchbier'ſchen Sammlung aus der Provinz Preußen entnommen, ſind folgende: Er ſteht da wie der Hundsfott vorm Herrgott — Ein Steckenpferd koſtet oft mehr, als ein Reitpferd — Er beißt den Heiligen die Zehen ab (beim Küſſen ihrer

Füße, d. h. er thut ſehr fromm) — Das Herz ſchlägt ihm wie ein Lämmerſchwänzchen — Oek war mi dat Hart utriete on et fer de Höhner krömle (Ich werde mir das Herz ausreißen und es den Hühnern hinkrümeln — zur Verſpottung des eignen Kummers) — Wenn der Himmel einfällt, ſind alle Sperlinge todt — Ach lat de Höhner kackle (gackern), wenn ök man de Eier hebb — Laßt den Hund los, hängt die Wäſche ab, die Komödianten kommen — Wenn der Hund Geld hätte, ginge er an keiner Schenke vorbei — Er paßt wie der Eſel zum Lautenſchlagen oder: wie der Igel zum A.wiſch — Die Katze hat den Kalender verſchleppt (wenn eine Frau ſich in der Zeit ihrer Niederkunft geirrt hat) — Von hundert Ackern ein Kloß, von hundert Waſſerſuppen ein Gukauge (zur Bezeichnung ſehr entfernter Verwandtſchaft) — Er mengt ſich in Alles wie Mäuſedreck in den Pfeffer — Er rührt Alles durcheinander wie Torf und Buttermilch — Er iſt vom Stamme Nimm (d. h. in der Provinz Preußen: ein Geiſtlicher, anderwärts: ein Jude) — Die Ochſen gehen nicht auf Bratwürſten (Entgegnung der Fleiſcher in Königsberg, wenn Käufer ſich über zu viel Knochen im Fleiſche beſchweren) — Er ſtand bei der Infanterie, die die Knöpfe unterm Bauch trägt (den Schweinen) — er ſtand bei den reitenden Maikäfern — Er zieht ab wie die Katze vom Taubenſchlage — Er iſt eine gute Seele — was er abbeißt, ſchluckt er auch hinter oder: Er taucht keine Fenſterladen in den Kaffee — Wer Kinder hat, hat Dreck, wer Schweine hat, hat Speck — Er iſt klüger wie neun Dumme — Er iſt ein kluger Menſch, er kann ſogar Harkenzinken machen — Er hat einen anſchlägigen Kopf, wenn er die Treppe herunterfällt, verfehlt er damit keine Stufe — Mann und Weib ſind Ein Leib; aber wenn ſie ſich prügeln, ſind's ihrer zwei — Laß mich los, oder ich ſchreie, ſagte die Maus zur Katze — Der liebe Gott

hat Menschen gemacht und läßt Menschen leben; sie sind aber auch darnach — Der liebe Gott verläßt keinen treuen Bier- und Branntweintrinker.

Mit diesem Sprichwort, einer Parodie auf „Gott verläßt keinen Deutschen," wozu bisweilen in Sachsen der Zusatz tritt: „und schickt ihn in's Wendische betteln," sowie mit einen Theil der unmittelbar vorher angeführten sind wir bei einer Gattung der komischen Sprichwörter angelangt, die sich von den früheren wesentlich unterscheiden, obwohl beide Klassen aller Wahrscheinlichkeit nach Kinder oder Enkel und Urenkel der Narrethei sind, welche die im ersten Abschnitte dieser Schrift geschilderte aristophanische Zeit am Ausgange des Mittelalters mit ihrer Lustigkeit, ihrer Ironie, ihrer Lust an Zerrbildern und Schnurrpfeifereien erfüllte. Was ich meine, sind die sogenannten Apologien, Sprichwörter, wo der Volkshumor einen ernsten Spruch, eine Erfahrungsregel oder sonst eine weise Lehre durch Anhängung eines Beispiels in eine Lächerlichkeit verwandelt oder sonst durch Verbindung von zwei nicht zu einanderpassenden Sätzen und Täuschung der Erwartung, die der vordere erweckt, durch den hinteren eine komische Wirkung hervorbringt und so wie Eulenspiegel der Narrheit über die Vernunft, dem Spaße über den Ernst zum Siege verhilft.

Eine große Anzahl von Sprichwörtern dieser Gattung, die vorzüglich unter den Niederdeutschen gediehen ist und auch in England vorkommt, tritt uns schon in Schriften entgegen, die um die Zeit Luthers, also kurz nach dem Schlusse des Mittelalters, erschienen. Schon vor 1528 waren Redensarten im Umlauf wie: Da liegt es, sagte die Magd, da entfiel ihr das Kind beim Tanze. Schon bei Sebastian Frank begegnen wir den scherzhaften Verdrehungen von Lebensregeln: Besser etwas als nichts, sagte der Wolf, da verschlang er eine Mücke —

Hier ſtehen wir Helden, ſagte der Froſch zum Schwaben — Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſagte der Teufel zum Köhler — Wer's kann, dem kommt's, ſagte der Schneider, da kriegt er am Oſterabend ein paar Hoſen zu flicken — und: Da ſchwimmen wir Aepfel, ſagte der Roßdreck zum Apfel, da ſchwammen ſie beide den Bach hinab. Nicht viel jünger, vermuthlich ebenſo alt werden die Späße ſein: Zu ſpät, ſagte die Frau, da ging ſie der Knecht beim Leichenzug ihres Mannes um die Heirath an — und: Viel Geſchrei und wenig Wolle, ſagte der Teufel, da beſchor er eine Sau.

Die nachfolgende Zeit hat den Schatz dieſer echten Eulenſpiegeleien bedeutend vermehrt, und im Nachſtehenden gebe ich auch davon aus Höfers „Wie das Volk ſpricht" und den Koerteſchen und Friſchbierſchen Sammlungen ſowie nach eignem Gehör eine Anzahl ergötzlicher Proben.

Gewohn's, ſo kommt dich's nicht hart an, ſagt ein altes Wort, und der Volkshumor erzählt: Gewohn's, Mieze, gewohn's, ſagte der Bäcker und fegte mit der Katze den Backofen aus. Es kommt nur auf die Gewohnheit an, ſagte die Köchin zum Aale, da zog ſie ihm die Haut ab. — Einfach, aber niedlich, feggt de Düwel un ſtreek ſich den Steert (Schwanz) arftengrön (erbſengrün) an. — Der Sohn dem Vater gehorſam war und — ging mit ihm zu Biere. — Man muß Alles zu Rathe halten, ſagte die Magd, fand einen Regenwurm und band ſich den Strumpf damit feſt. — Aller Anfang iſt ſchwer, nur das Bettelngehen nicht. — Aller Anfang öß ſchwer, ſeggt Jenner on ſtellt (ſtiehlt) einen Ambos. — Abwechſelung muß ſein, ſagte der Teufel und fraß die Buttermilch mit der Miſtgabel. — Det Oeller geit vär, (das Alter geht vor) ſäd de Diewel on ſchmeet ſine Großmutter de Trepp runder. — Schlechte Wörthſchaft da bennen (drinnen) ſäd de Bandwurm, als he afgedrewen ward.

— Ok got! ſagte der Bauer, als er auf der Lauſejagd einen Floh kriegte. — Wohl dem, der unter Dach und Fach iſt, ſagte der Fuchs beim Gewitter und ſetzte ſich unter einen Strohhalm. —

Wer raucht, der ſtinkt wie ein Schwein, wer ſchnupft, der ſieht aus wie ein Schwein, wer kaut, der frißt wie ein Schwein, und wer nicht raucht, nicht ſchnupft und nicht kaut, der lebt wie ein Schwein. — Wer auf Reiſen iſt, muß vorwärts, ſagte der Ziegeldecker, da rutſchte er das Dach hinunter. — Strafe muß ſein, ſagte Pietſch und prügelte die Katze mit einem Strohhalm. — Ja ja, ehre Twei op Eenen! ſäd de Diewel, als hei ſöck möt dem Knecht rang. (Der Knecht hatte Gott um Hülfe angerufen). — Das iſt nur ein Uebergang, ſagte der Fuchs, als ſie ihm das Fell über die Ohren zogen. — Der iſt was Beſonderes, er kann ſich mit der Zunge die Naſe abwiſchen. — Ich weiß, was ich weiß, kalte Süppe iſt nicht heiß. — Schlechte Zeiten, ſagte der Schinder, es fällt nichts. — Der ſieht durch ein eichnes Bret, wenn ein Aſtloch drin iſt. — Es iſt nur eine Sage, meinte der Fuchs, daß man mich zum Gänſehirten machen will. — Das giebt ſich Alles nach dem Wuchſe, ſagte der Schneider, als er den Rockärmel an's Knopfloch genäht hatte. — Er hat's fauſtdick hinter den Ohren, wie die polniſchen Schweine die Läuſe. — Er gehört zum geiſtlichen Stande; denn ſein Vater hat beim Küſter Erbſen gedroſchen. — Alle Menſchen müſſen ſterben, und alle Ochſen freſſen Heu. — Da liegt der Dreck, ſagte der Pfarrer, als er das Kind fallen ließ. — Gliek bi Gliek, ſeggt die Diewel tom Schornſteenfeger, ök ſie ſchwart on du nicht witt. — Lewen on lewen laten, ſäd de Bettelmann on ſchmet ſin Wamms voller Lües hinnern Tun. — So wat lewt nich, ſegge de Posmahler*), on riede opp ene dodge Su

*) Bauer aus Posmahlen bei Kreuzburg.

(und ritt auf einer todten Sau). — Der liebe Gott ſolls Euch bezahlen, und die Großmutter ſolls abſpinnen.

Vortheil gehört zum Handwerk, ſagte der Schinder und zog dem Pferde die Haut mit den Zähnen ab. — Eilen thut nicht gut, ſagte die Küchenmagd, die ſechs Stunden zu einer Waſſerſuppe brauchte. — Mein Vater war ein Drahtzieher — er zog den Klingeldraht an den Hausthüren und nährte ſich rechtſchaffen mit Betteln. — Den Mai muß man nehmen, wie er kommt, und wenn er zu Weihnachten käme. — Ich koche ſo gut wie ich kann, frißts nicht mein Hund, ſo frißt es doch mein Mann. — Wer gut lebt, der ſtirbt auch gut — und wird auch gut begraben. — Wohl dem, der ſeine Kindlein nimmt — und wirft ſie an einen Stein. — Beſſer als nichts, ſagte Quant, da ſchoß er nach 'nem Haſen und traf eine Katze. — Endlich kommt man doch empor, ſagte der Gründling, als er am Angelhaken hing. — Gottes Wort kommt in Schwung, ſeggt de Diewel on ſchmeet ſiner Großmutter die Bibel an e Kopp.

Hieran ſchließen ſich allerlei neckiſche Rathſchläge, komiſche Erwiderungen und wunderliche Abweiſungen beſonders von fragenden Kindern. Wer Zahnſchmerzen hat, dem giebt der Volkshumor den Rath, ſich auf einem Dreifuß über ein Feuer zuſetzen und ſo lange zu warten, bis ihm das Waſſer im Munde kocht. In der Provinz Preußen hilft auch die Vorſchrift: er laſſe ſich mit einem Kuhfuß ſo lange gegen die Backe ſchlagen, bis die Hornſchuhe abfliegen.

Kindern, die einem Vogel nachſtellen, ertheilt man den Rath, ihm Salz auf den Schwanz zu ſtreuen. Bei Elbing ſchickt man Kinder, wenn geſchlachtet wird, um ſie zu hänſeln, zum Nachbar und läßt um das „Roggelmoggel" bitten. Der Nachbar packt ihnen dann eine Liſchke voll Steine oder Erde, ſodaß die Genarrten ſchwer zu tragen haben. Wenn Kinder

bei Tiſche um Fleiſch bitten und keins bekommen ſollen, ſagt man ihnen: „Nimm die Naſe in die Hand, da haſt du welches.“ Die Antwort lautet in der Provinz Preußen: „De Näſ' hebb ök all oft ön de Hand gehat, aber dat ös mi e to kleener Happe.“ Kinder, die gern wüßten, was Mittags auf den Tiſch kommen ſoll, erwidert die Mutter im Sächſiſchen: „Kapern mit langen Schwänzen,“ wohl auch: „Eingemachte Kellerſtufen“ oder: „Junge Hunde mit Schwanzperücken.“ In Oſtpreußen giebts dann zu Mittag entweder: „Bunte Nuſcht (Nichtschen) met geele Feetkens (gelben Füßchen), oder „Fricaſſée von junge Hund mit Plum“ (Pflaumen), oder „geſtofte (gedämpfte) Nachtwächter mit gehackten Fenſterladen,“ vielleicht auch „Nuſcht met ne on Salat darto — on Hojahn zur Läpelkoſt,“ (und ein Gähnen zur Löffelkoſt (Suppe?). Auf die Frage der Kinder, ob die Mutter ihnen etwas vom Markte mitgebracht habe, erfolgt in Leipzig die Antwort: „Ein ſilbernes Nichtschen und ein goldenes Warteinweilchen.“ Wenn in Preußen das Kind klagt: „Mich hungert,“ ſo wird es mit der Erwiderung beſchwichtigt: „Lecke Salz, dann dürſtet dich.“ Erkundigen ſie ſich, wo dieß oder das ſich befinde, und man kann oder will ſie darüber nicht belehren, ſo ſagt man: „In Trippstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt“ oder: „In der Pelzmühle, wo die alten Weiber jung gemacht werden,“ in plattdeutſch redenden Gegenden auch: „Im Himphamp“ oder: „Im Obskroog.“ Auf die Frage: Wie geht es? erwidern luſtig geſtimmte Leute: Immer ſachte fort auf zwei Beinen wie ein Gänſerich. Oft wird Leuten auf die Frage: Was iſt die Uhr? geantwortet: Was ſie geſtern war. Andere erwidern wohl auch: Drei Viertel auf Hoſenknopf oder: Drei Viertel auf graue Erbſen. So gehts in der Welt: der Eine hat den Beutel, der Andere das Geld, iſt eine allenthalben gebrauchte Redensart. In der Provinz Preußen knüpft ſich aber zuweilen daran die Frage: Nun, womit

hältst du's denn? In der Regel antwortet der Gefragte dann: Natürlich mit dem Gelde. Und dann erwidert der Andere: Ich halte es lieber mit der Hand. Wie oben die preußischen Kinder nach dem Roggelmoggel, so werden auf den Seeschiffen, die von Bremen fahren, die neuen Schiffsjungen von den Matrosen zum Steuermann geschickt, um sich von ihm eine Plattingscheere oder die Butterquäste (zum Aufstreichen flüssig gewordener Butter auf das Brot) oder den Kombüse-Neerholer (den Küchen-Niederholer) geben zu lassen, lauter Dinge, die es nicht giebt. Für einen Groschen Schandfleck fordern Spaßvögel von den Marktweibern in Königsberg.

Eine sehr beliebte Redensart bei Scherzfragen und Witzspielen endlich ist die: „Es ist ein Aber dabei." Ich führe einige hiervon aus Frischbiers Sammlung an. Jemand behauptet: 1. Ehe du hinausgehst, dich umkehrst und wieder hereinkommst, habe ich ein ganzes Bäckfel Brot aufgegessen. 2. Du kannst nicht halb längs der Stube gehen. 3. Ich kann in zwei Minuten ein Bund Stroh auffressen. 4. Häst ok all gesehen de Su op em Rigg renne? 5. Wenn du hinausgehst, so kannst du nicht anders als zwischen elf und zwölf wieder hereinkommen. 6. Kannst du acht von sieben abziehen, daß noch sieben übrig bleibt? Bei allen diesen Fragen und Aufgaben, die gewöhnlich in plattdeutscher Sprache gestellt werden, antwortet der Neuling, stets auf hochdeutsch: „Da ist ein Aber dabei." Und das ist ganz richtig, das Aber liegt in den Worten, welche in unsern sechs Proben gesperrt gedruckt sind. 1. Umkehren hat hier die Bedeutung, sein Inneres nach außen kehren wie einen Handschuh oder Strumpf, sich „umkrempeln". 2. Das „halb" wird auf die Person, nicht auf die Stube bezogen. 3. Der Betreffende kann in zwei Minuten das Strohseil durchbeißen, welches das Bund zusammenhält. 4. Rigg kann Rücken,

aber auch Beet heißen. 5. Auf die eine Pfoste der Thür, durch welche der Angeredete wieder hereinkommen soll, wird eine 11, auf die andere eine 12 geschrieben. 6. Man schreibt auf den Thürpfosten eine 7, auf die Thür selbst eine 8 und zieht darauf durch Oeffnen der Thür letztere von ersterer ab.

Hiermit sind wir schon mitten in die komischen Räthsel hinein gelangt, die der Volkshumor erfunden hat, und die ich in einem eignen Kapitel in einer Anzahl von Beispielen betrachten will.

Vorher aber erinnere ich noch mit einigen Proben an die neben die Appositionen gehörigen Priameln, eine Form der Volksweisheit, die im vierzehnten Jahrhundert aufkam und bis in das sechzehnte hinein sehr beliebt war. Sie bestehen aus einer Reihe von Vordersätzen, denen ein unerwarteter kurzer Schlußsatz folgt. Das komische Motiv liegt bei ihnen oft nur darin, daß durch Aneinanderreihung theils von ganz gleichen Dingen in je zwei parallelen Ausdrücken, theils von völlig ungewöhnlichen in der Aufeinanderfolge der gleichen Paare der Leser neugierig gemacht wird, zu wissen, was schließlich von allen diesen Dingen zusammen gesagt werden wird. Und das Gemeinsame, was nun von ihnen gesagt wird, täuscht die Erwartung in neckischer Weise, indem es eine Aeußerung ist, die nicht erschöpft. Der Leser wird stillschweigend verspottet, wie wenn der Dichter fragte: Konntest du denn wirklich glauben, daß hier ein innerlich treffendes Tertium kommen könnte? 54 Proben solcher Priameln hat Keller vor Kurzem veröffentlicht*). Ich entnehme seiner Sammlung die folgenden Stücke:

1.

Wer einen Bock zum Gärtner setzt
Und Schaf' und Gänf' an den Wolf hetzt

*) Alte gute Schwänke, herausgegeben von Adelbert von Keller. Heilbronn 1876. Die drei mitgetheilten Proben sind hier in der Sprache modernisirt wiedergegeben.

Und ſeine Zähne ſtochert mit einem Scheit
Und Hunden Bratwürſt zu behüten geit (giebt)
Und gute Koſt ſalzt mit Aſchen
Und ſein Geld legt in löcherige Taſchen
Und in eine Reuße gießet Wein,
Der dünkt mich nicht recht klug zu ſein.

2.

Wer ſolche Dinge will ausſtudir'n
Und darum ſchwächen ſein Gehirn,
Ob beſſer Beten ſei als Schwören
Und ob ſich ein Wolf einer Gans mög' erwehren,
Und ob Zucker ſüßer ſei als Gallen,
Und ob Tanzen nutzer ſei denn Wallen
Und ob Feuer heißer ſei denn Schnee
Und ob einem kranken Menſchen ſei weh
Und ob Weinen trauriger ſei denn Lachen
Der bekümmert ſich um unnützliche Sachen.

3.

Kommt Kunſt gegangen vor ein Haus,
So ſagt man ihr, der Wirth ſei aus;
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So find't ſie zugeſchloſſen die Thür;
Kommt Zucht und Ehr derſelben Maß,
So müſſen ſie gehn dieſelbe Straß';
Kommt Lieb' und Treu', die wär gern ein,
So will niemand ihr Thorwart ſein;
Kommt Wahrheit und klopfet an,
So muß ſie lang vor der Thüre ſtahn;
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So find't ſie Ketten und Riegel vor;
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So find't er Thür und Thor offen.

4.

Wer baden will einen Rappen weiß
Und daran legt ſeinen ganzen Fleiß
Und an der Sonne Schnee will dörren
Und Wind will in eine Kiſte ſperren
Und Unglück will tragen feil
Und alle Waſſer will binden an ein Seil
Und einen Kahlen will beſcheer'n,
Der thut, das da unnütz iſt gern.

X.

Aus dem Räthſelſchatze des Volkshumors.

Mit der Täuſchung der Erwartung, mit der überraſchenden Lächerlichkeit in der zweiten Hälfte der Appoſitionen iſt auch das neckende Räthſel verwandt, welches, jetzt nur vom niedern Volke und der Kinderwelt geehrt und gepflegt, in der deutſchen Urzeit ſchon lebte und damals wie bei unſern Vettern, den Angelſachſen, auch bei uns an Fürſtenhöfen Zutritt hatte, und welches bei dem großen Aufſchwung der Narrethei ebenfalls eine Rolle geſpielt hat und in dieſer und der nächſtfolgenden Zeit aller Wahrſcheinlichkeit nach zu der Reichlichkeit gediehen iſt, in der es uns gegenwärtig entgegentritt. Was ich damit meine, haben die Neckereien angedeutet, welche der vorige Abſchnitt kurz von dem Schluſſe brachte.

In allen Räthſelaufgaben und deren Löſung haben wir gleichſam einen ſchalkhaften Zweikampf vor uns. Der die Aufgabe ſtellende Witz fordert den Witz des Rathenden heraus, jene zu löſen oder ſich durch Unbeholfenheit des Verſtandes gelind lächerlich zu machen. Der das Räthſel Errathende überwindet den Witz des Andern, und der Sieg über die Schwie-

rigkeit ſtimmt heiter, das Unerwartete, welches er aus ſeiner Vermummung herausſchält, wirkt durch Ueberraſchung komiſch. „Alſo das war des Pudels Kern!“ Der Zweck der Gattung von Räthſeln aber, von der hier die Rede iſt, geht nicht ſo ſehr auf eine Prüfung der Verſtandesſchärfe des Gefragten, als darauf, denſelben irre zu führen, zu vexiren, zu beſtricken und zum Beſten zu haben, und wird das betreffende Räthſel behend errathen, ſo ergötzt das Finden des rechten Weges, das Zurückgeben der Fopperei, die Befreiung aus der Beſtrickung.

Das Volksräthſel iſt ein Kind der Kurzweil und des Muthwillens, es hat einen ſchelmiſchen Zug, der an die Späße Eulenſpiegels und des Pfaffen Amis erinnert. Vom gelehrten Verſtande nicht ſelten ſchwer zu errathen, hat es faſt ſtets einen ſehr einfachen Kern. Es neckt den, welchem es vorgelegt wird, auf verſchiedene Weiſe. Bald geſchieht dieß, indem die Aufgabe ſo geſtellt wird, daß man glaubt, das zu Errathende ſei ſchon im Räthſel ſelbſt geſagt, während doch ein ganz anderes Wort, ein ganz verſchiedenes Verhältniß, Thun oder Leiden gemeint iſt, bald wird die Auflöſung allerdings im Räthſel ſelbſt gegeben, aber in der Weiſe, daß der Andere darüber verblendet wird, bald wieder lenkt das Räthſel abſichtlich auf etwas völlig Anderes als das zu Errathende hin, bald endlich erſcheint die Aufgabe ſelbſt als ein Unſinn, kann aber durch einen Witz gelöſt werden; mangelt es daran, ſo bleibt die Neckerei an dem Gefragten ſitzen. In den meiſten Fällen iſt dieſe Thätigkeit des Volkshumors ein Spiel ſchalkhaften Verſteckens und Entdeckens. Zuweilen aber behält der Witz des Fragenden auch in dem Falle, wo der Rathende das verborgne Geſicht herausfindet, die Oberhand; denn ſein Räthſel hat eben zwei Geſichter, und wenn das eine enthüllt iſt, hat er das andere gemeint.

Um hiervon gleich ein Beispiel zu geben, weise ich auf das sächsische Kinderräthsel hin:

„Kaiser Karolus hatte einen Hund,
Dem gab er den Namen aus seinem Mund.
Wie du hieß der Hund,
Also wie hieß Kaiser Karolus sein Hund?"

Sagt hier der Gefragte seinen eignen Namen, so erwidert man ihm lachend: Nein, Wiedu hieß er. Antwortet er aber: Wiedu, so entgegnet ihm der Fragende: Falsch, er hieß Hinz oder Kunz oder wie der Gefragte sonst getauft ist.

Räthsel mit mehr oder minder neckischem Anfluge begegnen uns schon in der germanischen Urzeit. Alkuin hat für die Prinzen des karolingischen Hofes solche Räthsel aufgeschrieben, Karl der Große sammelte deren für seinen Freund Paulus Diaconus, der Angelsachse Anselm, Abt von Malmesbury, der 709 starb, hinterließ gleichfalls eine Anzahl von ihm gesammelter Räthsel. Nach der Hervararsaga hatte der Götakönig Heidhrekr einst auf den Juleber den Schwur abgelegt, nie jemand, der gegen ihn gefrevelt, anders als durch das Zwölfmänner-Gericht aburtheilen zu lassen und jedem zu verzeihen, der ihm unlösbare Räthsel vorlegen könne. Der König war aber so weise, daß er sie alle löste. Als nun einst Gestr, ein reicher und mächtiger Mann, der sich vielfach gegen Heidhrekr vergangen, vor das Gericht gefordert wurde und sein Verderben fürchtete, opferte er Odhin und bat ihn um seinen Beistand. Da erhörte ihn der Gott und begab sich in Gestr's Gestalt zum Könige, erinnerte ihn an seinen Eid und legte ihm dreißig Räthsel vor, von denen ich einige sammt der Lösung mittheile. Gestr, oder vielmehr Odhin, fragt:

„Ich möchte nur haben,
Was gestern ich hatte,
Weißt du, was es ist?
Es löset die Zunge,
Es lähmt die Sprache
Und bringt zum Schweigen."

Der König antwortet:

„Reichet dar ihm
Den guten Trank.
Er löset die Zunge,
Aber im Uebermaß
Lähmt er die Sprache
Und bringt zum Schweigen."

Gestr fragt wieder:

„Was war das Wunder,
Das ich draußen gewahrte?
Es hatte sein Antlitz
Tief unter der Erde,
Wogegen die Sonne
Die Füße beschien."

Heidhrekr erwidert:

„Da sahest du wachsen
Am Boden die Zwiebel,
Das Haupt in der Erde
Die Blätter nach oben."

Gestr:

„Vier gehen,
Vier hängen,
Den Weg zwei weisen
Und den Hunden wehren,
Einer hängt hinten."

Heidhrekr: „Eine Kuh war es,
Die du dort sahest
Vierbeinig einher gehen:
Vier Euter hängen,
Der Hörner zwei
Den Hunden wehren,
Der Schwanz hängt hinten.“

Gestr: „Was war das Wunder
Das ich draußen gewahrte?
Mit zehn der Zungen,
Mit zwanzig Augen,
Mit vierzig Füßen
Schritt es langsam einher.“

Heidhrekr: „Wenn du bist Gestr,
Wie ich vermuthet,
So bist du noch weiser,
Als ich dich glaubte.
Und eine Sau ist's,
Von der du redest,
Du sahest sie draußen
Im Hofe dort“ *).

Gestr: „Wer sind die Beiden?
Zur Versammlung sie ziehen,
Haben mit einander
Der Augen drei,
Der Füße zehn
Und einen Schweif
So ziehen sie
Ueber Land hinweg.“

*) Die Sau wird geschlachtet, und es ergiebt sich, daß sie mit neun Ferkeln trächtig gewesen ist.

Heidhrekr: „Odhin*) ist es,
Auf Sleipnir er reitet,
Dem guten Pferde
Mit zweimal vier Beinen."

Jetzt ist der Gott in Verlegenheit, da er sieht, daß der König alle seine Fragen beantworten kann, und er giebt ihm nun die letzte auf: was Odhin seinem todten Sohne Balder ins Ohr gesagt habe, als er zum Scheiterhaufen getragen worden? Darauf kann Heidhrekr natürlich nicht Bescheid geben, aber er erkennt hieran, mit wem er es eigentlich zu thun hat. Er ruft aus: „Diese Frage weißt nur du, verwünschter Zaubergeist," zieht sein Schwert und haut damit nach dem Gotte. Der aber verwandelt sich in einen Falken und fliegt zum Fenster hinaus.

In der Edda kommen ebenfalls Räthsel vor, sie haben aber keinen neckischen Zug, sondern Odhin und Thor prüfen mit ihnen nur die Riesen und Zwerge, um zu erfahren, ob sie wirklich so weise sind, als von ihnen ausgesagt wird. Eine ähnliche Tendenz zeigt das aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammende Tragemundslied, wo ein fahrender Mann mit Räthseln versucht wird, ob er der von ihm beanspruchten Gastfreundschaft würdig ist.

Schalkhafter Natur wieder ist die Stelle im mittelhochdeutschen Gedichte vom Pfaffen Amis, wo dieser von seinem Bischofe ins Examen genommen wird. Derselbe fragt ihn: 1. Wie viel Wasser ist im Meere? Amis antwortet: Ein Fuder, und wenn ihr alles Wasser, das ins Meer fließt, still stehen heißt, so will ich's euch beweisen. 2. Wie viel Tage sind seit Adam? Amis sagt: Sieben, und wenn die zu Ende sind, fangen sie wieder von vorne an. 3. Wo ist die Mitte der Welt?

*) Odhin ist einäugig, sein Roß hat acht Beine.

Antwort: In meiner Kirche. Lasset dort mit einem Seile nachmessen, so wird es nicht halmsbreit an einem Ende vorreichen. 4. Wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel? Antwort: So weit man schreien kann; steigt nur hinauf und horcht, wenn ich unten rufe. 5. Wie breit ist der Himmel? Tausend Klafter und tausend Ellen. Meßt nur nach, aber ihr müßt dabei Sonne, Mond und Sterne vom Flecke nehmen und den Himmel dort hübsch wieder zusammenrücken. Diese Räthselscherze sind uralt, und ihre Verwandtschaft ist weit verbreitet. Bekannt ist Bürgers Gedicht vom Abt von Sanct Gallen und Hans Bendix, seinem klugen Schäfer, weniger bekannt vermuthlich, daß Aehnliches schon in Pauli's „Schimpf und Ernst" und im „Esopus" des Burcard Waldis steht. Im letztgenannten Buche giebt ein Fürst einem Abte folgende Fragen auf:

„Erstlich sag mir ohn arge List,
Wie weit hinauf zum Himmel ist.
Zum andern sag mir auch gut rund,
Wie tief da sei des Meeres Grund,
Auch wie viel Kufen mußt machen lassen,
Das große Meer darin zu fassen.
Und dieß soll sein das vierte Stück,
Wie weit vom Unglück sei das Glück."

Wenn der Abt diese Fragen beantworten könne, wolle er ihm für jede tausend Gulden an der Steuer erlassen, die er von ihm fordert. Der Abt weiß sich nicht selbst zu helfen, seine Brüder wissen ebenso wenig Rath, endlich hilft ihm ein Sauhirt, den er auf dem Felde antrifft, aus der Noth, indem er, in die Kleider des Abtes gesteckt, diesen vor dem Fürsten vertritt und die Fragen in folgender Weise beantwortet:

„Der Himmel iſt nit, wie man meint,
So hoch, wie er da für uns ſcheint;
Eine kleine Tagreiſ', auch nit mehr;
Mit g'meinem Spruch ich das bewähr'.
Da Chriſtus ſeinen Jüngern ſchwur,
Darnach hinauf zum Vater fuhr,
Geſchah's vor Mittag am heil'gen Ort,
Denſelben Abend war er dort.
Das Meer, dadurch laufen die Schiff,
Iſt auch nit, wie man meint, ſo tief,
Daß man ſich drum bekümmern darf:
Iſt nit mehr als ein ebner Steinworf.
Und wie viel Kufen oder Töpfen
Man dörft, das Meer darin zu ſchöpfen,
Wo man ein' hätt, die groß gnug wär,
So dörft' man ſonſt kein' machen mehr.
Das vierte Stück merkt auch dabei,
Wie weit Glück von dem Unglück ſei,
Das iſt, wie ich mich hab bedacht,
Nit weiter als ein Tag und Nacht.
Nächt mußt ich hintern Säuen traben,
Jetzt bin ich zu ein'm Abt erhaben,
Und der Abt iſt aus ſeinem Orden
Kommen und zu ein'm Sauhirt worden
So kurz ſich das Glückrad umwend't."

Der Schluß iſt, daß der Fürſt den Sauhirten Abt und den Abt Sauhirt bleiben läßt.

In denſelben Zuſammenhang gehört das folgende von Müllenhoff mitgetheilte Geſchichtchen aus dem Volksmunde.

Der König kam einſt durch Ditmarſchen und bei eines Müllers Haus vorbei, an deſſen Thüre ſtand geſchrieben: Ich lebe ohne Sorgen. Der König ließ den Müller ſogleich zu ſich kommen und fragte ihn, wie er ſich's einfallen laſſen könnte,

das über seine Thüre zu schreiben, da er, der König, selber das nicht einmal von sich sagen könnte. Der Müller antwortete, das wäre nun einmal so, und es ließe sich dabei nichts machen. „Nun," sagte der König, „so komm Er morgen früh einmal zu mir, dann will ich an Ihn drei Fragen thun, und kann er die beantworten, so will ich's Ihm glauben." Am andern Morgen kam der Müller. „Guten Morgen, guter Freund," sprach der König, „was meint er wohl, was ich in diesem Augenblicke denke?" „Ihr meint, der Müller kommt," antwortete der Müller. „Allerdings denke ich das," sagte der König, „aber wie schwer ist wohl der Mond?" „Höchstens vier Viertel," erwiderte der Müller, „und wenn Ihr es nicht glauben wollt, so müßt Ihr selber nachwägen." „Aber wie tief ist das Wasser?" fragte der König nun, und der Müller entgegnete: „Einen Steinwurf." Da lächelte der König und sagte: „Höre Er, Müller, Er ist ein Schalk, aber wenn Er mit Allem so rasch fertig werden kann, so ist's kein Wunder, daß Er keine Sorgen hat." Der König beschenkte den Müller reichlich, und sie sind ihr Lebtage gute Freunde geblieben.

Aehnliche Histörchen giebt es auch anderwärts, und überall haben sie etwas von dem schalkhaften Zuge, der, wie im ersten Abschnitte gezeigt, zu Ende des Mittelalters am deutschen Volkscharakter besonders lebhaft hervortrat. Allenthalben liegt ihnen der Gedanke zu Grunde, daß ein Naturkind oft mehr Grütze im Kopfe habe als ein Gelehrter, und daß unter eines armen Mannes Strohhut häufig mehr Weisheit sitze als unter der Hermelinmütze eines vornehmen Fürsten oder Prälaten.

An Feiertagen pflegten die jungen Leute der städtischen Geschlechter sich auf den Zunftlauben oder vor dem Thore unter den Linden des Brühls zu versammeln, um sich mit Tanz und Spiel zu vergnügen. Dabei suchte man sich mit Kettenreimen,

Räthſelſprüchen und Liedern gegenſeitig zu überbieten; denn wer es am Beſten machte, bekam einen Kranz. Bei ſolchen Gelegenheiten ſtanden Vexirfragen in erſter Reihe. Schon in den Tagen der Minneſänger war dieß der Fall, und noch Paul Fleming gedenkt dieſer Sitte als einer zu ſeiner Zeit in norddeutſchen Gegenden noch lebendigen.

„Der giebet Räthſel auf, worein wohl Alles geht.
Was lieget, wenn wir ſtehn, und, wenn wir liegen, ſteht?
Warum man Käſe ſchabt? was eine bunte Ziege
Wohl habe für ein Fell? vor was die Elſter fliege?
Was doch wohl dieſes ſei, das nicht hat Haut und Haar,
Und wenn es kommt zur Welt, ſo brummt es wie ein Bar?
Warum der Fuchs nicht fleugt? Was zwiſchen Beinen wächſet?
Und was der Schnacken mehr."

Im Folgenden theile ich aus Simrocks „Deutſchem Räthſelbuch" eine Probe dieſer Kranzlieder mit:

Erſter Sänger.

Ich komm aus fremden Landen her
Und bring' Euch viel der neuen Mär,
Der neuen Mär bring' ich ſo viel,
Mehr denn ich hier Euch ſagen will.
Die fremden Lande ſind ſo weit,
Darin iſt gute Sommerzeit,
Drin wachſen Blümlein roth und weiß,
Die brechen Jungfern mit ganzem Fleiß
Und machen draus den Roſenkranz,
Den tragen ſie beim Abendtanz
Und laſſen die Geſellen um ihn ſingen,
Biß einer das Kränzlein mag gewinnen.
Mit Luſt tret' ich an dieſen Ring,
Gott grüß mir alle Bürgerskind,
Gott grüße ſie mir all' zu gleich,
Ob ſie arm oder reich.

Gott grüß mir all die Frauen,
Die Großen wie die Kleinen.
Grüßt' ich die Eine, nicht die Andre,
So sagten sie zum Sänger: wandre!
Ist kein Sänger in diesem Kreis,
Der mich fragt, was ich nicht weiß?
Derselbe soll sich nicht besinnen,
Will er mir das Kränzlein abgewinnen.

Zweiter Sänger.

Sänger, wohlan und merk' mich eben!
Ich will Dir eine Frage aufgeben:
Was ist höher wohl als Gott?
Was ist größer als der Spott?
Und was ist grüner als der Klee?
Was ist weißer als der Schnee?
Kannst Du das singen oder sagen,
Das Kränzlein sollst Du gewonnen haben;
Drum will ich jetzt stille stah'n,
Den fremden Sänger zu mir lah'n.

Erster Sänger.

Sänger, Du hast mir eine Frag' aufgegeben,
Die gefällt mir wohl und ist mir eben:
Die Kron' ist höher noch als Gott,
Die Schand' ist größer als der Spott,*)
Der Tag ist weißer als der Schnee,
Das Märzenlaub grüner als der Klee.
Sänger, die Frage konnt' ich Dir sagen,
Das Kränzlein mußt Du verloren haben.
Mit Lust trat ich an diese Stadt,
Gott grüß mir einen weisen Rath;
Einen weisen Rath nicht alleine,

*) Eine ironische Volksredensart in Sachsen sagt: Ach was Ehre! Schande währt länger.

Dazu auch die ganze Gemeine!
Gott grüß mir auch die Jungfrau zart,
Die mir das Kränzlein gemachet hat!
Jungfrau, ich komm vor Euch getreten
Und hab' Euch nie zuvor erbeten
Und bitt' Euch, zart Jungfräulein,
Zum ersten Mal um Euer Kränzelein.
Ihr wolt mir's geben und nicht versagen,
So will ichs von Euretwegen tragen.

Jungfrau, wohlan und merkt mich eben,
Ich will Euch eine Frag' aufgeben.
Könnt Ihr mir's singen oder sagen,
Euer Kränzlein sollt Ihr länger tragen.
Jungfrau, sagt mir zu dieser Frist,
Welches die mittelste Blum' im Kränzlein ist?
Denn der Blümlein seh' ich viel,
Die im Kränzlein stehen bei diesem Spiel.

Ich hör' ein großes Schweigen,
Das Kränzlein will mir bleiben.
So merkt mich, liebe Jungfrau mein,
Ihr mögt die mittelste Blum' im Kränzlein sein.
So komm' ich her vor Euch getreten
Und hab' Euch zweimal schon erbeten
Und bitt' Euch, zart Jungfräulein,
Zum dritten Mal um Euer Kränzelein.
Jungfrau, hebt auf die schneeweiße Hand
Und gebt dem Kränzlein einen Schwank
Und setzt mir's auf mein gelbes Haar,
Das wie ein Igel sieht fürwahr.

Schau, guter Gesell, nun schaue,
Das gab mir eine schöne Jungfraue.
Die Jungfrau, die mir's geben wollte,

Sprach, daß ich's wohl bewahren ſollet.
Jungfrau, habt Ihr kein Nädelein,
Mir aufzuheften das Kränzelein,
Daß ich es nicht verliere,
Wohin ich auch ſpaziere;
Daß ich es nicht verzette,
Eh' ich komm zu meinem Bette.
Darnach ſo leg' ich's in die Truhe,
Daß es die ganze Woche ruhe.

Jungfrau, ich ſoll Euch grüßen,
Von der Scheitel bis zu den Füßen.
So grüß' ich Euch ſo manches Mal,
Als Sterne ſtehn am Himmelsſaal,
Als manche Blume wachſen mag
Von Oſtern bis Sanct Michelstag.
Jungfrau, ich ſoll Euch was ſchenken,
Ich will mich nicht lange bedenken:
So ſchenk' ich Euch einen goldnen Wagen,
Darin Ihr ſollt gen Himmel fahren,
Und eine goldne Krone fein,
Darinne ſtehn drei Edelſtein',
Der erſte Stein, der iſt ſo gut:
Gott behüt' Euch vor der Hölle Gluth!
Der andre iſt ſo tugendreich:
Gott gebe Euch ſein Himmelreich!
Der dritte Stein iſt ſo tugendhaft:
Gott behüt' Euch Eure Jungfrauſchaft.
Hiermit ſo will ich's bleiben lah'n
Und will aus dieſen Reihen gahn;
So ſteh' ich auf einem Lilienblatt:
Gott geb' Euch allen eine gute Nacht.

Eine etwas andere Art der ſchalkhaften Räthſellieder unſrer Vorzeit iſt die, wo der Jüngling das Mädchen, dem er ſeine

Fragen vorlegt, für den Fall, daß sie dieselben richtig beantwortet, zu heirathen verspricht. Ich gebe hiervon zwei Beispiele, von denen das erste in Wolfs Zeitschrift für Deutsche Mythologie, Band I, Seite 251 steht, während das andere wiederum aus Simrocks Räthselbuch entnommen ist.

I.

Merk' auf, fein Jüngferlein,
Ich geb' ein Räthsel Dir;
Du sollst mein Ehe sein,
Wenn Du es lösest mir.
So sag' mir, welcher König ist ohne Land?
Und sag' mir, welches Wasser ist ohne Sand?
Ach, schöner junger Herr,
Gern thät' ich Euch kund,
Wenn nicht zu schwierig wär'
Des Räthsels wahrer Grund:
Der König in der Kart' ist ohne Land,
Das Wasser in dem Aug' ist ohne Sand.

Merk' auf, fein Jüngferlein,
Ich geb' ein Räthsel Dir.
Du sollst mein Ehe sein,
Wenn Du es lösest mir.
So sag' mir, welcher Wald ist ohne Laub?
Und sag' mir, welcher Weg ist ohne Staub?
Ach schönster junger Herr, u. s. w.
Der Tannenwald ist ohne Laub,
Der Weg zum Himmel ohne Staub.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. s. w.
So sag' mir, welcher Bettelmann ist ohne Laus?
Und sag' mir, welches Haus ist ohne Maus?
Ach schönster junger Herr u. s. w.
Ein abgemalter Bettelmann ist ohne Laus,
Ein Schneckenhaus ist ohne Maus.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. ſ. w.
So ſag' mir, welches Feuer iſt ohne Hitz?
Und ſag' mir, welcher Degen iſt ohne Spitz?
Ach ſchönſter junger Herr, u. ſ. w.
Ein ausgelöſchtes Feuer iſt ohne Hitz,
Ein abgebrochner Degen iſt ohne Spitz.

Merk' auf, fein Jüngferlein u. ſ. w.
So ſag' mir, welcher Thurm iſt ohne Spitz?
Und ſag' mir, welche Jungfrau iſt ohne Witz?
Ach ſchönſter junger Herr, u. ſ. w.
Der babyloniſche Thurm iſt ohne Spitz,
Die Jungfrau in der Wiege iſt ohne Witz.

II.

Jungfer, ich will Ihr was aufzurathen geben,
Und wenn Sie es erräth, ſo heirath' ich Sie.
Was für eine Jungfrau iſt ohne Zopf?
Was für ein Thurm iſt ohne Knopf?
Die Jungfrau in der Wiege iſt ohne Zopf,
Der babyloniſche Thurm iſt ohne Knopf.

Was für eine Straße iſt ohne Staub?
Welcher grüne Baum iſt ohne Laub?
Die Straße auf der Donau iſt ohne Staub,
Der grüne Tannenbaum der hat kein Laub.

Was für ein König hat keinen Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?
Der König in der Karte hat keinen Thron
Der Stiefelknecht hat keinen Lohn.

Was für ein König iſt ohne Land?
Was für ein Waſſer iſt ohne Sand?
Der König auf dem (Wirthshaus-)Schilde iſt ohne Land,
Das Waſſer in den Augen iſt ohne Sand.

Wo iſt eine Scheere, die man nicht ſchleift?
Wo iſt eine Amſel, die niemals pfeift?
Der Krebs hat Scheeren, die man nicht ſchleift,
Eine ausgeſtopfte Amſel niemals pfeift.

Welches ſchöne Haus hat weder Holz noch Stein?
Welcher grüne Strauß hat keine Blümelein?
Das kleine Schneckenhaus hat weder Holz noch Stein,
Der Strauß am Wirthshaus hat keine Blümelein.

Welcher Schütz zielt ſtets und trifft doch nie?
Was lernt ein Mädchen gar ohne Müh?
Der Schütz' am Himmel zielt ſtets und trifft doch nie,
Lieben lernt ein Mädchen gar ohne Müh.

Was geht tiefer wohl als ein Bolz,
Und welches iſt das trefflichſte Holz?
Liebe geht tiefer wohl als ein Bolz,
Die Rebe iſt das trefflichſte Holz.

Welches Feuer iſt ohne Hitz?
Und was für ein Meſſer hat keine Spitz?
Das gemalte Feuer iſt ohne Hitz,
Ein abgebrochnes Meſſer hat keine Spitz.

Was für ein Herz thut keinen Schlag?
Und was für ein Tag hat keine Nacht?
Das Herz an der Schnalle thut keinen Schlag,
Der jüngſte Tag hat keine Nacht.

Jungfer, ich kann Ihr nichts aufzurathen geben,
Und iſt es Ihr wie mir, ſo heirathen wir.
Ich bin keine Schnalle, mein Herz thut manchen Schlag,
Und eine ſchöne Nacht hat der Hochzeitstag.

In einer Räthſelſammlung aus dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, aus der Wackernagel im 3. Bd. von Haupts

Zeitschr. f. Deutsch. Alterthum Proben mitgetheilt hat, begegnen wir folgenden Fragen:

Welches sind die edelsten und achtbarsten Heiligen? — Sanct Martin und Sanct Jörg, die reiten, während die andern zu Fuß gehen müssen.

Welcher ist der geringste Heilige? — Sanct Quinten; denn davon (den Quentchen) gehn vier auf ein Loth.

Ein Vogel in der Luft schwebt, Seinesgleichen auf der Erde nicht lebt, seine Flügel sind in der Hitze gewachsen, wenn ihn hungert, frißt er sieben Ochsen. — Es ist der Hahn auf der Kirche, Seinesgleichen hat kein Leben, seine Flügel sind im Feuer gemacht, er hat niemals Hunger.

Ob der Hund am Schwanz hänge oder der Schwanz am Hunde? — Hebst du den Hund am Schwanze über sich, so hängt der Hund am Schwanze, hebst du aber den Hund am Kopfe auf, so hängt der Schwanz am Hunde.

Es schickte ein Ritter über'm Rhein seiner liebsten Frauen Wein ohne Glas und anderes Trinkgefäß; rathe, worin der Wein war. — Er schickte ihr Trauben, in denen der Wein war.

Welches ist das getreueste Thier? — Eine Laus, die läßt sich mit einem henken und bleibt bei ihm bis in den Tod.

Welches Handwerk ist für die Frauen das nützlichste und beste? — Das der Waffenschmiede, die machen Aexte und Beile, mit denen man das Holz hauet, welches sonst vielleicht die Männer auf den Weibern entzwei schlügen.

Welches Handwerk stiehlt am meisten? — Die Löffel- und Pfannenschmiede machen die meisten Stiele. (Man sieht, schon vor vierhundert Jahren gab es Kalauer.)

Warum nisten die Storchen nicht auf der Mühle? — Weil sie fürchten, der Müller werde ihnen ihre Eier stehlen.

Wie fern ist von einem Ort der Welt der andere? — Eine Tagereise, wie die Sonne mit ihrem Aufgang des Morgens und ihrem Niedergang des Abends bezeugt.

Welcher Mensch hat ein ganzes Viertel der Welt (Menschheit) umgebracht? — Kain, als er seinen Bruder Abel erschlug; denn damals lebten nur diese zwei und ihre Eltern Adam und Eva.

Wer hat so laut geschrien, daß es die ganze Welt hörte? — Der Esel in der Arche Noahs.

Drei Frauen wurden in drei Blumen auf dem Felde verwandelt, die einander ganz gleich waren. Die eine aber durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie einmal, als der Tag sich wiederum nahte, wo sie zu ihren Gespielinnen auf das Feld zurückkehren und wieder eine Blume werden mußte, zu ihrem Manne: Wenn du heute Mittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und kann fernerhin bei dir bleiben. Dieß geschah denn auch. Nun ist aber die Frage, wie ihr Mann sie erkannt habe, da zwischen den Blumen an sich kein Unterschied war. Antwort: weil sie die Nacht hindurch in ihrem Hause und nicht auf dem Felde zubrachte, fiel der Thau nicht auf sie, wie auf die beiden andern, und daran erkannte sie ihr Mann.

Gäbe es so viel Frauen als Tropfen im Rhein und wäre dir zur Buße aufgegeben, sie trocknen Fußes hinüber zu führen ohne Brücke, Schiff, Steg, Karren oder Wagen, so wollte ich dich loben, wenn du wüßtest, wie das anzufangen sei. — Antwort: Thue jeder von ihnen einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt kein Wasser mehr zurück.

In dem „Studiosus jovialis," der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschien, finden sich eine Anzahl Volksräthsel, von denen ich die in unsern Zusammenhang gehörigen folgen lasse:

Warum ſind die Weiber nicht ſo geſcheidt und klug als die Männer? — Weil das erſte Weib, die Eva, aus der Rippe und nicht aus dem Kopfe des Mannes erſchaffen wurde.

Wer hat auf ſeiner Mutter Holz gehackt? — Adam, denn die Erde war ſeine Mutter, aus der er gemacht worden war.

Mann und Weib, wer von Beiden iſt am geſcheidteſten? — Das Weib; denn Ein Weib kann viel Männer zu Narren machen.

Welches ſind die kleinſten Fiſche? — Die, welche den Schwanz dem Kopfe am nächſten haben.

Was für ein Thier trinkt das ſchätzbarſte Getränk? — Der Floh; denn dieſer trinkt Menſchenblut.

Wie kannſt du machen, daß die Mäuſe dein Korn nicht freſſen? — Schenke es ihnen, dann freſſen ſie ihr, nicht dein Korn.

Warum vergiebt man häufig große Aemter an Unwürdige? — Weil billig iſt, daß man die ſchweren Laſten Eſeln, nicht verſtändigen Leuten auflegt.

Was für eine Krankheit macht gute Tage? — Das Fieber; denn wenn dieſes einen Tag ausbleibt, pflegt man zu ſagen: Heut habe ich einen guten Tag.

Wie kann man Iſaak mit einem Buchſtaben ſchreiben? — Man nimmt einen Sack her und ſchreibt ein I darauf.

Was iſt das: es iſt nicht viel größer als eine Maus, und doch ziehen's vier Pferde keinen Berg hinauf? — Der Zwirn-knäuel; denn der wickelt ſich unterwegs auf.

Wofür ſorgen die Bauern am meiſten? — Für die Pferde denn wenn die ausſtürben, würden die Edelleute auf den Bauern reiten.

Wie kann man in einem Tage fünfzig Paar Schuhe machen? — Man nimmt fünfzig Paar Stiefeln her, ſchneidet oben die Schäfte ab und hat dann fünfzig Paar Schuhe.

Was für ein Unterschied ist zwischen einem Metzger und einem Schinder? — Der Metzger fragt: Wo steht's? Der Schinder: Wo liegt's — nämlich das Stück Vieh.

Eine andere reichhaltige Sammlung von Räthseln ist das 1856 zu Frankfurt a. M. in zweiter Auflage erschienene „Neckräthselbuch von D. Franklin von Ensfurt (Enslin) für das reifende und begreifende Jugendalter von zehn bis tausend Jahren." Der Verfasser giebt hier über anderthalbtausend Räthsel, die zu einem großen Theile Räthselfragen von der Art sind, mit welcher wir uns hier beschäftigen. Ich theile auch hiervon eine Auswahl der besten mit:

Was ist groß beim Riesen und klein beim Zwerge? — Der Buchstabe R.

Welches ist das geschäftigste Auge? — Das Hühnerauge; denn das ist beständig auf den Füßen.

Was sehen alle Blinden und hören alle Tauben? — Nichts.

Wie viel Kehlen hat der Mensch? — Drei, zwei Kniekehlen und eine hinter der Zunge.

Welches Gewicht muß ein Mensch haben, wenn er nicht umfallen soll? — Das Gleichgewicht.

Wann muß man sich in Acht nehmen, daß man sich selbst nicht ins Herz beißt? — Wenn man das Herz auf der Zunge hat.

Wer könnte den Wunsch hegen, einäugig zu sein? — Der Blinde, da er gar kein Auge hat.

Wie kann man Pillen in Wasser nehmen, ohne sich den Mund naß zu machen? — Indem man sich in ein Bad setzt und die Pillen trocken einnimmt.

Welcher Fall thut nicht weh? — Der Beifall.

Womit fängt der Tod an? — Mit dem Buchstaben T.

Nach welchen Zeiten sehnt man sich, wenn man Hunger hat? — Nach Mahlzeiten.

Wo fliegen den Leuten die Tauben gebraten ins Maul? — Nirgends.

Ein Knabe aß, und je mehr er aß, desto mehr wurde es, und als er satt war, warf er den ganzen Haufen hinweg. Was hat er gegessen? — Nüsse. Das immer mehr Werdende und zuletzt Weggeworfene sind die Schalen.

Welche Augen und welche Ellen werden gegessen? — Die Neunaugen und die Forellen.

Wem fallen vom Wassertrinken die Augen zu? — Dem Ertrinkenden.

Wie kann man im Sommer das Hammelfleisch immer frisch erhalten? — Dadurch, daß man die Schafe ungeschlachtet läßt.

Welche Tracht ist die beste? — Die Eintracht.

Wie viele Hosenträger gehören zu einer Hose? — Drei, der Mensch und die beiden andern Träger derselben.

Welche Mode ist eine hölzerne Mode? — Die Commode.

Welche Schuhe benutzt man, ohne sie an die Füße zu ziehen? — Die Hemmschuhe.

In welches Gemach begiebt sich Niemand gerne? — In das Ungemach.

An welchen Leitern steigt niemand hinauf und nur Einer herab, obwohl sie immer am Hause stehen? — An den Blitzableitern.

Wer springt ohne Füße? — Der Springbrunnen.

Zu welchem Handwerk gehört der, welcher an einem verschlossenen Hause klingelt? — Zu den Drahtziehern.

In einer Stube befinden sich ein Großvater, zwei Väter, zwei Söhne und ein Enkel, und doch sind nur drei Personen darin. Wie geht das zu? — Es ist Großvater, Vater und Sohn. Der Enkel ist zugleich ein Sohn, sein Vater ist ebenfalls

zugleich ein Sohn, und der Großvater ist der Vater des Vaters des Enkels.

Wer ist meiner Eltern Sohn und doch nicht mein Bruder? — Ich selbst.

Welcher Mensch kommt der Quer in die Kirche? — Das Kind, welches zur Taufe hineingetragen wird.

Welcher Mann kann auch ein Kind sein? — Der, welcher Hermann heißt.

Wer läßt sich für das, was er verschenkt, bezahlen? — Der Schenkwirth.

Wer kann aus Holz Steine machen? — Der Drechsler, weil er die Steine zum Bretspiel macht.

Welche Leute machen ihre Arbeit stets verkehrt und doch richtig? — Die Kupferstecher.

Wer kann alle Sprachen reden? — Das Echo.

In welcher Zeit hat der größte Narr gelebt? — In der Zeit zwischen seinem Geburts- und seinem Sterbetage.

Wie kann man mit schwarzer Dinte roth schreiben? — Wenn man damit das Wörtchen „roth" hinschreibt.

Wie können sich zwei Menschen zwischen ihre Nasen stellen? — Wenn sie einander den Rücken zukehren.

Was hat keine Füße, braucht aber vier Füße, um zwei Füße fortzuschaffen? — Die Sänfte.

Mit welcher Angel kann man keine Fische fangen? — Mit der Thürangel.

„Sagt, liebe Leut',
Was das bedeut't:
Hat viele Häut,
Beißt in die Augen alle Leut." — Die Zwiebel.

Wohin gehören die Friseure? — Nach Harburg?

Wohin gehören die Besenbinder? — Nach Birkenfeld.

Wohin gehören die Buchdrucker? — Nach Preßburg.

Korn wird in ihnen rein gemacht, und Eines giebt mit ihnen acht? — Sieben.

Welcher Sack ist ein Mensch? — Der Kosack.

Volksräthsel aus der Umgegend von Gießen hat Weigand in Wolfs Zeitschr. f. Deutsche Mythologie mitgetheilt. Ich gebe davon nur das interessanteste. Es lautet in der Sprache der dortigen Dörfer: E Vilche von Elfeban verziert den Meller den Melstan, den Bauer ds Roß, den Ellmann ds Schloß, den Schneirer di El nann di Schir. D. h. Ein Vögelchen von Elfenbein verzehrt dem Müller den Mühlstein, dem Bauer das Roß, dem Edelmann das Schloß, dem Schneider die Elle und die Scheere. Die Auflösung des Räthsels ist der Würfel, der alle die Genannten beim Spiele zu Grunde richten kann.

In derselben Zeitschrift hat Rochholz vor etwa zwanzig Jahren eine starke Anzahl von Volksräthseln aus dem Aargau abdrucken lassen, von denen ich einige der besten folgen lasse:

Es seit de groß Alexander,
Es lausit vieri mit enander,
's erst lauft und wird nit matt,
Der zweüt frißt und wird nit satt,
Der dritt suft und wird nit voll,
Der viert blost und's tönt nit wol.
Wasser, Feuer, Erde, Luft.

Es schreit öppis (etwas) im Holz und isch doch deheim, es leit (liegt) öppis im Holz und schreit doch deheim? — Das Kind in der Wiege.

Je meh me devo nimmt, deste größer wird's, je meh me dezue thuet, deste chliner wird's? — Das Loch.

Der Himmel hets und d' Erd nit, d' Maidli händs und d' Wibere nit, der Tüfel hets und Gott nit? — Der Buchstabe L.

I bin von Fleiſch und Bluet geborn,
Han aber weder Naſen noch Ohr'n
Und het me mi i's Chöpfli gſchnitte
Und i die rechte Schwemmi gritte
Und lot mi denn ſpaziere goh
Denn kann i vor Heren und Fraun b'ſtoh.
Die Schreibfeder.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit einer Auswahl von Räthſeln, Räthſelfragen und Räthſelgeſchichten aus drei anderen neueren Sammlungen, und zwar zunächſt aus der, die ſich in Zingerle's „Sitten, Bräuche und Meinungen des tiroler Volkes" befindet. Wir begegnen hier u. A. den neckiſchen Fragen:

Wann iſt's am gefährlichſten auszugehen? — Wenn die Bäume ausſchlagen und der Salat ſchießt.

Welcher Buchſtabe iſt der mittelſte im Abc? — Das B.

Es brennt etwas hinterm Hauſe, brennt Tag und Nacht und zündet doch das Haus nicht an? Was iſt das? — Die Brennneſſel.

Wie kommt der Floh zum Menſchen? — Braun.

Wohin ging Jeſus, als er zwölf Jahre alt war? — In's dreizehnte.

Was machen die zwölf Apoſtel im Himmel? — Ein Dutzend.

Weißt du, wie oft man von einem ganzen Brote abbeißt? — Einmal.

Welche Namen ſind die beſten? — Die Einnahmen.

Wie ſchreibt man gefrornes Waſſer mit drei Buchſtaben? — Eis.

Wie heißt der Gott der Muſikanten? — Fagott.

Es iſt eine Speiſe, die niemand ißt,
Es iſt getauft und doch kein Chriſt,
Es hat nie an das Stehlen denkt,
Und dennoch hat man's aufgehenkt. — Die Glocke.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? — Weil er's auswendig kann.

Wie viele Stiche bedarf es zu einem gut angenähten Knopfe? — Keinen.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Warum kann ein Pferd kein Schneider werden? — Weil es das Futter frißt.

Warum scheert man die Schafe? — Weil sie keine Federn haben, wo man sie rupfen würde.

Wer kommt des Morgens zuerst in die Kirche? — Der Schlüsselbart.

Wer geht auf dem Kopfe in die Kirche? — Der Schuhnagel.

Wenn neun Spatzen auf einem Dache sitzen, und man schießt drei herunter, wie viele bleiben auf dem Dache? — Keiner; denn die übrigen fliegen auf und davon.

Wo hat Adam den ersten Löffel genommen? — Beim Stiele.

Was ist an der Uhr das Beste? — Daß sie nur schlägt und nicht auch wirft.

Was ist zwischen Himmel und Erde? — Und.

Welches ist das theuerste Wasser? — Das der Wirth in den Wein und der Advocat in die Dinte schüttet.

Wann kannst du Wasser in einem Siebe tragen? — Wenn es gefroren ist.

Die folgenden Räthselschwänke stammen aus Müllenhoffs „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg."

Ein Prediger ging aus und wollte drei Arbeiter dingen; zwei sollten dreschen und einer Häckerling schneiden. Als er nun

wieder nach Hause kam, sagte er vergnügt zu seiner Frau: „Morgen kan't Döschen un't Hackelsnyden losgaen.“ — „Hest du denn Lüt funden?“ fragte die Frau. — „Ja,“ antwortete er, „ik un du schölt döschen, und Nüms schall Hackel snyden.“

Frage: Wie ist das zu verstehen, da der Prediger im vollen Ernst redete? Antwort: Die beiden Drescher heißen Ik und Du und der dritte Arbeiter Nüms (Niemand).

Ein Mann war zum Tode verurtheilt. Da ging seine Frau hin und bat den Richter um sein Leben. Da sagten die Richter: „Wenn du uns ein Räthsel aufgiebst, das wir nicht errathen können, so sollst du deinen Mann wieder haben.“ Da sprach die Frau:

„As ik hingüng, as ik wedder kam,
Den Lewendigen ik uet den Doden nahm.
Söß de gingen de Säwten quitt.
Raet to gy Herren, nu is Tyt.“

Da konnten die Richter es nicht errathen und mußten den Mann freigeben. Frage: Kannst du das Räthsel errathen? — Antwort: Als die Frau hinging, fand sie am Wege ein Pferdegerippe und in dem Pferdegerippe ein Vogelnest und in dem Vogelneste sechs Junge. Die sechs Jungen nahm sie mit, und so gingen sechs den Siebenten quitt, und aus dem Todten nahm sie die Lebendigen.

Man vergleiche hiermit das nachstehende Histörchen, welches Simrocks „Deutschem Räthselbuche“ entnommen ist. Ein armer Sünder wird zum Galgen geführt, und als man ihn hinaufgezogen, erhält er die Vergünstigung, noch ein paar Worte sprechen zu dürfen. Er legt seinen unten stehenden Richtern folgende Fragen vor:

„Hoch hing ich, sieben Lebendige fing ich,
Einen Todten sah ich dabei.

Ihr Herren rathet, was das sei.
Und könnt Ihr es nicht erdenken,
So wollet mir das Leben schenken."

Die Richter wußten die Aufgabe nicht zu lösen, und so beschlossen sie, seine Bitte solle gewährt sein, wenn er sein Räthsel selbst zu ihrer Befriedigung erkläre. Da sprach er: Als ich hinaufgezogen wurde, sah ich auf dem Galgen ein Nest mit sieben jungen Raben, welche von den Alten mit dem Fleische desjenigen armen Sünders gefüttert wurden, der vor mir hingeführt worden ist. Das sind die sieben Lebendigen, die ich fing, und der Todte dabei ist der arme Sünder. Also schenkt mir mein Leben.

So erzählt man auch: Einer Frau war ihr Hund, der Ilo hieß, gestorben, und sie hatte sich aus seinem Felle ein paar Schuhe machen lassen. Als nun ihrem Manne das Leben abgesprochen wurde, rettete sie ihn, in dem sie den Richtern das folgende Räthsel aufgab, das sie nicht lösen konnten:

„Op Ilo ga ik,
Op Ilo sta ik,
Op Ilo kumm ik hergerannt,
Op Ilo kehr un wend' ik my,
Op Ilo heff ik Freud und Leid —
Rathet, ihr Herren, nun ist es Zeit."

Komische Räthselgeschichtchen der Müllenhoffschen Sammlung sind folgende:

Dar leep en lütjen Mann in roden Rock. He sä: „Moder, waert juw Höner doch! Faer juwe Hund bin ik gaer nich bange." — Der Regenwurm ist gemeint.

Tweebeen seet op Dreebeen, do neem Veerbeen Tweebeen Eenbeen, do neem Tweebeen Dreebeen un smeet Veerbeen, dat

Veerbeen Eenbeen fallen leet, d. h. Zweibein saß auf Dreibein, da nahm Vierbein dem Zweibein das Einbein, da nahm Zweibein das Dreibein und schmiß damit das Vierbein, daß das Vierbein das Einbein fallen ließ. — Das Einbein ist ein Knochen, das Zweibein ein Mensch, das Dreibein ein Schemel, das Vierbein ein Hund.

De Küster un syn Süster, de Preester un syn Fro, die gingen dörch de Heier un fünnen en Vogelnest mit veer Eier un jeder neem en uet, bleef doch noch een in. — Die Sache erklärt sich dadurch, daß die Schwester des Küsters die Frau des Predigers war.

Da was mael en Hund, un de was bunt. Den Hündgen syn Naem was mi ne vergäten. Heff dreemael seggt, schast likes ne wäten: wat förn Naem harr de Hund? — Die Auflösung ist das Wörtchen Was.

Rochholz theilt in seiner Schrift „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz" u. A. die folgenden Räthselfragen mit.

Was macht der Sigrist, wenn er läutet? — Krumme Finger.

Was ist das größte Wunder bei der Himmelfahrt des Elias? — Daß er sich dabei seine Hosen nicht verbrannt hat.

Was ist in der Mitte von Basel? — Das S.

Was ist schwärzer als der Rabe? — Seine Federn.

Welcher Heilige hat schon im Mutterleib die Hosen angehabt? — Jonas im Walfisch.

Was bedeuten die Buchstaben J. N. R. J.? — Junge Narren regieren jetzt.

Welche Zeit kommt der Dachdecker von Winterthur? — Alle Winter. Es ist der Schnee, der dann die Dächer deckt.

Was wäre besser, wenn alle Weiber oder alle Katzen stürben? — Alle Weiber, weil sich alle Mädchen wieder zu Weibern machen lassen.

Was ist der lebendige Mensch, wenn Leib und Seele von ihm gefahren sind? — Eine Kindbetterin.

Warum läuft der Fuchs oben über den Berg? — Weil er unten nicht durch kann.

Wozu macht der Maurer den Ofen in der Stube? — Damit er Geld verdient.

Wer kommt zum Ersten in die Kirche? — Der Zweite.

Wie viel Eier konnte der Riese Goliath nüchtern vertragen? — Eins; denn beim zweiten war er nicht mehr nüchtern.

Wie hieß Moses, als er noch ein Kind war? — Der kleine Moses.

Wo kommen alle Mehlsäcke zusammen? — An der Naht.

Warum hört man den Kukuk nie Vormittags schreien? — Weil er stets „Kukuk" und nie „Vormittags" schreit.

Wann kann man eine Kuh um einen Batzen kaufen? — Wenn fünfundzwanzig Kühe eine alte berner Krone kosten (die 25 Batzen werth war).

XI.

Lügenlieder und Lügengeſchichten.

Vorzüglich gern verkehrt der Volkshumor auf dem Gebiete der Uebertreibung, Verdrehung und Verkehrung. Spaß muß ſein. Die Wahrheit macht nicht viel Spaß, alſo muß mit ihr Spaß gemacht werden, und die Erzeugniſſe der Neigung, die ſo ſchließt, gipfeln in allerlei komiſchen Lügen. Die Welt ſteht auf dem Kopfe, der Ernſt ſchlägt Purzelbäume, die Ungereimtheit reimt ſich. Halb und halb noch ins vorige Kapitel gehört das Lügenräthſel aus dem Aargau:

„Es fahrt e Mülliſtei de Rhi abe,
Es rite druf drei gſpäßige Chnabe:
Der eine iſt blind,
Der ander blutt, der dritte g'nappt.
Der Blinde ſchießt en Gulagg,
Der G'nappet het ne weg g'ſchnappt,
Der Blutt ſtoßt ne i ſi Sack."

D. h. Es fährt ein Mühlſtein den Rhein hinab, es reiten drauf drei wunderliche Knaben: der eine iſt blind, der andere nackt, der dritte lahm. Der Blinde ſchießt einen Kolkraben, der Lahme hat ihn weggeſchnappt, der Nackte ſteckt ihn in die

Taſche. Man hat ſich dazu die Frage zu denken: Was iſt das? Und die Antwort lautet: Eine Lüge.

Gleichfalls noch zu den Räthſeln gehört ein Geſchichtchen in Meiers Schwäbiſchen Märchen, wo es auf die Frage, was ein ehrlich Fräulein alle Morgen zu frühſtücken pflege, heißt: am erſten ein Hanfkörnchen, am zweiten zwei Hänflinge, am dritten ſchon drei Täubchen, am vierten dann vier Hennen ſammt dem Hahne, am fünften fünf Haſen ſammt dem Haſenpfeffer und am ſechſten ſechs Paar Ochſen und alles Vorhergenannte obendrein.

Hieran ſchließen ſich die Lieder von möglich gewordenen Unmöglichkeiten, z. B. die von Müllenhoff mitgetheilten, die theilweiſe auch hochdeutſch vorhanden ſind.

I.

Ik will ju ſingen, ik will nich legen (lügen),
Ik ſach dre braden Höhner flegen,
Se flogen gar ſehr und ſchnelle,
De Büke (Bäuche) hadden ſe na dem Hemmel gekehrt,
Den Rüggen na der Helle.

Ein Ambolt (Amboß) und ein Möhlenſtein,
De ſchwimmeden beide aver den Rhein,
Se ſchwamden all ſo liſe.
It frat ein Pogge (Froſch) ein gloiend Plogſchart (eine glühende Pflugſchaar)
To Pingſten up dem Iſe.

It wolden dre Kerls einen Haſen fangen,
Se quemen (kamen) up Kröken und Stölten (Stelzen) gangen,
De eine de konnt nich hören,
De ander was blind, de drüdde ſtumm,
De veerde konnte nich en Foot röhren.

Nu will ik ju ſingen, wo (wie) it geſchach:
De Blinde allerſt den Haſen ſach
  All aver dat Feld hendraven,
De Stumme ſprak den Lahmen to,
  De kreeg en bi den Kragen.

It ſegelden Etliche up ein Land (ein Land hinauf);
Ehr Segel hadden ſe in den Wind (gegen den Wind) geſpannt,
  Se ſegelden bi groten Hupen (Haufen),
Se ſegelden up einen hogen Berg,
  Da moſten ſe all verſupen (erſaufen).

De Krevet (Krebs) de dede den Haſen entlopen,
De Wahrheit kummt bi groten Hupen
  Und blift (bleibt) doch nicht verſchwegen.
It lag eine Kohut (Kuhhaut) up den Daken,
  Se was dar henup geſtegen.

Hiermit will ich min Leid beſchluten,
Wenn't ſchon allen Lüden dede vordreten,
  Und will uphören to legen.
In min Landart ſind ſo grot de Flegen
  As hier to Lande de Zegen.

II.

Ik weet mi eine ſchone Maget,
De minem Herten wohl behaget,
  Ik nehme ſe gerne to Wive,
Konde ſe mi van Haverſtroh
  Spinnen de kleinen Siden (die klare Seide).

Schall ik di van Haverſtroh
  Spinnen de kleinen Siden,
So ſchallt du mi van Lindekenlof (Lindenlaub)
  Ein nie Paar Kleider ſchniden.

Schall ik di van Lindekenlof
Ein nie paar Kleider ſchniden,
So ſchallt du mi de Scheere halen
To middewerts ut dem Rhine.

Schall ik di de Scheere halen
To middewerts ut dem Rhine,
So ſchallt du mi eine Brugge ſchlaen
Van einem kleinen Rieſe (Reiße).

Schall ik di eine Brugge ſchlaen
Van einem kleinen Rieſe,
So ſchallt du mi dat Sövenſterne (Siebengeſtirn)
To hogen (am hohen) Middag wieſen.

Schall ik di dat Sövenſterne
To hogen Middag wieſen,
So ſchallt du mi de Glaſenborg (den gläſernen Berg)
Mit einem Perde upriden.

Schall ik di de Glaſenborg
Mit einem Perde upriden,
So ſchallt du mi de Sporen ſchlaen
Wohl van dem gladden Iſe.

Schall ik di de Sporen ſchlaen
Wohl van dem gladden Iſe,
So ſchallt du ſe aver dine Föte dragen
Am heeten Sonnenſchine.

Schall ik ſe aver mine Föte dragen
Am heeten Sonnenſchine,
So ſchallt du mi eine Schwepe (Peitſche) dreihn
Van Water und van Wine.

Schall ik di eine Schwepe dreihn
Van Water und van Wine,
So ſchallt du mi de graven (groben) Stein
To kleinen (klaren) Pepper riwen.

Schall ik di de graven Stein
To kleinen Pepper riwen,
So ſchallt du mi alle wilde Schwien
In einen Kaven (Koben) driwen.

Schall ik di alle wilde Schwien
In einen Kaven driwen,
So ſchallt du mi din Modder geven
For Jungfrow to einem Wiwe.

Schall ik di mine Modder geven
For Maget to einem Wiwe,
So ſchallt du hängen ſöven Jahr
Und wieder werden to Liwe (lebendig).
De Düwel ut der Hellen Grund
De kann i nich vordriven.

Gleichfalls in dieſen Zuſammenhang gehört das bei Müllenhoff zu findende Liedchen von Hadermanns Brautfahrt:

Hott, hott, Hadermann,
Treck dyn Vader ſyn Stäweln an,
Sett dy up dat beſte Päert,
Biſt du hundert Daler werth.
He reed' bet hier, he reed bet daer,
He reed' wul hen na Franken.

Und as he hen na Franken keem,
Da muß he ſyn Verwunderung ſehn:
Daer ſeet de Koh (Kuh) byt Füer un ſpunn,
Dat Kalf leeg in de Weeg (Wiege) und ſung,

De Katt de wuſch de Schötteln (Schüſſeln) uet,
De Hund de knäd (knetet) de Botter uet,
De Fleddermues
De fäeg (fegt) dat Hues.

De Schwölken mit ehr ſpitze Schnuet,
De Schwölken drogen den Dreck heruet,
Unn achter (hinter) de grote Schüen
Da döſchten (draſchen) dre Kapüen (Kapaune),
De döſchten af
Goet Hawerkaff (Haferſpreu).

Daer bruen ſe goet Beer daraf.
Dat Beer füng an to ſuſen,
De Bruet leep ut dem Huſe,
De Foß mit dem langen Schwanz
De maek de Bruet den Daerdanz, (tanzte vor ihr),
De Adebaer (Storch) wull up den Baen (Boden),
Dat wer de Bruet ehr Süſterſaen (Schweſtersſohn).
De Höhner up den Wiemen (Hühnerſteigen)
De deeden darvan beſwiemen (fielen in Ohnmacht),
De Heiſter (Elſter) up den Tuen (Zaun)
De wurd darvan ſo duen (betrunken),
De Kukuk in't Neſt
Verſöep in den Geſt (Hefe),
Kalf in den Stall,
Päert in de Eck,
Haen (Hahn) upt Reck —
Kückereküh!

Einem Zug von der Schalkhaftigkeit, die am Verkehrten, Unpaſſenden und Ungereimten oder auch an pathetiſch gefaßten Gemeinplätzen Gefallen findet, begegnen wir in einer Anzahl von gereimten Scherzen, die jetzt faſt nur noch unter der Kinderwelt im Umlaufe ſind.

Als Beiſpiel von dieſen Erzeugniſſen des Volkshumors entnehme ich dem erſten Bande von Scheibles Sammelwerk: „Das Kloſter“ die theilweiſe ſehr ausgelaſſene (aber natürlich niemals in einer Kirche gehaltene) „Faſtnachtspredigt von Doctor Schwarm von Hummelshahn,“ die aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammt und vermuthlich einen jenenſer Studenten oder Magiſter zum Verfaſſer hat.

„In nomine Domini Amen, ſtrammen: Der Blinde ſchlug den Lahmen um ein Stück Fleiſch; daß ihn der Hund beiß. Assit ad inceptum, alle gute Schlemmer mecum, inter nates mulierum, quod loquor non est verum. Verbo praeposito, capitulo nullo, nigro folio, spatio corrupto.

Ihr Kinder Chriſti, die Worte, die ich euch zur Lieb in Latein hab' geſprochen, die hab' ich zwiſchen Schlampampen, Oſtern und Pfingſten von einem dürren Zaun gebrochen, und lauten die Worte im ſchriftlichen Sinn alſo: Wer nicht Bett hat, lieg' im Stroh; die Gnade des Kellners, die Gütigkeit des Kochs, die Mitwirkung des Bäckers ſei mit euch die ganze Wochen, auf daß mir ſteif werden meine Knochen. Alle die lieben Menſchen, die deß begehrend ſein, ſprechen Pfluamen! daß die jüdiſche Wucherer all müſſen verkrummen und verlahmen. Expliciunt, expliciunt, die Feigen ſind den Bauern ungeſund. Man ſoll den Bauern die Feigen geben, die in der Stadt hinter der Mauer kleben. Ex quibus quabus: fiedre dich, Blaufuß; die Gänſe gehen barfuß. Intus pertincus: greif auf die linke Hand, ſo findſt Du's.

Weiter auszubreiten dieſe Wort, ſo nehm ich vor mich den hochgelehrten ſchriftweiſen Mann mit Namen Denaus, der alſo ſpricht: Sum, es, est: bleibt, wer ihr lang ſeid geweſt. Ueber dieſe Wort ſchreibt Meiſter Hippokras, der ſeinem Vater einen Flegel fraß, und der Lehrer Abakuk, der ſeine Mutter mit dem

Stiefel ſchlug, und ſagen alſo: Eine Katz und eine Maus, zween Hähn in einem Haus, ein junger Mann und ein altes Weib, die leben ſelten ohne Streit. Niles nalles, killes kalles, alter walter palter: das ſind gar wilde Wort, die findet man nicht im Pſalter, ſondern ſie ſind geſchrieben im neunten finſtern Geſicht. Wer weiß, was oft im Kuhſtall geſchicht: Ob er ihr die Metten thät beſingen, und ihm die Schellen thäten klingen. Perficulum et perfaculum, quilibet clericus habet magnum taculum. Das iſt auf Deutſch ſoviel geredt, als: Die Gelehrten ſein aller Ehren werth. Caudas caudine: eine ſtröherne Pfeif und eine lederne Poſaune und eine wollene Zinken (Clarinette), aus einer Rinder-Flaſchen ſollt ihr trinken. Tanzt und ſpringt zu dieſer Faſtnacht, daß euch der Rücken und der Hals kracht. Zerbrecht die Krüg' und die Töpf' und ſchmeißt ſie einander friſch um die Köpf'. Sauft und freßt euch voll, ſo wird euch im Bauch und Kopf nicht wohl. Speit aus Leber und Lungen, das heißt geſch— über die Zungen. Sauf dich voll und leg dich nieder, ſteh früh auf und füll dich wieder. Es ſpricht der große Alexander: alſo vertreibt eine volle Weiſe die ander. Ein Jeglicher begreif dieſe Wort, der ſie zuvor nicht hat gehört, bis ihr kommt in den Himmel, da die alten Schuh verſchimmeln. Nun fallt bald nieder auf die Knie, ſprecht: Gnad mir himmliſche Sackpfeif allhie! Und helft mir bitten für das groß Geſchlecht, für Huren, Buben und Bäckerknecht. Nun kniet nieder mit Ungeduld und ſprecht mir nach die offne Schuld: haſt du verſpielt, ſo hab Geduld und laß dir's Leid ſein, ſo will ich Dir vergeben Schuld und Pein.

Wir armen dummen Leute, wir haben das Fieber in dem Beutel; das Sterben iſt uns drein gekommen, deß haben wir kein Frommen. Helft mir bitten: Vater unſer, der du biſt, niemand weiß, wer des Andern Schwager iſt. Würden reden

Stühl' und Bänk', ihr würdet erfahren gute Schwänk'. Ach liebe Maria, die Katz ist über dem Quarge, sie hat der Mäuse vergessen und hat den Quarg schier gar ausgefressen. Ich glaub' an ein rändig Schaf und an den von Eckersbach, der den Bauern die Krüge zerbrach, da fing man ihn und hing ihn, und da hängt er noch; geht hin und blast ihm alle in's A—.

Nun hört zu, ihr lieben Frauen und Weiber, es ist auf der Schul' verloren ein Schreiber. Hat ihn irgend eine zu ihr genommen, die laß ihn gehen, er soll bald wiederkommen; denn er soll eilend auf der Schul' sein und soll einer schreiben das Latein.

Nun helft mir bitten für die lieben Seelen, die da verschieden sind aus den Federkielen; auch für eine Sau, das war ein Schwein, und für die liebste Mutter sein; für einen Zimmermann und seine Klammer, für einen Schmied und seinen Hammer, für einen Hermann, das war ein Bock und für des Kalefactors Rock. Auch sollt ihr an die vergessnen Seelen gedenken und dem Prediger eine Kanne Bier schenken.

Hört, ihr jungen Frauen gar eben, man wird heint (heut Abend) auf der Schul' eine Spende geben: Eier und Würst, Wein und Bier genug, wenn euch dürst't. Ihr alten Weiber sollt daheim bleiben, ihr könnt die Treppe nicht 'nauffsteigen; denn sie hat der Stufen nicht alle, ihr sollt wohl Arm' und Bein' zerbrechen, wenn ihr beginnt zu fallen. Aber den alten Vetteln wird man halten ein Seelbad in der Mühl' unter dem Kammrad. Die Spend soll ihnen werden auch: Schwefel, Pech und Hüttenrauch, Bilsensamen und Pulverkorn; die alten Huren sind all verlor'n. Auch habe ich noch eine Lehr', die will ich euch geben mehr, als nämlich in vier Sprachen: Griechisch, Böhmisch, Lateinisch und Deutsch: Ossimossi, das ist griechisch,

Ita vere, das ist lateinisch, No omim zesski, das ist böhmisch, Leck mir's A— das ist deutsch.

Ablaß will ich euch geben die Geus; beißen euch die Flöh, so wehrt euch der Läus'. Auch will ich euch fürwahr geben etwas Gut's zum neuen Jahr. Sonderlich den jungen Lappen, die des Nachts auf der Straßen umsappen; denen geb' ich ein altes Schwein, daß man sie damit soll werfen in den Rhein. So geb' ich den Frauen und Jungfrauen einen goldnen Stuhl, daß sie alle Wochen müssen dreimal kommen auf die Schul'; da wollen wir ihnen guten Willen beweisen und sie mit schönen Gerichten speisen.

Also will ich meine Predigt enden. Gelüst't's euch, so lauft mit den Köpfen nach den Wänden."

Von den jetzt noch in den Kreisen der Kinder lebenden Reimereien dieser Art gebe ich nur das Geschichtchen, wie Melcher Reiter werden wollte, und die Kettenreime, die man in Sachsen die „Predigt" nennt. Jenes lautet in der Gegend von Leipzig:

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keinen Helm, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter 'n Suppennapp,
Stülpt ihn Melchern auf den Kopp.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Stieweln, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter die Wasserkann'n,
Da hatt' er ein Paar Stieweln an.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Spörner, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter Besendörner,
Machte Melchern daraus Spörner.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keinen Sabel, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter die Ofengabel,
Gab sie ihm in die Hand als Sabel.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Schabracke, da konnt' er keiner werden,
Nahm die Mutter 'n Erdbirnsack,
Macht ihm draus 'ne Schaberack.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte keine Handschuh, da konnt' er keiner werden,
Steck die Hände in Hirsebrei,
Das werden zwei gute Handschuh sein.

Melcher wollte Reiter werden,
Hatte kein Pferd, da konnt' er keiner werden,
Sagt' die Mutter: der Küchenheerd,
Ist ein schönes Reiterpferd.

Suppennapp auf dem Kopp,
Wasserkann, hat Stiewеln an,
Besendörner seine Spörner,
Ofengabel heißt sein Sabel,
Erdbirnsack seine Schaberack,
Hirsebrei, Handschuh zwei,
Küchenheerd das Reiterpferd —
Bettelsack und Armuthei,
Melcher geht zur Reiterei.

Die „Predigt" theile ich so mit, wie wir sie in Dresden als Kinder hörten. Sie lautet dort:

Hört, meine Herrn,
Keine Aeppel sind keine Bern,

Keine Bern ſind keine Aeppel,
Die Wurſcht hat zwei Zäppel (Zipfel),
Zwei Zäppel hat die Wurſcht,
Der Bauer leid't Hunger und Durſcht,
Hunger und Durſcht leid't der Bauer,
Sein Leben wird ihm ſauer,
Sauer wird ihm ſein Leben,
Der Weinſtock hat viel Reben,
Viel Reben hat der Weinſtock,
Kein Kalb iſt kein Ziegenbock,
Kein Ziegenbock iſt kein Kalb,
Meine Predigt iſt halb.

Halb iſt meine Predigt,
Der Brotſchrank iſt ledig,
Ledig iſt der Brotſchrank,
Kein Tiſch iſt keine Ofenbank,
Keine Ofenbank iſt kein Tiſch,
In der See leben viel Fiſch;
Viel Fiſch leben in der See,
Der Hund hat viel Flöh',
Viel Flöh' hat der Hund,
Kein Viertel iſt kein Pfund,
Kein Pfund iſt kein Viertel,
Die Bauermädel tragen rothe Gürtel,
Rothe Gürtel tragen die Bauermädel,
Keine Maus iſt kein Rothkätel, (Rothkelchen)
Kein Rothkätel iſt keine Maus,
Meine Predigt iſt aus.

Halb von der Luſt an der verkehrten Welt, halb von der Neigung, gewiſſe Berufsarten ironiſch durchzuhecheln, erzeugt, aber ein echtes Kind des Volkshumors iſt das Lied vom Doctor

Eisenbart, der die Lahmen sehend und die Blinden gehend macht und unter Andern auch einem alten Weib zwölf Fuder Steine aus dem Leibe schneidet. Mitten in dem Gebiete der humoristischen Lügen wieder befinden wir uns in den Geschichtchen vom Finkenritter, in den Münchhausiaden und in den zahlreichen Histörchen von den Thaten und Erlebnissen unsrer Jäger.

Im „Finkenritter," der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt ist, heißt es in der dritten Tagereise:

„Da kam ich zu einer zwilchen Kirchen (einer Kirche von Zwillich), die Glocken waren von Joppentuch gegossen, die Klöpfel darin von Pelzärmeln, der Altar aus blechernen Kieselsteinen gemacht, darum stund ein haberner Kaplan, der thät eine Gerstenmetten (las eine Messe von Gerste), der Chor war von gebacknen Fladen gemauert, der Kaplan sang Amen. Ich meinte, er spräche: Fanget mir den! Da lief ich vor Schrecken zum obersten Fenster und kroch zur untersten Thürschwelle hinaus. Indem sah ich eine alte, krumme, junge, gerade Frau, die wusch einen alten Sack. Ich sprach: Gott gebe Euch einen guten Tag. Sie sprach: Es gehen sieben Eimer Lampartischer Kornmaß hinein. Ich gedachte: Fürwahr, die Frau spottet mein."

Die Abenteuer des Barons von Münchhausen halte ich für bekannt. Wenn aber der freiherrliche Wahrheitsfreund uns erzählt, wie er mit einem Ladestocke eine ganze Kette Rebhühner auf einen Schuß erlegt, wie er sein Gewehr, als ihm der Stein aus dem Hahn gesprungen, dadurch zum Losgehen bringt, daß er sich durch eine derbe Ohrfeige Funken aus den Augen auf die Pfanne schlägt, wie er ferner einen Fuchs, den er durch einen abgeschossenen Bretnagel mit dem Schwanze an einen Baum

geheftet hat, durch kräftige Hiebe mit der Jagdpeitsche aus seiner Haut zu fahren zwingt, wenn wir sodann sein Windspiel sehen, das den Hasen so eifrig nachsetzt, daß es sich endlich die Beine abgelaufen hat und nur noch als Dachssucher zu brauchen ist, oder wenn wir uns sein Abenteuer mit dem Hirsche betrachten, dem er in Ermangelung von Schrot und Kugeln eine Ladung Kirschkerne zwischen die Geweihe geschossen hat, und der ihm einige Zeit später mit einem reife Kirschen tragenden Bäumchen auf dem Kopfe begegnet, so stehen mehrere von diesen Wundern schon in Kirchhofs „Wendeunmuth" oder in Bebels „Facetiae," waren also bestimmt schon den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts und vermuthlich schon früheren Geschlechtern bekannt.

Das von Gräffe zusammengestellte „Jägerbrevier" berichtet: War einmal Einer im Walde, um Wildpret zu schießen. Da begegnete ihm ein großes Schwein, das, vor Alter blind geworden, sich von einem Frischling in der Weise führen ließ, daß es dessen Schwänzchen im Maule hielt. Der Jäger besann sich nicht lange, er schoß den Frischling nieder, schnitt ihm den Schwanz dicht am Hintern ab und führte daran das Alte gelassen auf den Markt, worauf er umkehrte, um sich auch das Junge zu holen.

Dasselbe Buch erzählt: In Tirol gab es einen Schützen, der so gutes Glück hatte, daß er manchmal schon traf, ehe er geschossen hatte, und der deshalb in der ganzen Gegend nur Treffnazi hieß. Da thut sich einmal, als er auf der Jagd ist, ein Auerhahn vor ihm auf und fällt auf den höchsten Ast eines Zirbelbaumes ein. Der Schütz geht näher hin und legt an. In dem Augenblicke aber gukt der Hahn aus den Zweigen heraus und ruft: „Heda, Ihr da unten — seid Ihr nicht der Treffnazi?" — „Ja wohl," sagt der, „der bin ich.

Was ſoll's?" — „Na erwiderte darauf der Vogel, „dann iſt es ſchon gut. Ihr braucht nicht zu ſchießen, ich komme ſchon von ſelber hinunter." Auch dieſe und ähnliche Jagdgeſchichten unſrer Witzblätter ſehen ſtark wie moderniſirte Ueberlieferungen aus alter Zeit aus — aus der Zeit, wo „die Elbe brannte und die Bauern herbeikamen, um ſie mit Strohwiſchen zu löſchen."

XII.

Die Dummheit im Märchen. — Geprellte, Geneckte und Geäffte. — Komiſche Legenden.

Nur noch mit einem Fuß im Kapitel der humoriſtiſchen Lügen ſtehen gewiſſe Volksſagen und Volksmärchen, deren Kern eine Mythe iſt, indem die Helden derſelben urſprünglich Götter, Heroen oder zauberkräftige Rieſen oder Zwerge waren, nun aber uns entweder als ergötzliche Beiſpiele menſchlicher Dummheit oder als unnatürlich glückliche Tröpfe, bisweilen auch als koboldartige Eulenſpiegel entgegentreten. Schon das Chriſtenthum hatte die alten Heidengötter, wo es dieſelben nicht in Heilige der Kirche verwandeln konnte, in mehr oder minder poſſenhafte Geſtalten umgeſchaffen. Der Humor des Volkes that dabei ein Uebriges, wobei er ſich einestheils an Schwänke anlehnte, die ſchon in der heidniſchen Zeit von gewiſſen Göttern, z. B. von Donar-Thor erzählt wurden, anderntheils der gegen das Ende des Mittelalters erwachten Neigung folgte, das Schwache über das Starkſcheinende, die Einfalt über den Verſtand zu ſtellen, das Niedrige als das Höhere auftreten zu laſſen, und die Dummpfiffigkeit zu loben und als Siegerin im Kampfe mit der Welt zu zeigen.

Ich meine hiermit zunächst die Sagen und Märchen der Kinder- und Spinnstuben von den verschiedenen dummen Jungen, von dem z. B., der von seiner Mutter mit verschiedenen landwirthschaftlichen Erzeugnissen nach einander, mit Butter, Quark, Schinken u. d. zu Markte geschickt wird, den Auftrag, den er bei jeder Sendung bekommt, stets falsch versteht oder verkehrt anwendet, die Butter auf den heißen Weg streicht, um ihn für seine nackten Füße zu kühlen, die quakenden Frösche mit dem Quark füttert, den Schinken seinem Pferde unter den Schwanz bindet u. s. w.

Eine andere bekannte Geschichte ist die von dem Schlaukopf, der gern tauscht und bei jedem Handel etwas Geringeres, für einen Goldklumpen ein Pferd, für das Pferd ein Kalb, für das Kalb eine Gans bekommt, bis er zuletzt einen Schleifstein erwirbt, der ihm beim Trinken in einen Brunnen fällt; er hat nun nichts mehr, freut sich aber darüber, weil er den Stein nicht mehr zu tragen braucht.

Wieder andere Märchen erzählen von dummen Weibern, die von fahrenden Leuten geprellt werden, noch andere endlich berichten von Solchen, die entweder durch Einfalt oder obwohl sie für einfältig gelten, ihr Glück machen. Es giebt deren eine außerordentlich große Menge, alle aber zeigen mehr oder minder etwas von der Physiognomie der Zeit, welche ich im ersten Kapitel charakterisirt habe, und einige mögen in dieser Periode erst entstanden sein wie ein Theil der Schwänke von den Schild- oder Lalenbürgern.

Ich lasse nur einige der besten davon folgen, und zwar zunächst solche, die uns unglaubliche Einfalt, dann solche, die uns die Dummheit als erfolgreich, und zuletzt solche, die uns märchen- oder sagenhafte Persönlichkeiten mit einer Eulenspiegelphysiognomie vorführen. Bemerkt sei noch, daß die fünf ersten der wiederholt erwähnten Müllenhoffschen Sammlung von Sagen

und Märchen, die folgenden aber der Kuhnschen entnommen sind, deren ebenfalls schon gedacht worden ist.

1.

Die dümmste Frau.

Es war einmal ein Schlachter, der machte Bankerott. Da sagte er zu seiner Frau: „Nun will ich graben und auf Tagelohn arbeiten.“ Als er aber ein paar Tage gegraben hatte, da waren ihm seine Hände wund, und er sprach zu seiner Frau: „Ich muß nur wieder schlachten.“ Er ging also aufs Land, um sich ein Kalb zu kaufen, und als er in ein Dorf kam, fragte er, ob sie nicht ein Kalb zu verkaufen hätten. „Nein,“ sagten die Leute, „wir haben nichts; aber hier nahebei wohnt ein Müller, der hat fünf Ochsen.“ Da sagte der Schlachter: „Die kann ich auch brauchen“, und ging nach der Mühle.

Als er nun nach der Mühle kam, war der Müller nicht zu Hause. Der aber hatte, als er ausging, zu seiner Frau gesagt: „Wenn da jemand kommen sollte und wollte auf die Ochsen handeln, so kannst Du sie nur für fünfzig Thaler das Stück losschlagen, für weniger aber sind sie nicht feil.“ Nun kam der Schlachter; er fragte die Frau, ob sie ihm nicht die Ochsen verkaufen wollte. „Ja,“ sagte sie, „für fünfzig Thaler das Stück, für weniger aber nicht.“ Der Fleischer war's zufrieden und wollte so viel geben; „aber,“ sagte er, „ich habe jetzt nicht so viel baar Geld bei mir. Wenn ich alle fünf auf einmal nehme, so können wir's ja so machen, daß ich zwei gleich mitnehme und dafür die drei übrigen Ihr zum Pfande dalasse, bis ich komme und das volle Kaufgeld bringe.“ Die Frau antwortete, daß er es damit halten könnte, wie es ihm gerade paßte, und war froh, einen so schnellen und vortheilhaften Handel abgeschlossen zu haben.

Als nun ihr Mann nach Hause kam, fragte er sie gleich: „Na, hast Du die Ochsen verkauft?“ — „Ja wohl,“ antwortete die Frau, „alle fünf auf einmal an einen Schlachter aus der Stadt, das Stück für fünfzig Thaler und um keinen Schilling weniger.“ — „Das ist ein guter Handel,“ dachte der Mann, aß erst ein paar Bissen, und nachdem er damit fertig war, verlangte er das Geld zu sehen. Da erwiderte die Frau: „Das Geld habe ich noch nicht bekommen; der Schlachter wird es aber in vierzehn Tagen bringen, wenn er die drei letzten Ochsen abholt. Die hat er so lange zum Pfande hier gelassen, zwei hat er gleich mitgenommen.“ — „Nun,“ sagte der Mann, „da ist doch auf Gottes weiter Welt kein dümmeres Frauenzimmer, als Du bist,“ und er war sehr ärgerlich und sagte: „Die vierzehn Tage will ich noch warten, kommt aber binnen der Zeit der Schlachter nicht wieder, so reise ich fort von hier und kehre in meinem ganzen Leben nicht zurück, ich müßte denn eine Dümmere finden, als du bist.“

Der Müller wartete nun diese vierzehn Tage; aber wer nicht kam, das war der Schlachter, und so reiste der Müller richtig weg.

Er war schon ziemlich lange gereist, und nirgends in der Welt hatte er noch eine dümmere Frau gefunden, als die, welche er zu Hause gelassen hatte. Da kam er endlich bei einem Schlosse an, in dem eine verwittwete Gräfin wohnte, und hier sprang der Müller in einem weg in die Höhe und gaffte nach dem Himmel hinauf. Die Gräfin wurde seiner vom Fenster aus gewahr und schickte sogleich ihre Kammerjungfer hinunter, um ihn zu fragen, was er doch da vor hätte, oder was ihm fehlte.

Der Müller sagte: „Wir haben eben im Himmel einen Tanz gehalten, da bin ich der Luke zu nahe gekommen und heruntergefallen; nun kann ich gar nicht den rechten Sprung

wieder kriegen, um hinaufzukommen. Ich muß nur weiter gehen und suchen, ob ich die rechte Fährte anderswo wiederfinde."

Er that nun, als ob er fortgehen wollte, und dabei sah er immernoch nach dem Himmel hinauf. Aber die Kammerjungfer hatte der Gräfin kaum die Nachricht von dem Müller gebracht, der aus dem Himmel gefallen war, so kam diese ihm selber nachgelaufen und fragte, wenn er aus dem Himmel gefallen wäre, so kennte er vielleicht auch ihren verstorbenen Mann.

„Ja wohl", sagte der Müller, „den kenne ich ganz gut. Eben noch habe ich mit ihm getanzt." — „Wenn das ist, lieber Mann", sagte die Gräfin, „so kann Er mir wohl auch berichten, ob mein seliger Herr noch die großen Stiefeln trägt mit den goldnen Sporen und seinen grünen Rock?"

Da antwortete der Müller: „Gnädige Frau, der arme Herr hat neulich die goldnen Sporen aus Noth verkaufen müssen; die Stiefeln hat er noch, aber sie sind schon ganz entzwei, auch den grünen Rock trägt er noch, aber er ist so abgeschabt, daß ihm die Hemdärmel daraus hervorguken."

„Gott steh mir bei," rief die Gräfin aus, „das ist ja eine wahre Schande, wie schlecht es ihm da geht! Höre Er 'mal, Er könnte mir einen rechten Gefallen thun, wenn Er für den seligen Herrn etwas Zeug zu einem neuen Rocke mitnehmen wollte. Mein Sohn trägt gerade noch dieses Zeug. Ich will ihm dann auch noch vierhundert Dukaten mitgeben und ein bischen Gutes zu essen und zu trinken."

Der Müller sagte, das wolle er von Herzen gern besorgen, und die Gräfin gab ihm dann Alles mit auf den Weg.

„Das wäre doch einmal eine, wie ich sie suchte," sagte der Müller und ging fort.

Bald darauf kam der Junker nach Hause und fand seine

Mutter ganz traurig und in großer Betrübniß. Er fragte sie nach der Ursache. „Ach," sagte die Gräfin, „da war hier eben ein Mann aus dem Himmelreich, der hat mir so schlechte Nachrichten vom seligen Papa gebracht: der hat aus Noth schon seine goldnen Sporen verkauft, seine Stiefel sind entzwei, und sein Rock ist zerrissen. Ich habe nun dem Manne etwas Zeug, und vierhundert Dukaten mitgegeben; es thut mir wahrhaftig so leid um den seligen Papa." Der Sohn sah gleich, wie die Sache stand, ließ schnell seinen Schimmel satteln und jagte dem Müller nach.

Es dauerte nicht lange, so merkte der Müller, daß Einer hinter ihm drein kam. Verstecken konnte er sich nirgends; aber da begegnete ihm eine alte Frau. Die fragte er, was er ihr geben sollte, wenn sie ruhig eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, unter seinem Mantel auf der Erde sitzen wollte. Die Frau verlangte fünf Thaler, aber der Müller gab ihr zehn, wenn sie nur genau das thun wollte, was er verlangte. Das versprach sie und kroch unter den Mantel. Noch ein Augenblick, so war der Junker auf dem Pferde bei ihnen und fragte den Müller, ob er wohl einen Mann habe eilig vorüberlaufen sehen.

Da sagte der Müller: „Ja wohl vor einer Viertelstunde ging Einer hier rasch vorüber und zuweilen lief er sogar. Er nahm den Weg da quer über's Moor, aber wenn Ihr nur auf meinen Bienenkorb hier sehen und die Bienen mir hüten wolltet, so lange, bis der ausgeflogene Schwarm wieder drin ist, so wollte ich Euch den Mann bald wieder einbringen."

Der Junker versprach ihm noch ein gutes Trinkgeld obendrein, stieg ab und wollte die Bienen hüten. Der Müller aber setzte sich schnell auf und jagte mit dem Schimmel davon. Da sah der Junker bald, daß es kein Bienenkorb, sondern eine alte

Frau war, und nun ging er ohne den Schimmel nach Hause. Und als ihn seine Frau Mutter fragte, ob er denn den Mann gefunden hätte, so sagte er: „Ja, ich habe ihn bald gefunden und habe ihm auch noch den Schimmel mitgegeben, damit er eher hinkommt."

Der Müller aber reiste wieder zu seiner Frau, und als er bei ihr ankam mit dem Schimmel und mit den vierhundert Dukaten und mit dem Zeug zu einem neuen grünen Rocke und mit all dem guten Essen und Trinken, das er dem seligen Herrn nach dem Himmel hatte mitnehmen sollen, da sagte er zu ihr: „Nun will ich bei Dir bleiben; denn ich habe doch eine Dümmere gefunden, als Du bist, und habe sogar noch mehr verdient, als alle fünf Ochsen werth sind." (Die Geschichte steht ähnlich schon in Wickrams Rollwagenbüchlein).

2.

Die Sündfluth.

Es war einmal ein Bauer, der ging zur Kirche. Der Herr Pastor predigte über die Sündfluth und daß Noah sich in einem Kasten gerettet habe, ermahnte auch seine Zuhörer zur Wachsamkeit. Als der Bauer nun nach Hause ging, so dachte er über die Predigt nach. Das Ding ging ihm gewaltig im Kopfe herum. „Wie," sagte er zu sich selber, „wenn nun abermals eine Sündfluth käme?" Dann fuhr er laut fort: „Dat schall my nich beschuppen" (anführen, überraschen). Er nahm seinen großen Backtrog, befestigte an jedem Ende einen Strick und zog ihn dann mit Hülfe seines Knechtes auf den Boden, wo er die beiden Stricke um zwei Hahnebalken schlang, so daß der Backtrog wie eine Hängematte in freier Luft schwebte.

Darauf trug er Butter, Brot, Wurst, Schinken und Speck hinein, und aus Vorsicht, daß ihn das vielleicht zur Nachtzeit plötzlich anschwellende Wasser nicht im Bette überraschte, schlief er jede Nacht oben in seinem Backtroge.

Der Bauer aber hatte eine hübsche Frau, die es nicht wenig verdroß, jede Nacht allein sein zu müssen. In der Nachbarschaft nun wohnte ein Schmied, der errieth sehr bald ihre Gedanken und hoffte das Spiel zu gewinnen. Er besuchte in der nächsten Nacht die Frau, allein trotz aller Bitten konnte er es nicht weiter bringen, als daß er ihr die Hand küssen durfte. Damit war er schlecht zufrieden. Doch kam er in der nächsten Nacht wieder und auch in der dritten, niemals aber konnte er mehr erlangen als einen Handkuß. Da ging er ganz erbittert weg und dachte sich zu rächen. Am nächsten Abend stellte er sich wieder ein, und als sie ihm abermals blos die Hand zum Kusse reichte, zog er schnell ein glühendes Eisen hervor, das er in der linken Hand hinter dem Rücken gehalten hatte, und verbrannte der armen Frau damit die Finger, indem er sprach: „Betrügst Du mich, betrüg' ich Dich."

Da fing die Frau gar ängstlich an zu schreien: „Wasser! Wasser! Wasser!" Sie meinte, wegen ihrer verbrannten Hand, aber der Mann oben im Backtrog dachte, daß die Sündfluth käme, und daß seine Frau schon ertrinken wollte. Da schnitt er die Stricke durch, damit sein Schiff flott würde, und der Backtrog fiel und fiel durch die Lucke auf die Diele, und der Bauer, der darin war, brach den Hals.

3.

Dummhans und der große Rieſe.*)

Vor vielen Jahren war in einem großen Walde ein großer Rieſe, der war ſo ungeſchlacht und hatte ein Herz von Stein. Dem Rieſen gehörte das Holz. Wenn nun Wintertags die armen Leute kamen und ſich ein bischen Bruchholz ſammeln wollten, ſo kam er gleich und ſagte, er würde ſie wie einen Stein kurz und klein reiben, wenn ſie nicht machten, daß ſie fortkämen. Nun wohnte da in der Nähe auch ein Bauer, das war ein ſtarker Mann, und er hatte auch zwei Söhne, die waren noch ſtärker, darauf verließ er ſich. Er hatte aber noch einen dritten Sohn, von dem ſprach er ſein Lebtag nicht groß; das ging zu Hauſe immer Dummhans hier und Dummhans da, der war auch zu gar nichts zu gebrauchen. Nun war da einmal ein harter Winter, und die Feuerung war alle. Da ging der Bauer in großer Noth nach dem Rieſen ſeinen Walde und wollte ſich Bruchholz holen. Da kam ſtracks der große Kerl herbei und fragte:

„Was willſt Du kleiner Erdenwurm hier?“ — „Ich wollte mir ein bischen Bruchholz ſuchen,“ ſagte der Bauer. Da fuhr ihn der Rieſe an: „Faſſeſt Du auch nur einen Splitter an, ſo reib' ich Dich wie einen Stein kurz und klein.“ Da wurde dem Bauer bange, und er lief weg; ſolch ein Beeſt hatte er ſich in ihm nicht vermuthet.

Als der Vater nun ganz weiß vor Schreck nach Hauſe kam, da wollte der älteſte Sohn doch 'mal verſuchen, wie ſich mit dem Rieſen ſprechen ließ. Es ging ihm aber nicht beſſer als dem Vater, es wurde ihm auch bange, und er lief auch weg.

*) Bei Müllenhoff plattdeutſch mitgetheilt.

Da ging der zweite Sohn hin, der kriegte noch weniger 'was. Sie waren alle bange vor dem Kurz- und Kleinreiben. – Da sagte Dummhans: „Wenn Ihr nicht wollt, so will ich hin." Da sagten seine beiden Brüder: „Wenn Du klug wärst, gingst Du zu Bette bei den Kälbern, wo dein Lager ist." Hans aber wollte hin nach dem Riesen und sagte: „Wo Ihr nicht durchkommt, thue ich das vielleicht." Da wollten die Brüder ihm eins auswischen, aber der Vater sagte: „Laßt ihn nur, das sagt er so in seiner Dummheit."

Hans ging weg, und als er nun am Ende hinkommt, so findet er da am Wege ein Lerchennest, und die Lerche saß auf den Eiern. Hans nahm die Lerche ganz leise weg und steckte sie in die Tasche: „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er. Nun ging er wieder eine ziemliche Strecke, da findet er ein Stück Käse, das in Papier gewickelt ist. Er hebt das auch auf und steckt es in die Tasche. „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er und ging weiter. Da sah er da eine alte Kuhhaut liegen. „Wer weiß, wozu das gut ist," sagte er und band sich die Kuhhaut vor, daß sie ihm bis an die Knie ging. Nun kam er in den Wald. Da begegnete ihm der große Riese, der sagte: „Was willst du kleiner Erdenwurm hier?" — „Hab' ich Dich denn schon gefragt, Du großer Riese?" — „Du bist ein dreister Junge, ich will mir eine Tracht Feuerholz holen," sagte der Riese. — „Das will ich auch," sagte Hans. — „Höre' mal," antwortete ihm da der Riese, „Du Kleiner, nun will ich Dir eine Kunst erzählen, wenn Du mir die nicht nachthun kannst, so werde ich Dich wie einen Stein kurz und klein reiben. Ich reiße den großen Baum bis auf die Erde nieder, sieh zu, ob Du mir das nachthun kannst.

Sogleich faßte der Riese den Baum bei den Zweigen an und bog ihn herunter bis auf die Erde. Da faßte Hans bei den Zweigen an, der Riese läßt los, der Baum schwippt in die

Höhe, und Hans ſpringt über die Zweige hin. Darauf fragte er: „Kannſt Du das auch, Du großer Rieſe und über die Zweige wegſpringen?“ Das konnte der nicht.

„Nun wollen wir noch eine Wette anſtellen,“ ſagte der Rieſe, „nun wollen wir einmal ſehen, wer am höchſten werfen kann.“ Da nahm der Rieſe einen großen Stein, den warf er ſo hoch, daß man ihn eben noch ſehen konnte, aber hernach fiel der Stein wieder herunter. Nun ſoll Dummhans werfen. Da nimmt er ſeine Lerche aus der Taſche und wirft ſie in die Luft. Die Lerche ſteigt ſo hoch, daß ſie gar nicht mehr zu ſehen iſt. „Siehſt Du, Du großer Rieſe,“ ſagte Hans, „ich habe meinen Stein ſo hoch in die Luft geworfen, daß er gar nicht wieder herunterkommt.“ Da war der große Rieſe wieder ganz und gar zu kurz gekommen.

„Nun,“ ſagte der große Rieſe, „wollen wir einmal ſehen, wer am beſten kneipen kann,“ und er nahm einen Stein von der Erde auf und knipp ihn zu lauter Mehl. Da ſollte Hans ſich auch daran machen. Hans langte in die Taſche und kriegte ſein Stück Käſe heraus, das knipp er ſo, daß das Waſſer heraus-lief. Da war er dem Rieſen wieder überlegen.

Da ſagte der Rieſe: „Ich kann Dich brauchen, Du ſollſt bei mir bleiben und kannſt mein Knecht werden, nun komm mit nach meinem Quartiere.“ Und damit riß er ſich erſt noch einen großen Baum zu Feuerholz aus der Erde und fragte Hans, an welchem Ende er anfaſſen wolle. Hans ſagte: „Bei den Zweigen.“ Da nimmt der Rieſe den Baum auf den Nacken und geht voran, und Hans ſetzt ſich in die Zweige und läßt ſich nach Hauſe tragen.

Als ſie nun in die Höhle kommen, wo der Rieſe wohnte, ſo iſt da eine alte Frau, die hat ein ganzes Pferd am Feuer. Denn die Rieſen pflegten in den alten Zeiten nichts zu eſſen

als Pferdefleisch. Dazumal waren hier zu Lande noch welche von den kleinen wilden Pferden, die griffen sie mit einer Hand und verspeisten sie zum Frühstück. Nun legte der Riese den Baum an's Feuer und gab Hansen eine große Stange in die Hand, das war ein ganzer Eschenbaum, damit sollte er das Feuer schüren, bis das Essen gahr wäre. Hans konnte aber mit der Stange nicht recht hantieren, da wurde der Riese ein bischen verdrießlich.

Als es nun an's Essen ging, sagte der Riese: „Nun wollen wir noch ein Stückchen probiren, nun wollen wir 'mal sehen, wer am meisten essen kann; dann sollst Du das Leben behalten." Da aß Hans sich erst satt, hernach aber füllte er alles, was er essen sollte, hinter seine Kuhhaut. Der große Riese sagte: „Bist Du denn noch nicht bald satt, Du kleiner Erdenwurm? Ich großer Riese weiß es nicht mehr zu lassen." Da nimmt Hans das Messer und sagt: „Ich will nun erst von vorne wieder anfangen, sieh zu, Du großer Riese, was Du thust," und so schnitt er sich die Kuhhaut auf, daß das ganze Essen herauslief, und dann fing er von frischem wieder an. Da denkt der große Riese, das kannst du auch thun, und so schneidet er sich den Bauch auf und ist todt.

So denkt die alte Riesenmutter: „Was fängst du nun mit dem kleinen Erdenwurm an." Sie weist ihn in eine Bettstelle hinein, da soll er liegen, und wenn er schläft, will sie ihn mit der Axt hauen, damit sie ihn nur los wird. Als Dummhans in der Nacht das nun merkte, legte er da einen schwarzen Topf hin, wo sein Kopf hätte sein sollen, und kroch selber unter's Bette hin. Die Riesenmutter kommt und schlägt mit der Axt auf das Bette, daß es kracht. „Die Brägenpfanne (Hirnschale) ist entzwei, Gott Lob, daß er todt ist!" sagte sie. Nun ging sie auch zu Bette. Da stand Hans wieder auf und suchte alle die

Scherben von dem Topfe aus dem Bette zusammen, hernach legte er sich ganz sachte wieder nieder. Am Morgen steigt er heraus und sagt zu ihr guten Morgen. Die Riesenmutter verwundert sich und meint, daß sie ihn todtgeschlagen hätte, sie fragt ihn, ob er in letzter Nacht auch gut geschlafen hätte. — „Ja," sagt er, ganz gut; nur gestern Abend, als ich eben zu Bette gegangen war, stach mich ein Floh in den Kopf." Da wollte die alte Riesenmutter nichts mehr mit ihm zu thun haben und gab ihm Geld genug, damit er nur wieder wegreisen sollte zu seinen Eltern; sie könnten sich so viel Bruchholz holen, als sie nur wollten.

Nun ging Hans nach Hause und erzählte seinen Leuten, wie es ihm ergangen wäre, und sagte zu seinen Brüdern: „Nun könnt Ihr hingehen und Bruchholz holen, so viel Ihr nur Lust habt." Von der Zeit an war er nicht mehr der Dummhans. (Man vergleiche hiermit Grimms Kindermärchen Nr. 20.)

4.

Vater Strohwisch.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte keinen Mann, hätte aber gern einen gehabt. Da sagte sie: „Das erste Bund Stroh, das vom Boden fällt, soll mein Mann sein." Bald fiel ein Bund Stroh vom Boden, da hatte sie einen Mann. Die Frau hatte viel Wolle, und da sagte sie zu ihrem Manne: „Mann, Du sollst mit Wolle zu Markte." Sprach der Mann: „Was soll ich denn dafür nehmen?" — „Was der Markt giebt," antwortete die Frau. Vater Strohwisch ging nun auf den Markt mit der Wolle in seinem Sacke. Da kamen drei Brüder zu ihm und fragten: „Vater, was hat Er da in seinem Sacke?" — „Wolle hab' ich drin." — „Was will Er dafür haben?" — „Was der

Markt giebt." — „Der Markt giebt drei Tracht Prügel." — Vater Strohwisch sagte: „Wenn ich denn nicht mehr für meine Wolle bekommen kann, so muß ich ja zufrieden sein." Da gab ihm jeder der drei Brüder eine Tracht Prügel.

Vater Strohwisch kam nach Hause; sprach seine Frau: „Was hast Du für die Wolle bekommen?" — „Drei Tracht Prügel hab' ich dafür bekommen." — „Mann, da haben sie Dich angeführt!" — „Thut nichts, kann sie wieder anführen."

Vater Strohwisch ging zu Holze, griff sich einen Wolf und ging mit dem Wolfe zu Markte; kamen die drei Brüder wieder und fragten: „Vater, was hat er da?" — „Hab da einen schönen großen Bock; er hat sich nur die Hörner abgestoßen." — „Was will er dafür haben?" — „Für meinen Bock muß ich zehn Thaler haben." Da gaben ihm die drei Brüder zehn Thaler; denn sie fanden es gar nicht unbillig, nur stritten sie sich, wer ihn zuerst zu seinen Schafen setzen sollte. Vater Strohwisch sagte: „Der Aelteste muß ihn zuerst haben." Also nahm ihn zuerst der älteste Bruder und ließ ihn Abends zu seinen Schafen; aber am nächsten Morgen waren die Schafe alle todt. Da setzte ihn der Zweite Abends zu den seinen, und dem ging es ebenso, und mit dem Dritten ging es auch nicht anders.

Da wurden die Brüder schrecklich böse und beschlossen, den Vater Strohwisch todtzuschlagen, weil er sie so betrogen hatte. Vater Strohwisch kriegte aber früh genug Wind davon, was sie im Sinne hatten. Da zog er sein bestes Pferd aus dem Stall, band es auf der Diele an, steckte ihm hinten ein Zwölfschillingsstück hinein und breitete schöne Betttücher darunter aus. Morgens kamen die drei Brüder und sahen das Pferd auf den Betttüchern stehen und Vater Strohwisch im Miste scharren. Da fragten sie: „Vater, was sucht Er da?" — „Ich sammle mir mein Zwölfschillingsstück heraus, jeden Morgen hat mein Pferd eins

hinter sich." Da sprachen die Brüder: „Das Pferd steht uns an; wie viel soll es kosten?" — „Unter hundert Thalern kann ichs nicht lassen," sagte Vater Strohwisch. Da kauften die Brüder ihm das Pferd sogleich ab, und der Aelteste nahm es zuerst mit nach Hause und deckte ihm schöne Betttücher unter, und Morgens lief er voller Freude hin, um das Geld zu holen. Aber da fand er nichts als Mist, und sein Bettzeug war verdorben. Er sprach zu seinen Brüdern: „Vater Strohwisch hat uns wieder betrogen," aber die Brüder antworteten: „Du hast kein Glück, laß uns es nur versuchen." Und so nahmen sie das Pferd, erst der Zweite, dann auch der Dritte, und jeder breitete das Bettzeug unter und dachte, das Pferd sollte ihm Geld bringen. Aber das Pferd brachte kein Geld, sondern beschmutzte nur das Bettzeug.

Da wurden die Brüder noch grimmiger und sagten: „Nun wollen wir ihn ganz gewiß todtschlagen," nahmen Dreschflegel und Heugabeln in die Hand und gingen nach dem Hause, wo Vater Strohwisch wohnte. Der hatte aber sein Schwein geschlachtet und war gerade beim Wurststopfen. Als er nun die Brüder kommen sah, hing er seiner Frau eine frische Blutwurst um den Hals und verabredete Alles schnell mit ihr, und als die Brüder eintraten, rief er ihr zu: „Flink, setze Stühle her und bringe Pfeifen herein, meine Kaufleute sind da." Das wollte die Frau nicht. Aber Vater Strohwisch sprang mit seinem Messer hinzu und sagte: „Ich schneide Dir den Hals ab, wenn Du nicht gehorsam bist." Damit schnitt er die Wurst an ihr entzwei, daß das Blut herausströmte. Da fiel die Frau um, als wenn sie todt wäre. Aber Vater Strohwisch nahm eine kleine Pfeife aus der Tasche und pfiff darauf dreimal ganz stark. Da stand die Frau wieder auf, setzte Stühle hin und holte Pfeifen. Fragten die Brüder: „Vater, wie machst Du das?" — Vater Strohwisch antwortete: „Ich habe da eine kleine Pfeife. Wenn meine Frau

nicht hören will, reiße ich ihr die Kehle aus; pfeife ich aber auf meiner Flöte, so wird sie wieder lebendig und thut alles, was ich will." — „Die Pfeife mußt du uns verkaufen," sagten die Brüder, „unsere Frauen thun selten, was wir ihnen sagen. Was soll die Pfeife kosten?" — „Hundert Thaler müßt Ihr mir geben." Die Brüder gaben ihm die gern. Als der Aelteste nun nach Hause kam, wollte er es gleich damit versuchen. „Hole mir 'mal den Stiefelknecht," sagte er zu seiner Frau. — „Du hast Dir ihn ja all Dein Lebtag selber geholt, warum soll ich es jetzt thun?" erwiderte die Frau. Da sprang er sogleich auf und riß ihr die Kehle aus, und darauf fing er an auf Vater Strohwischs Flöte zu pfeifen und pfiff die ganze Nacht hindurch. Aber da war kein Leben wieder in die Frau hineinzubringen. Darauf versuchte es auch der Zweite und dann der Dritte. Sie schnitten ihren Weibern die Kehlen durch, aber ins Leben zurückpfeifen konnten sie sie ebenso wenig als der erste Bruder.

Da gingen die Brüder zum dritten Male zu Vater Strohwisch und wollten ihn nun ganz gewiß todtschlagen. Als sie ins Haus kamen, sagten sie zu der Frau: „Wo hast Du Deinen Mann?" — „Der hat sich aufgehängt!" — „Wo denn?" — „Draußen im Garten." Da liefen die Brüder in den Garten hinaus und dachten, Vater Strohwisch wollte sie wieder anführen, aber da sahen sie dort ein Bund Stroh in einem Baume hängen, mit Zeug angethan und schrecklich zappeln. Da erschraken sie und liefen, daß sie fortkamen, und sollen seit der Zeit noch wiederkommen.

5.

Die reichen Bauern.

In einem Dorfe wohnten viele reiche und große Bauern, und es war nur ein einziger armer unter ihnen, der hatte ein ganz kleines kümmerliches Anwesen, und darauf lebte er mit seiner alten Großmutter. Die reichen Bauern trieben gern ihren Spott mit ihm und hatten ihn oft zum Besten. Sie nannten ihn ihren Dummhans im Dorfe, aber er war doch klüger als sie alle zusammen.

Dummhans hatte nun eine schwarze Kuh, die war wild, sprang oft über und lief in seines Nachbarn Korn und trat viel darin nieder. Eines Tages sprach der Nachbar: „Werde ich's noch einmal wieder gewahr, so schieße ich Dir die Kuh todt." Aber die Kuh war nicht zu halten. Am nächsten Tage schon war sie wieder im Korne. Da lief der Bauer hin und schoß sie todt. Dummhans aber mußte sich das gefallen lassen. Er zog ihr die Haut ab und brachte die zu Markte, und als er sie verkauft hatte, ging er in ein Wirthshaus und saß da bis in die Nacht und ließ sich's wohl sein. Der aber, welcher die Haut gekauft hatte, das war ein Dieb; der hing sich die Haut um, so daß ihm die Hörner vor dem Kopfe standen, und ging in der Nacht zu dem Wirthe, der allezeit mit doppelter Kreide anschrieb und seine Gäste betrog und auf diese Art ein reicher Mann geworden war. Der Dieb sprach zu ihm: „Gieb mir gleich Dein Geld, oder ich drehe Dir den Hals um; denn Du siehst wohl, wer ich bin." Der Wirth erschrack vor der fürchterlichen schwarzen Gestalt mit den Hörnern, meinte, es sei der Teufel, und gab alles heraus, was er hatte. Als aber der Dieb fort war, da besann er sich doch, machte Lärm und ließ ihm nachsetzen. Der Dieb lief so schnell, als er konnte, davon, aber das

viele Geld machte ihm das Laufen beschwerlich. Da holte er den Bauern ein, von dem er die Haut gekauft hatte, und der nun nach Hause ging. Er sprach zu ihm: „Wenn Du mir eine Zeit lang mein Geld tragen und mich nicht verrathen willst, so sollst Du die Hälfte abhaben.“ Da nahm ihm Dummhans das Geld ab, und der Dieb lief weiter. Bald kamen die Leute, die ihm nachsetzten, und fragten Hans, ob er auch einen Dieb gesehen habe? — „Nein,“ sagte der, „einen Dieb hab' ich nicht gesehen, aber der Teufel sauste eben hier vorbei und sagte, er würde allen den Hals umdrehen, die ihm nachkämen.“ Da dachten die Leute, es wäre doch besser, wenn sie umkehrten. Dummhans aber ging ruhig mit seinem Gelde nach Hause.

Am andern Morgen kam der Dieb, und sie wollten theilen. Da schickte Dummhans zu seinem Nachbar und ließ ihn um ein Kannenmaß bitten; er wolle nur sein Geld darin aufmessen, ließ er sagen. Der Nachbar fing an zu lachen und sagte: „Dummhans will wohl Kartoffeln ausmessen;“ doch schickte er ihm das Kannenmaß. Als Dummhans es aber zurücksandte und der Bauer nun nachsah und in den Fugen noch ein paar Vierschillingsstücke entdeckte, lief er zu den andern Bauern und erzählte ihnen, Dummhans sei mit einem Male so reich geworden, daß er sein Geld mit Kannen messen müsse. Und sie kamen alle zu Dummhans und fragten ihn, wie er zu dem vielen Gelde käme. Dummhans antwortete, so und so, sein Nachbar hätte ihm ja die Kuh todtgeschossen, da hätte er die Haut verkauft und für die hätten sie ihm so viel gegeben. Da wollten alle Bauern auch einen solchen Handel machen, schlugen alle ihre Kühe und Ochsen todt und brachten die Häute zu Markte und forderten für jede Haut wenigstens hundert Thaler. Aber sie konnten nicht mehr als den gewöhnlichen Preis be-

kommen, und die Kaufleute meinten, sie wollten sie zum Narren haben, und gaben ihnen noch Prügel in den Kauf.

Da kamen die Bauern voller Zorn über Dummhans nach Hause und beredeten sich, daß sie ihn in der Nacht umbringen wollten. Dummhans aber merkte, daß sie etwas der Art gegen ihn vor hätten. Darum legte er Abends seine alte Großmutter vorne in's Bett, er selbst aber legte sich hinten hin. Da kamen nun Nachts die Bauern in's Haus mit Aexten und Knitteln und schlugen die alte Großmutter todt, meinten aber, sie hätten Dummhans den Rest gegeben.

Dummhans stand am folgenden Morgen auf und lud Aepfel auf den Wagen, aber seine alte Großmutter nahm er auch mit und setzte sie auf den Stuhl, als ob sie noch lebte. So fuhr er zu Markte und ließ den Wagen mit den Aepfeln auf dem Markte stehen, er selbst aber ging in ein Wirthshaus, legte sich zum Fenster hinaus und paßte auf. Bald kamen ein paar Juden und fragten: „Mutter, was sollen die Aepfel kosten?“ Die alte Großmutter aber saß ganz steif und sagte nichts. Die Juden fragten noch einmal und zum dritten Male. Da wurde der Eine ärgerlich und stieß sie mit seinem Stocke an und rief: „He, Mutter!“ Sie aber fiel vorn über und vom Wagen hinunter. Da kam Dummhans aus dem Wirthshaus gelaufen und schrie, die Juden hätten ihm seine Großmutter todtgeschlagen. Das sollte ihnen nach einer Stunde schlimm ergehen, er werde hingehen und sie verklagen. Da geriethen die Juden so in Angst und Noth, daß sie Dummhans viel Geld boten, wenn er nur schweigen wollte. Damit war dieser zufrieden, und die Juden gaben ihm zweihundert Thaler, und darauf begrub er seine alte Großmutter und fuhr nach Hause.

Als die Bauern nun sahen, daß ihr Dummhans noch lebte, da verwunderten sie sich und fragten ihn: „Haben wir Dich denn

nicht todtgeschlagen?" — Dummhans antwortete: „Was solltet Ihr wohl! Ihr habt meine alte Großmutter todtgeschlagen, und damit habe ich ein gutes Geschäft gemacht. Ich habe sie zu Markte gebracht und habe zweihundert Thaler für sie gekriegt." Da verwunderten sich die Bauern noch mehr und beschlossen, weil es noch viele alte Weiber im Dorfe gäbe, so wollten sie dieselben alle todtschlagen und zu Markte bringen und verkaufen. Als sie aber mit den alten Frauen auf den Markt kamen und die Leute fragten: „Was habt Ihr da zu verkaufen?" und die Bauern antworteten: „Todte Großmütter!" da ging es wie ein Lauffeuer durch den Ort, die Bauern hätten ihre Großmütter todtgeschlagen, und der Vogt bekam es zu wissen und wollte die Bauern festsetzen. Da mußten sie schweres Geld geben, daß sie nur wieder loskamen, und mußten machen, daß sie wieder nach Hause gelangten.

Nun aber waren die Bauern so böse auf Dummhans, daß sie ihn sogleich aus der Welt zu schaffen beschlossen. Sie wollten ihn aber ersäufen. Sobald sie daher nach Hause kamen, ergriffen sie ihn, steckten ihn in eine Tonne und fuhren mit ihm los bis an den Teich. Da setzten sie die Tonne nieder, gingen erst noch einmal ins Wirthshaus und nahmen sich einen. Aber Hans saß immer in der Tonne und rief: „Ich soll die Königstochter haben und will nicht! Ich soll die Königstochter haben und mag sie nicht!" Der Schafhirte trieb da mit seiner Heerde vorüber und hörte Hans rufen. Da sagte er: „Wenn Du nicht willst, so will ich es gern; kann ich nicht die Königstochter kriegen?" — „Ja," sagte Hans, „das kannst Du, aber dann mußt Du mich herauslassen und hier in die Tonne kriechen." Da kriegte der Schafhirte ihn heraus und stieg selber hinein, und als die Bauern kamen, schrie er: „Laßt mich hinaus, ich will ja die Königstochter haben." Aber die Bauern

hörten nicht darauf und warfen ihn mit der Tonne in den Fischteich. „So," sagten sie, „nun sind wir ihn los," und gingen in's Dorf zurück.

Abends aber trieb Hans seine Heerde herein; da verwunderten sie sich und fragten: „Hans, wo kommst Du her, und wie bist Du zu den Schafen gekommen?" — Hans antwortete: „Ihr habt mich in den Teich geworfen, da habe ich mir die Schafe herausgeholt; der Teich ist unten ganz voll davon." Das wollten die Bauern nicht glauben. Aber am andern Tage gingen sie alle mit Hans an den Teich. Da spiegelten sich die kleinen Wolken darin, die man Lämmlein nennt. Da sagte Hans: „Seht Ihr wohl, daß ich Recht habe?" Da wollten die Bauern sich auch Schafe holen, jeder eine Heerde. Hansen sein reicher Nachbar aber sagte: „Ich will zuerst in den Teich," und sprang hinein. Gleich ging ihm das Wasser über den Kopf, aber er kam noch einmal in die Höhe und rief: „Blubbeleblubb! Blubbeleblubb!" — „Was sagt er?" fragten die Bauern. — „Er sagt," antwortete Hans, „er habe schon einen schönen Bock beim Kopfe, Ihr sollt ihm helfen." Da sprangen alle Bauern in ihrer Hast hinterdrein und ertranken wie die Ratzen. Und so war nun das ganze Dorf ausgestorben, und Hans war der einzige Erbe, und von der Zeit an, war er ein reicher Mann; denn ihm gehörte das ganze Dorf, und er lebte alle seine Tage herrlich und in Freuden, und wenn er noch nicht ausgelebt hat, so lebt er noch heute.

6.

Pumpfut*).

Einſt kam Pumpfut in ein Dorf, wo kurz vorher dem Amtmann Haus und Scheune abgebrannt waren. Als nun Pumpfut im Kruge ſaß und von dieſem Unglücksfall erfuhr, ſagte er: „Ei das wäre für ein Billiges wiederherzuſtellen, und das könnte ich.“ Dieſe Worte wurden dem Amtmann hinterbracht, und da man glaubte, es wäre ein Baumeiſter, ſo ließ ihn der Amtmann zu ſich rufen. Pumpfut kam, der Amtmann redete mit ihm wegen ſeiner Gebäude, und Beide kamen endlich überein, daß Pumpfut Alles für zweihundert Thaler wiederherſtellen ſollte. Dieſer ließ ſich darauf hundert Thaler Vorſchuß geben, indem er vorgab, Holz dafür kaufen und Arbeiter dingen zu wollen. Als er aber das Geld in der Taſche hatte, ging er hin in's Wirthshaus, ließ ſich alles Gute und Theure, was es in der Umgegend gab, auftragen und lud auch mehrere junge Leute ein, mit ihm zu eſſen und zu trinken. So trieb er es, bis das Geld durchgebracht war. Da ging er hin zum Amtmann und begehrte einen neuen Vorſchuß. Doch der Amtmann war ungehalten und ſprach: „Ihr habt nun das Geld durchgebracht und wollt mich, der ich doch ſchon Unglück genug gehabt habe, zum armen Manne machen. Alles, was ich Euch als Vorſchuß gab, habt Ihr vergeudet, ſtatt, wie Ihr ſagtet, Holz dafür zu kaufen, und nun verlangt Ihr mehr, um es damit ebenſo zu machen. Pumpfut aber erwiderte: „Tragt keine Sorge. Ich habe Euch verſprochen, Alles wieder aufzubauen für den Preis, über welchen wir uns geinigt haben, und ich werde

*) Pumpfut iſt ein koboldartiges Weſen in der Mark, welches, wie die folgenden Geſchichtchen zeigen werden, Züge von Rübezahl und von Doctor Fauſt und zugleich Züge von Eulenſpiegel hat.

ehrlich mein Wort halten.“ Da er nun nicht abließ, dem Amtmann zuzureden und dieser doch auch sonst die übrigen hundert Thaler hätte hergeben müssen, gab ihm der noch fünfzig, doch mußte Pumpfut jetzt gleich den Tag nennen, an welchem er die Gebäude fertig haben wollte.

Mit diesen fünfzig Thalern ging Pumpfut nun abermals in's Wirthshaus und verpraßte sie gleichfalls. Als aber die Zeit herankam, in welcher er sein Versprechen wahr gemacht haben sollte, da war weder Holz noch Stein da, und kein Arbeiter ließ sich sehen. Der Amtmann schickte deshalb Leute zu ihm, die ihn an die Erfüllung seines Versprechens mahnen sollten, er werde ihn sonst belangen. Aber Pumpfut ließ sich in seiner Vergnügtheit nicht stören und schwelgte ruhig weiter.

Endlich, als er des Dinges müde war, machte er sich auf, ging zum Amtmann und sagte: „Morgen ist Alles fertig, darum haltet hübsch den Richtschmaus bereit.“ Der Amtmann schlug halb ärgerlich, halb höhnisch eine laute Lache auf und schloß sich in seine Stube ein, um darüber nachzudenken, wie er den Betrüger zur Rechenschaft ziehen und wieder zu seinem Gelde kommen könnte. In der Nacht aber wurde er von einem Geräusche munter, er ging an's Fenster und sah, wie die Bauplätze von Arbeitern wimmelten. Hier legten Maurer den Grund, dort fügten Zimmerleute die Balken ein, und Pumpfut war überall dabei und mitten drin. Von Zeit zu Zeit flogen noch mehr Arbeiter aus der Luft herbei und brachten Balken und Steine und Mörtel gleich mit. Als der Amtmann das sah, weckte er rasch seine Frau, damit sie den Richtschmaus für den nächsten Tag zurecht mache; denn bis jetzt war noch gar nichts vorbereitet, weil der Amtmann nicht geglaubt hatte, Pumpfut werde seine Zusage halten. Als nun der Morgen kam, waren die Bauleute allesammt verschwunden, aber Haus, Stall und

Scheune waren fertig bis auf den Dachdecker. Nicht lange, so trat auch Pumpfut beim Amtmann herein, fragte, ob er nun sein Versprechen gehalten habe, und verlangte den Richtschmaus. Da ließ der Amtmann eine große Tafel aufschlagen, und als es Mittag wurde, kam Pumpfut wieder und setzte sich oben an. Arbeiter aber erschienen zu dem Schmause keine. Das wunderte den Amtmann, und er merkte nun, daß dieser Baumeister nicht auf natürliche Art gebaut hatte. Obschon aber außer Pumpfut niemand am Tische saß, wurden die Teller und Schüsseln doch leer, und die Dienstleute des Amtmanns hatten Mühe, immer rasch herbeizuschaffen, was fehlte, und obschon sie Keinen sahen, hörten sie doch die Löffel und Teller klingen und die Messer und Gabeln klirren. Endlich stand Pumpfut auf, ließ sich von dem Amtmann die noch übrigen fünfzig Thaler auszahlen, wofür ihm in der folgenden Nacht die Gebäude gedeckt werden sollten, und ging wieder in's Wirthshaus. Hier vertrank er alles, was er erhalten hatte und zog dann weiter. Die Gebäude bekamen aber richtig in der nächsten Nacht jedes sein Dach.

Ein ander Mal kam Pumpfut in eine Wassermühle, die in einem Gehölze lag. Hier kehrte er als reisender Müllergeselle ein und erbat sich nach dem Brauche ein Mittagsbrot. Der Meister der Mühle war über Land gegangen, der Bescheider war bei der Arbeit, und so befand sich im Hause nur die Frau. Die aber nahm ihn sehr kühl auf und setzte ihm zum Essen blos Kartoffeln mit Butter auf, obwohl sie im Ofen einen Gänsebraten stehen hatte. Pumpfut, dem der Duft des Bratens in die Nase stieg, fragte die Frau, ob sie außer den Kartoffeln nicht noch etwas Anderes habe, sie wären nicht gerade sein Leibessen; aber die Müllerin erwiderte, sie hätte für ihn nichts Besseres. Das ärgerte ihn, und als er ein Weniges genossen hatte, schlich er sich still fort und gedachte sich zu rächen. Aus dem Hause ging

er in die Mühle, unterhielt sich hier eine Weile mit dem Beſcheider über den Bau derſelben, ſchalt nebenbei über den Geiz der Frau und zog dann weiter. Kaum war er fort, ſo bemerkte der Beſcheider, daß der obere Stein des Läufers aus dem Rade fort war. Er konnte ſich das nicht erklären; denn war der Stein geſprungen, ſo mußten doch die Stücke daliegen; aber bald beſann er ſich, und es fiel ihm ein, daß der Feierburſch, der ſoeben auf die Meiſterin geſchimpft hatte, am Ende Pumpfut geweſen wäre, von deſſen böſen Streichen er ſchon Allerlei gehört hatte. Darum ging er ſchnell in's Haus und erzählte der Müllerin, was vorgegangen war, indem er zugleich fragte, wie ſie wohl den Feierburſchen, der ſoeben weggegangen, bewirthet habe. Da erzählte ihm die Frau, wie ſie den Burſchen abgeſpeiſt, und was er ihr geſagt habe, und ſogleich wußte er Beſcheid: der Feierburſche war kein Andrer als Pumpfut geweſen. Wie ſie aber noch mit einander ſprachen, hörten ſie über dem Heerde ein gewaltiges Raſſeln und Schnurren, und als ſie hinauf ſahen, da hing der Läufer auf dem Schornſtein und drehte ſich ganz munter herum, als ob der Läufer der Bodenſtein und das Haus der Mehlkaſten wäre. Nun fing die Frau an zu klagen und zu verzagen und bat den Beſcheider, doch ja dem Feierburſchen flink nachzulaufen und ihn zu bitten, daß er wiederkomme und den Schaden wieder gut mache, ſie wolle inzwiſchen auftragen, was ſie habe, und er ſolle ſo gut bewirthet werden, als es ihr nur möglich ſei. Der Beſcheider ging denn auch fort, und nach einer Weile fand er den Feierburſchen im Gebüſche liegend. „Bruder," rief er ihm zu, „komm geſchwind wieder mit zurück; die Meiſterin wird Dich jetzt beſſer bewirthen, aber mache auch den Schaden wieder gut." Pumpfut ließ ſich erſt ein Weilchen nöthigen, endlich aber ſtand er auf und ging mit dem Beſcheider nach der Mühle

zurück. Hier aß und trank er erst, bis er nicht mehr konnte. Dann schickte er den Bescheider nach der Mühle und hieß ihn anschützen, und siehe da, es war Alles in der Ordnung.

Wieder ein ander Mal kam Pumpfut an eine Wassermühle und bat sich als reisender Müllerbursch das übliche Geschenk aus. Der Bescheider und die Gesellen waren eben dabei, eine Welle auszuarbeiten, die denn auch schon ziemlich weit gediehen war, so daß nur noch die Fugen des Kammrades auszustemmen waren. Die Leute hatten gerade Frühstückszeit gemacht und ließen dabei die Flasche herumgehen. Dabei dachten sie aber nicht daran, Pumpfut einen Trunk daraus anzubieten, obwohl er dem sehr willkommen gewesen wäre. Pumpfut sah ihnen eine Weile zu, bis sie wieder an die Welle gingen, dann empfahl er sich und rief nur noch dem Bescheider die Worte zu: „Bruder, arbeite Deine Welle auch richtig.“ Der Bescheider dachte sich dabei nichts Arges, stemmte mit den Andern fort und maß endlich die Welle noch einmal nach. Aber er maß und maß, besah seinen Zollstock und maß wieder: die Welle war um drei Fuß zu kurz und blieb so. Jetzt fielen ihm die Abschiedsworte des wandernden Burschen ein, wie der Wind hatte er seinen Rock an und war auf und davon, dem Pumpfut nach; denn daß der und kein Anderer bei ihm gewesen war, das war ihm schnell deutlich geworden. Endlich, nachdem er wohl zwei Meilen weit gelaufen war, traf er Pumpfut in einem Dorfe, als er eben im Begriffe war, einzukehren. Er bat ihn nun, mit ihm zurückzugehen und ihnen bei Anfertigung der Welle beizustehen. Pumpfut stellte sich Anfangs unwillig und fuhr heraus: „Warum hast Du denn nicht den Mund aufgethan, als ich noch da war?“ Allein der Bescheider wußte ihn durch freundliches Zureden zu besänftigen und brachte es dahin, daß er wieder mit ihm nach der Mühle ging. Als sie nun vor dieser wieder angelangt

waren, brachte der Beſcheider eine große Flaſche mit Doppeltem hervor und trank Pumpfut tüchtig zu, und nachdem er das eine Weile gethan hatte, rückte er mit der Klage heraus, daß ſeine Welle zu kurz ſei. Pumpfut ſagte: „Miß noch einmal, daß ich es auch ſehe.“ Der Beſcheider maß, und richtig, die Welle war um drei Fuß zu kurz. „Gut denn,“ ſagte Pumpfut, „faſſe die Welle an dem einen Ende an, ich will es an dem andern thun, ſo wollen wir ſie ausrecken.“ So thaten ſie denn, und ſiehe da, es half: die Welle hatte wieder ihre gehörige Länge.

Einſt arbeitete Pumpfut als Beſcheider auf einer Waſſermühle. Der Meiſter war aber ausgegangen und die Frau allein im Hauſe. Als es nun Abend war, wollte dieſe das Abendeſſen kochen, hatte aber kein klein gehacktes Holz. Da ging ſie zu Pumpfut in die Mühle und bat ihn, er möge doch kommen und ein wenig Holz klein hauen, ihr Mann ſei nicht da und auch ſonſt niemand im Hauſe, der es thun könne. Pumpfut ſagte, ja, das ſolle geſchehen. In dem Augenblicke aber erhob ſich ſchon ein Knacken und Krachen in dem Räderwerke, daß das Getriebe zerbrach und die Kämme aus dem großen Kammrade ſtückweiſe herunterfielen. Die warf ihr Pumpfut hin und ſagte: „Das wird wohl zu heut Abend genug ſein.“ Die Frau aber war zuerſt ganz beſtürzt über den großen Schaden, und als ſie ſich von ihrem Schrecken ein wenig erholt hatte, rief ſie ein Mal über das andere: „Ach Gott, welch ein Unglück! Was wird mein Mann ſagen!“ — „Kleinholz! Kleinholz!“ rief Pumpfut, „ich habe Euch ja nur geſchafft, was Ihr haben wolltet. Nun, geht nur ruhig hin und kocht Euer Abendeſſen.“ Darauf ging er in die Scheune und holte ein Bund Stroh, deſſen Aehren er in die Löcher ſteckte, in denen die Kämme geſeſſen hatten, wogegen er die ausgebrochnen Stücke des Getriebes durch die Halme erſetzte. Darauf ſchützte er wieder

an, und die Mühle ging so gut und noch besser als vorher. Als der Meister nun nach Hause kam, erzählte ihm die Frau sogleich, was geschehen war. Da lief er schnell in seine Mühle, um zu sehen, ob die Strohähren wirklich in dem Rade steckten, und ob es auch Mehl gebe. Aber statt dessen fand er ganz neue Kämme und ein ganz neues Getriebe. Da merkte er, daß es mit seinem Bescheider nicht richtig sei, und daß es Pumpfut sein müsse.

Als Feierbursche kam Pumpfut einmal in eine Windmühle in einem Dorfe. Der Bescheider hatte gerade die Steine aufgehoben und wollte sie schärfen. „Guten Tag, Bescheider," rief Pumpfut, „ist's erlaubt, scharf zu machen." — „Wenn's gefällig ist," antwortete der Bescheider und reichte ihm eine Spitzhaue. Sogleich machte sich Pumpfut bereit und begann. Als er aber eine Weile gehauen hatte, fragte er: „Bruder, hast Du keinen Trunk zur Erfrischung, ich kann ohne etwas zu trinken nicht gut arbeiten." — „Warte die Zeit ab," antwortete Jener, „wenn Du fertig bist sollst Du einen Trunk bekommen." — „So lange warte ich nicht," rief Pumpfut trotzig, „ich werde da scharf machen, wo es einen giebt." Mit diesen Worten zog er den Stiel aus der Spitzhaue, steckte ihn in das Loch des Läufers, den er gerade bearbeitete, hob sich den Stein auf die Achsel und ging damit nach dem Wirthshause. Hier setzte er den Stein vor die Thür nieder, ließ sich einen guten Trunk reichen und dachte nicht wieder an den Stein. Der Bescheider aber kam ihm bald nach; denn ihm wurde um seinen Läufer bange. Er bat Pumpfut, ihm doch den Stein wieder heim zu tragen; denn das hätten sonst wohl sechs Mann nicht fertig gebracht, und bezahlte die ganze Zeche. Das ließ sich Pumpfut gefallen, nahm den Stein wieder auf den Nacken, brachte ihn an Ort und Stelle und ermahnte nun den Bescheider, künftig

gegen die Leute hübsch freundlich zu sein und eine solche Kleinigkeit wie einen Trunk vor der Zeit nicht zu verweigern.

Einst kam Pumpfut nach einer Wassermühle, welche zehn Gänge hatte. Den zehnten aber benutzte der Teufel, um darauf Pferdekoth zu mahlen. Da bat der Müller Pumpfut, ob er nicht den Teufel bannen und den Gang frei machen wolle. Pumpfut versprach dieß und ging in den Gang, um mit dem Teufel zu unterhandeln. Der Teufel ließ sich auch willig finden, aus dem Gange zu weichen. Doch mußte ihm Pumpfut das Versprechen geben, ein Jahr lang weder Branntwein noch sonst ein starkes Getränk zu sich zu nehmen. Pumpfut gab dieses Versprechen, der Gang stand still, und Pumpfut ging seiner Wege. Einen Tag vor Ablauf der Frist kam er aber wieder, und die Bescheider und Mühlburschen, welche auf den andern Gängen arbeiteten, nahmen ihn freundlich auf und boten ihm auch einen Trunk an. Pumpfut war von dem weiten Wege matt und von der Hitze durstig geworden, er vergaß seinen Pakt, und als er eben wieder zur Mühle heraustrat, drehte ihm der Teufel das Genick um.

Nahe verwandt mit diesem Wohlgefallen am Necken und Aeffen der Leute ist der Humor, welcher einen großen Theil der Streiche erfunden oder gefärbt hat, die Doctor Faust, gleichsam Eulenspiegel als Zauberer, hier und dort der Menschheit gespielt haben soll. Ich erwähne nur kurz, wie er am Hofe des Kaisers einem Ritter und Freiherrn, der zur Mittagszeit aus dem Fenster sehend eingeschlafen ist, ein Hirschgeweih auf den Kopf zaubert, und wie er zu Gotha einem Bauern sein Fuder Heu sammt Wagen und Pferden auffrißt. Ein paar andere Schwänke aber will ich vollständig mittheilen.

Einst spazierte Faust zu Cöln mit einem guten Bekannten

herum, und wie sie so mit einander schwatzten, begegnete ihnen ein Pfaffe, der eilte der Kirche zu und hatte sein Brevier, welches fein mit silbernen Buckeln beschlagen war, in der Hand. Faust fand Gefallen an dem Büchlein, und er dachte, du kannst bei einem andern ein Deogratias damit verdienen, und so sagte er zu seinem Gesellen: „Schau, schau den Pfaffen, was für ein geistliches Gebetbuch hat er in der Hand, wo Schellen die Responsoria geben.“ Dieß hört der Pfaffe, sieht auf sein Buch und wird gewahr, daß es ein Kartenspiel ist. Es ist nur eine Verblendung. Der Pfaffe aber hat soeben zu Hause Karte gespielt und meint, er habe in der Eile unversehens statt des Breviers die Karte ergriffen, wirft infolge dessen zornig das Brevier weg und geht brummend seines Weges. Faustus aber und sein Gesell lachten ihn aus, hoben das Buch auf und ließen den Pfaffen laufen und sich ein anderes Brevier kaufen.

Ein ander Mal zechte Doctor Faust in einem Wirthshause, darinnen die Tische voll Bauern waren, die zu viel Wein zu sich genommen hatten und deshalb mit Singen und Schreien ein solches Getümmel anhuben, daß Keiner sein eigen Wort davor hören konnte, wie die jungen Wölfe, wenn sie hungrig sind und nichts zu fressen haben. Doctor Faust sagte zu denen, die ihn eingeladen hatten: „Habt Acht, ich will ihnen das bald wehren.“ Als nun die Bauern immer mehr schrien und sangen, verzauberte er sie, daß allen Bauern das Maul auf das allerweiteste offen stand und es keiner mehr zubringen konnte. Und wie ein Jeder saß oder sich damals gerade geberdete, so erstarrten ihm die Glieder. Da hätte eins sein Wunder gesehen, wie sich die Bauern so affengaukelisch stellten. Einer hatte die Hand aufgehoben mit dem Glase und wollte es seinem Gevatter Uli bringen und saß da mit erstarrtem Arme und aufgesperrtem

Rachen, als wenn ihm Gott nicht mehr helfen wollte. Ein Anderer hatte sich seinem Nachbar zugewendet, um mit ihm zu sprechen, der Mund stand ihm offen, und er sah jenen so freundlich an wie eine Liebste. Einen hatte ein Floh in die Seite gestochen, der wollte jenen auslachen, das stand ihm aber bei seinem verzognen Maule so holdselig, daß man, mochte man wollen oder nicht, aus Erbarmen mit ihm lachen mußte. Da wurde es bald ganz still. Als die andere Gesellschaft genug gelacht hatte, sagte Faust, wenn Einer nach dem Andern zur Stube hinausginge, würde ihnen geholfen sein. Da hätte eins gesehen, daß da unter ihnen nicht viel Kappenrückens und Handküssens getrieben wurde, welcher dem Andern die Ehre des Vortritts lassen sollte. Welchem es aber so gut wurde, daß er zeitig vor die Thür kam, der begehrte nicht wieder in die Stube.

Einmal richtete sich Faust ein schönes herrliches Pferd zu, mit diesem ritt er auf einen Jahrmarkt, Pfeiffering genannt, und dort hatte er bald viele Leute um sich, die das Pferd kaufen wollten. Zuletzt wurde er es um vierzig Gulden los, nachdem er zuvor dem Roßtäuscher gesagt, er solle das Pferd über keine Tränke reiten. Der Roßtäuscher aber wollte sehen, was er damit meinte, und ritt in eine Schwemme; da verschwand ihm das Pferd, und er saß auf einem Bündel Stroh, sodaß er beinahe ertrunken wäre. Der Käufer wußte nun noch, wo sein Verkäufer Herberge genommen hatte, ging zornig dahin und fand Faustum schlafend und schnarchend auf seinem Bette. Der Roßtäuscher nahm ihn beim Fuße und wollte ihn herabziehen, da aber ging ihm der Fuß aus dem Hintern, und der Roßtäuscher fiel damit in die Stube. Da fing der Doctor an Mordio zu schreien, dem Roßtäuscher wurde Angst, er ergriff die Flucht und machte sich aus dem Staube, indem er nicht anders ver-

meinte, als daß er ihm das Bein aus dem Hintern gerissen hätte.

Man sagte ehedem, ein Unhold und Zauberer werde in einem Jahre nicht um drei Heller reicher. Das widerfuhr dem Doctor Faust ebenfalls. So wollte er einmal mit guten Gesellen bankettiren, ohne bei Gelde zu sein, und so sah er sich veranlaßt, bei den Juden Geld aufzunehmen. Er lieh sich bei einem derselben sechzig Thaler auf einen Monat. Als nun die Zeit abgelaufen war, und der Jude sein Geld sammt den Interessen erwartete, der Doctor aber nicht im Sinne hatte, ihm etwas zu bezahlen, kommt der Jude endlich zu ihm in's Haus und mahnt ihn. Faust aber sagt zu ihm: „Jud, ich habe kein Geld und weiß auch keins aufzutreiben. Damit Du aber der Bezahlung sicher seist, will ich mir ein Glied, einen Arm oder Schenkel abschneiden und Dir zum Unterpfand lassen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Du mir, sofern ich zu Gelde komme und Dich wieder bezahlen kann, mein Glied wieder zustellen wollest. Der Jude, der ohnedies ein Christenfeind war, gedachte bei sich selber, das müßte doch ein verwegner Mann sein, der seine Glieder zum Pfande setzen wollte, und war deshalb mit dem Pfande zufrieden. Da nahm Doctor Faust eine Säge, schnitt sich das Bein damit ab und gab es dem Juden mit der Bedingung, er solle ihm den Schenkel wohl aufheben, damit er ihn zurückerstatten könne, wenn er sein Geld wieder bekäme. Er wolle sich ihn schon wieder ansetzen. Der Jude war mit diesem Contracte wohl zufrieden und zog mit dem Beine des Doctors ab. Indeß überlegte er sich die Sache nach einer Weile. Das Bein war schwer und machte ihn müde, daneben gedachte er: Was hilft mir ein Schelmenbein? Trage ich's heim, so wird es stinkend, auch wird sich's nicht gut wieder anheilen lassen, und ist es auch ein so schweres Pfand,

daß er sich nicht höher hätte verpflichten können, es wird mir doch nicht mehr dafür. Mit solchen und andern Gedanken geht dieser Jude über einen Steg, und da wirft er den Fuß hinein. Doctor Faustus wußte das aber gar wohl, und so schickte er nach drei Tagen zu dem Juden, er wolle ihn bezahlen. Der Jude kommt, Faust fragt, wo er das Pfand habe, er solle es ihm wieder zustellen, dann wolle er ihn bezahlen. Der Jude sagt, weil es niemand nichts genützt hätte, so hätte er es weggeworfen. Doctor Faustus aber wollte durchaus seinen Schenkel wieder haben; kurzum, wollte der Jude von ihm loskommen, so mußte er ihm noch sechzig Thaler dazugeben.

Daß auch mehrere Legenden vom Volkshumor einen derbkomischen Anstrich bekommen haben, ist bereits wiederholt hervorgehoben worden. Als Proben mögen die folgenden beiden dienen. Deren mythischer Kern geht uns hier nichts an, da der Witz des Volkes von diesem nichts weiß. Die erste, aus dem Frickthal stammend, ist der Rochholzschen Sammlung, die zweite der Grimmschen nacherzählt.

I.

Sanct Petrus mit der Geige.

Es war Nachmittags am Erntefest. Die Leute ruhten von der Schnitterwoche aus, man saß in den Wirthshäusern beim Weine, und allenthalben war Musik und Tanz. Da kam Sanct Peter von der Kirche her, wo er gerade Kinderlehre gehalten und sich recht müde und trocken geredet hatte. Als er nun auf die heiße Straße hinaustrat, fiel es ihm schwer, den weiten Weg ohne Erquickung wieder heimzugehen, und er hätte gern

auch sein Theil an dem allgemeinen Vergnügen gehabt. Da fiel ihm ein, daß er am Hause des Herrn Jesus vorbei mußte, und er dachte: „Den wirst du zu einem Spaziergange abholen, da findet sich wohl Gelegenheit, wo einzukehren.“ Er blieb also vor dem Hause stehen und klopfte an's Fenster. Der Herr saß hinter seinem Tische, hatte das Evangelium des Sonntags sammt der Epistel gelesen, und weil er damit gerade fertig war, so stellte er das Buch auf den Sims und fragte freundlich zum Fenster hinaus, wie die Kinderlehre abgelaufen sei. „Ganz gut,“ sagte der Jünger, „aber sieh doch, wie schön das Wetter heute ist; wollen wir nicht mit einander ein wenig spazieren gehen?“ — „Wie Du willst,“ erwiderte der Herr und zog sich an, um mitzugehen.

So gingen sie denn mitsammen die Landstraße hinunter, und der Herr lehrte dabei nach seiner Gewohnheit aus der Schrift, wo es heißt: Du sollst den Sonntag heiligen. Ueber solchen Reden verstrich die Zeit, und es wurde Abend. Da rieth der Herr, als sie an die Wegscheide gekommen waren, zur Heimkehr. Sanct Peter aber wußte, daß der Weg zur Linken nach einem Wirthshause im Walde führte, und weil ihn der Spaziergang auf der schattenlosen Straße noch durstiger gemacht hatte, verstellte er sich und sagte: „Herr, laß uns da links gehen, dieser Weg ist kühl und schattig, und im Walde singen die Vögel so schön.“ — „Wie Du willst,“ antwortete der Herr, und sie gingen den Weg zur Linken.

Und wie sie so am Rande des Waldes hinschritten und den Vögeln zuhörten, gedachte der Herr abermals eines Bibelverses und sprach: „Kauft man nicht drei Sperlinge um einen Heller?“ Aber während er das noch auslegte, hörten sie einen wüsten Lärm, der immer schlimmer wurde, je weiter sie in den Wald hineinkamen, und zuletzt hatten sie ein Wirthshaus vor

sich, vor dem eine Menge betrunkener Bauern saßen, welche mit lautem Getöse spielten und zechten.

„Herr," sagte Petrus, „wie ist's doch heute so heiß! Wie wäre es, wenn wir uns hier unter diesen fröhlichen Leuten ein Weilchen ausruhten. Steht doch auch in der Schrift zu lesen: Es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein." — „Ei, Peter," versetzte der Herr darauf und drohte ihm mit dem Finger. „Freilich heißt es so, aber für die Kinder Gottes. Für die Kinder dieser Welt aber sagt ein Sprichwort: einem Fuder Heu und einem betrunkenen Bauern muß man aus dem Wege gehen. Doch wie Du willst."

Der Jünger machte sich diese Nachgiebigkeit des Meisters sogleich zu nutze. Derselbe hatte noch nicht ausgeredet, als er ihn stehen ließ und mit großen Schritten auf die Schenke zustieg. Das mißfiel dem Herrn, und so dachte er, der sollte einen Denkzettel haben, und so geschah, als Sanct Peter auf die Schwelle des Hauses trat, ein Wunder: ohne daß er's merkte, hing ihm plötzlich eine Geige auf dem Rücken. Wie er nun in die Zechstube trat, erhob das Volk dort wie aus einem Halse ein lautes Jubelgeschrei. Schnell schoben sie die Bänke zurück, kriegten die Mädchen bei der Hand, stampften mit den Absätzen und riefen dem Spielmann mit der Geige zu, er solle sogleich zum Tanze aufspielen. Es half nichts, daß Sanct Peter versicherte, er sei gar kein Spielmann und habe sein Lebtag keine Fiedel in der Hand gehabt. Sie rissen ihm die Geige vom Rücken und zeigten sie ihm, dann drängten sie ihn in einen Winkel und befahlen ihm aufzuspielen, sonst erginge es ihm schlimm. Sanct Peter verwunderte sich sehr über die Geige und dachte, ein Spaßvogel habe sie ihm heimlich angehängt. Als er sich aber weiter weigerte, Musik zu machen, wurden die Burschen grob, und so mußte er's versuchen. Er begann

daher mit dem Fiedelbogen drauflos zu ſtreichen, daß ihm von der Arbeit und der Angſt Schweißtropfen ſo groß wie die Haſelnüſſe von der Stirne fielen. Als aber gar nichts dabei herauskam, was wie ein Tanz klang, geboten ihm die Bauern Ruhe und verwieſen ihn an einen Tiſch hinterm Ofen, wo er allerhand Stichelreden und Spöttereien hören mußte. Die einen ſagten, er geige mit Abſicht ſchlecht, und dafür ſollte man ihm den Heimweg gehörig verſalzen, die andern meinten, er ſei ein Pfuſcher, und das müſſe ihm ſogleich mit grober Münze bezahlt werden. Alle tranken ihm ſpöttiſch zu, verboten aber dem Wirthe, ihm auch nur ein Glas einzuſchenken. So ſaß er da voll Angſt und Durſt und dachte: „Wenn doch nur der Herr käme;“ denn der war bis jetzt noch nicht in der Stube erſchienen. Endlich trat er ein und ſah ſeinen Jünger betrübt hinterm Ofen ſitzen. „O Herr,“ ſagte dieſer leiſe, „ob wir wollen oder nicht, wir müſſen heute hier über Nacht bleiben. Denn draußen iſt's ſchon finſter, und die Bauern wollen uns im Walde mit Knütteln zu Leibe und uns auf dem Felde mit Steinen werfen. Bitte daher den Wirth um einen Schoppen zur Nachtzehrung, damit er uns im Hauſe behält und ein Bette hergiebt.“ Auch dießmal ſagte der Herr: „Wie Du willſt,“ und ſo gingen ſie zu Bette.

Als ſie nun die Stiege hinaufkamen und in ihre Kammer traten, fanden ſie da nur ein einziges Bette an der Wand, und ſo mußten ſie zuſammen ſchlafen. Da ſagte Petrus: „Herr, das Gliederreißen, das ich mir beim Fiſchfang zugezogen habe, macht mir unruhigen Schlaf; darum wirſt Du wohlthun, Dich hinter an die Wand zu legen und mir zu erlauben, daß ich auf der Vorderſeite bleibe.“ Der Herr antwortete: „Wie Du willſt, ſchlafe Du vorne, ſo will ich mich hinten hinlegen.“

Als ſie nun eingeſchlafen waren, hatten die Bauern unten

in der Wirthsstube weiter gezecht und der Geiger saß ihnen noch immer im Kopfe. „Der Lügenhals," sagten sie, „der die Geige auf dem Rücken hat und noch nie eine Geige angerührt haben will! Wahrhaftig, dem sollte noch ein hagebüchener Schlaftrunk eingeschenkt werden." Und gesagt, gethan: sie stürmten in die Kammer, wo die Beiden schliefen, hinauf, griffen den Vornliegenden, rissen ihn aus dem Bette und bearbeiteten ihn eine Weile nach Leibeskräften, worauf sie ihn liegen ließen und fortgingen. Sanct Peter tappte seufzend nach dem Bette zurück und weckte dabei den Meister, der bisher ruhig fortgeschlafen hatte. In seinem Elend wußte er die Störung nur dadurch zu entschuldigen, daß er sagte, sein gestriger Durst habe ihn auch noch im Schlafe geplagt, und da er trinken gewollt, sei er aus dem Bette gefallen. „Ich will Dich aber mit meinen Träumen nicht wieder stören," fuhr er fort; „darum sei so gut und laß mich von jetzt an hinten liegen." — „Wie Du willst," sagte der Herr, „lege Dich an die Wand, und ich will vorne liegen."

So schliefen sie wieder ein. Die Bauern unten aber waren über den Geiger noch nicht beruhigt und wollten noch einmal hinauf. „Dießmal aber," sagten sie, „wollen wir seinen Begleiter vornehmen, das ist der Meister, der hat ihn vorhin zu seiner Fopperei angestiftet, der muß seinen Lohn nun auch haben." Und so stürmten sie abermals in die finstere Kammer hinauf. „Es ist Einer wie der Andere," schrien sie, „nehmt jetzt den an der Wand in's Gebet." Und Sanct Peter wurde wieder herausgeschleppt aus dem Bette und wieder ganz weidlich durchgeprügelt.

Als sie endlich damit fertig waren und gingen, wußte Petrus nicht mehr zu errathen, auf welcher Seite des Bettes man sicher vor ihnen wäre, und so weckte er ganz sachte den

Herrn und sprach: „Es will Morgen werden, Meister. Schon zweimal hat der Hahn gekräht, laß uns aufstehen und von hinnen gehen.“ — „Wie Du willst,“ antwortete der Herr. „Damit wir aber unsre Schuldigkeit im Hause bezahlen, ohne den Wirth und seine Gäste so früh schon wecken zu müssen, so nimm hier diese drei Pfennige und lege sie der Magd unten auf den Heerd.“

Froh über diese Rede schlich Sanct Peter sich leise in die Küche und dann zur Hinterthür hinaus, wo er bald den Herrn einholte. Dem wollte er jetzt die Wahrheit über die vergangne Nacht beichten. Der Herr aber hielt ihn für genug beschämt und bestraft und sagte: „Zwei Dinge, o Petre, laß Dir von heute an zur Lehre dienen: bei der Küchenmagd, der Du die drei Pfennige brachtest, sollst Du Dir merken, allezeit nimm Dich vor Frauensbildern in Acht, wenn Du den Hahn krähen hörst, und zweitens sollst Du vom Wirthshausbesuch Dir merken, was ein jeder sagt, der mein Jünger noch nicht ist und die Sonntagsheiligung noch nicht versteht“:

„Wer sich nicht unter die Kleien mischt,
Den fressen auch die Säue nicht.“

2.

Der Schneider im Himmel.

Es trug sich zu, daß der liebe Gott an einem schönen Tage in dem himmlischen Garten sich ergehen wollte und alle Apostel und Heiligen mitnahm, also daß niemand mehr im Himmel blieb als der heilige Petrus. Der Herr hatte ihm befohlen, während seiner Abwesenheit niemand einzulassen; Petrus stand also an der Pforte und hielt Wache. Nicht lange, so klopfte

Jemand an. Petrus fragte, wer da wäre, und was er wollte.

„Ich bin ein armer ehrlicher Schneider," antwortete eine feine Stimme, „der um Einlaß bittet."

„Ja, ehrlich," sagte Petrus, „wie der Dieb am Galgen. Du hast lange Finger gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Du kommst nicht in den Himmel. Der Herr hat mir verboten, so lange er draußen wäre, irgend jemand hereinzulassen."

„Sei doch barmherzig," rief der Schneider. „Kleine Flicklappen, die von selber vom Tische herabfallen, sind nicht gestohlen und nicht der Rede werth. Seht, ich hinke und habe von dem Wege bis hierher Blasen an den Füßen. Ich kann unmöglich wieder umkehren. Laßt mich nur hinein. Ich will alle schlechte Arbeit thun. Ich will die Kinder tragen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, säubern und abwischen und ihre zerrissenen Kleider flicken."

Der heilige Petrus ließ sich aus Mitleid bewegen und öffnete dem lahmen Schneider die Himmelspforte so weit, daß er mit seinem dürren Leibe hineinschlüpfen konnte. Er mußte sich in einen Winkel hinter die Thür setzen und sollte sich da still und ruhig verhalten, damit ihn der Herr, wenn er zurückkäme, nicht bemerkte und zornig würde. Der Schneider gehorchte. Als aber der heilige Petrus einmal zur Thür hinaustrat, stand er auf, ging voll Neugierde in allen Winkeln des Himmels herum und besah sich die Gelegenheit. Endlich kam er zu einem Platze, da standen viele schöne und köstliche Stühle und in der Mitte ein ganz goldner Sessel, der mit glänzenden Edelsteinen besetzt war. Er war auch viel höher als die übrigen Stühle, und ein goldner Fußschemel stand davor. Es war aber der Sessel, auf

welchem der Herr saß, wenn er zu Hause war, und von welchem er alles sehen konnte, was auf der Erde geschah. Der Schneider stand still und sah den Sessel eine gute Weile an; denn er gefiel ihm besser als alles Andere. Endlich konnte er seinen Vorwitz nicht bezähmen, stieg hinauf und setzte sich in den Sessel. Da sah er alles, was auf Erden geschah, und bemerkte unter Anderm eine alte häßliche Frau, die an einem Bache stand und wusch und zwei Schleier heimlich bei Seite that. Der Schneider erzürnte sich bei diesem Anblick so sehr, daß er den goldnen Fußschemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf. Da er aber den Schemel nicht wieder heraufholen konnte, so schlich er sich sachte aus dem Sessel weg, setzte sich an seinen Platz hinter die Thür und that, als ob er kein Wässerchen getrübt hätte.

Als nun der Herr und Meister mit dem himmlischen Gefolge wieder zurückkam, ward er zwar den Schneider hinter der Thür nicht gewahr; als er sich aber auf seinen Sessel setzte, mangelte der Schemel. Er fragte den heiligen Petrus, wo der Schemel hingekommen wäre. Der wußte es nicht zu sagen. Da fragte er weiter, ob er jemand herein gelassen hätte. „Ich weiß niemand," antwortete Petrus, „der dagewesen wäre, als ein lahmer Schneider, der noch hinter der Thüre sitzt." Da ließ der Herr den Schneider vor sich treten und fragte ihn, ob er den Schemel weggenommen und wo er ihn hingethan hätte. „O Herr," antwortete der Schneider freudig, „ich habe ihn im Zorne hinab auf die Erde nach einem alten Weibe geworfen, das ich bei der Wäsche zwei Schleier stehlen sah." — „O Du Schalk," sprach der Herr, „wollte ich richten, wie Du richtest, wie meinst Du, daß es Dir schon längst ergangen wäre. Ich hätte schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern Alles nach den Sündern

hinabgeworfen. Fortan kannſt Du nicht mehr im Himmel bleiben, ſondern mußt wieder hinaus vor das Thor. Da ſieh zu, wo Du hinkommſt. Hier ſoll niemand ſtrafen; denn ich allein, der Herr.“ Petrus mußte den Schneider wieder hinaus vor den Himmel bringen, und weil er zerriſſene Schuhe hatte und die Füße voll Blaſen, nahm er einen Stock in die Hand und zog nach Warteinweilchen, wo die frommen Soldaten ſitzen und ſich luſtig machen.

XII.

Der dumme Teufel.

Der Teufel ist kein Eingeborner, er ist mit dem Christenthum aus dem Orient zu uns eingewandert. Aber er hat sich bald acclimatisirt, sich dem deutschen Denken vielfach anbequemt und den Entwickelungsphasen des deutschen Volksthums entsprechend verschiedene Wandelungen seiner Physiognomie und seines Charakters durchgemacht, von denen die eine ihn zum dummen Teufel, zum Tölpel werden ließ, als welcher er in nicht wenigen Sagen und Märchen des Volkes noch jetzt fortlebt. In dieser Gestalt, als der betrogene, gehänselte, geprellte Teufel, gehört er entschieden auf das Gebiet des Volkshumors und somit in den Zusammenhang des hier in's Auge Gefaßten.

Die Kirche lehrte das Volk den Teufel als den Widersacher Gottes und den Verführer und Verderber der Menschen fürchten. Auch im Heidenthume hatte es Widersacher der Götter gegeben. Den lichten Naturkräften und ihren Personificationen hatten finstere Naturmächte gegenüber gestanden, die man sich allmählich als Riesen vorgestellt hatte. Schon in sehr früher Zeit werden dieselben aber neben ihrer grauenvollen dämonischen Seite einen

gewiſſen harmloſen, ja ſogar lächerlichen Zug gehabt haben, der von ihrer Unförmlichkeit ausging, mit welcher ſich die Vorſtellung der Plumpheit, Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit verband. Spricht doch auch aus der bibliſchen Geſchichte von David und Goliath etwas der Art zu uns, und hat doch auch der übermenſchlich ſtarke Simſon etwas davon in ſeinem Weſen. Ein kleiner Verſtand und wenig Geſchick in einem großen Körper, das ungefähr war der Gedanke, den das Volk in der Heidenzeit zuletzt hatte, wenn es von dieſen Feinden der Götter unbewußt dichtete, und zahlreich waren ſchon damals Geſchichten, die erzählten, wie die großen Unholde von den klügeren Bewohnern des Himmels überliſtet, übervortheilt und geäfft worden waren.

Mit der Verbreitung des Chriſtenthumes ſchmolzen die Götter nach und nach mit deſſen Gott zuſammen oder verwandelten ſich in Heilige, und ein ähnlicher Prozeß vollzog ſich mit den Rieſen. Die Widerſacher der Götterwelt gingen in dem einen Widerſacher Gottes und der Menſchen auf, im Teufel, der damit neben der ungeheuren Kraft und dem Zauberwiſſen der Rieſenſippe auch deren Verſtandesſchwäche, deren Einfalt und Ungeſchicklichkeit annahm, und von dem neben den alten Schnurren und Schwänken mit der Zeit auch allerlei neue erzählt wurden, in welchen er nicht bloß von übermenſchlichen Weſen, ſondern ſelbſt von gewöhnlichen Sterblichen, von Bauern, Schneidern, abgedankten Soldaten und alten Weibern getäuſcht und geprellt wurde. Wir dürfen annehmen, daß ſolche Märchen und Sagen von Ueberliſtung des Teufels gleich andern Schöpfungen des Volkshumors beſonders reichlich in der Zeit entſtanden ſind oder ein beſonders komiſches Geſicht bekommen haben, wo die Narrheit, welche Klugheit in Thorheit, Macht in Ohnmacht verwandelte, den Mutterwitz des kleinen Mannes über alles bisher für hoch Gehaltene und Gefürchtete ſpöttiſch triumphiren ſah.

Ist bei diesen Geschichten ein gewöhnlicher Zug, daß der Teufel mit einem Menschen einen Vertrag schließt, kraft dessen dieser sich ihm unter der oder jener Bedingung zu eigen geben, ihm dienen, ihm gehören will, so erinnert das lebhaft an den altgermanischen Brauch, nach welchem man beim Spiel, wenn Alles verloren war, selbst die persönliche Freiheit auf die Augen der Würfel setzte. Immer aber ist dann der Teufel der Verlierende. Er hält seinen Vertrag ehrlich und erfüllt, so gut er kann, die Bedingungen, die er zu erfüllen versprochen hat, aber der Mensch hat irgend ein Mittel gefunden, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und wenn der Teufel kommt, um das Seine zu holen, muß er ohne dasselbe abziehen, ja bisweilen hat er noch Schaden davon. Einige Märchen lassen ihn darüber sogar das Leben einbüßen. Nicht zu zählen aber sind die Sagen, in denen er über's Ohr gehauen, schmählich geprellt, geprügelt oder sonst mit derber Komik unverrichteter Sache heimgeschickt wird.

Daß der deutsche Teufel nach dem Ende des Mittelalters durch die Weltanschauung und die Lehre Luthers wieder eine gefährliche Persönlichkeit wurde, mit welcher nicht zu scherzen war, soll hier nur kurz erwähnt werden. Wir haben es einzig und allein mit der humoristischen Auffassung des Gottseibeiuns zu thun, die ich jetzt in einer Auswahl von Märchen, Sagen und Schwänken sich spiegeln lassen werde. Ich bemerke noch, daß dieselben nach dem Gesagten ihrer Entstehungszeit nach vor die Reformation zu setzen sind; denn nach dieser war der Teufel auch in katholisch gebliebnen Gegenden nur zu gewaltig und klug, und wer sich mit ihm einließ, dem drehte er gewiß zu seiner Zeit den Hals um — d. h. wenn der oder die Betreffende nicht etwa vorher von der Obrigkeit wegen Hexerei eingezogen und verbrannt worden war. „Der alte böse Feind, mit Ernst

er's itzt meint, groß Macht und viele Liſt ſein grauſam Rüſtung iſt, auf Erden iſt nicht Seinesgleichen."

Die folgenden Geſchichten vom dummen oder vom geprellten Teufel ſind, wie ich ferner vorausſchicke, theils der Müllenhoffſchen, theils der Kuhnſchen Sammlung entnommen, theils ſtammen ſie aus J. Wenzig's „Weſtſlaviſchem Märchenſchatz." Daß dieſe aber nicht Alleinbeſitz der Czechen, ſondern Gemeingut dieſer und ihrer deutſchen Nachbarn im Norden und Weſten ſind, wird man ſofort gewahr werden, und ſo durfte ich ſie unbedenklich hier aufnehmen.

I.

Der Teufel als Zimmermann.

Der Teufel hat in ſeinem Leben allerhand verſucht. Einmal, da er Luſt zum Zimmerhandwerk in ſich verſpürte, ging er zu einem Zimmermeiſter und begab ſich bei ihm in die Lehre. Er wußte aber gar nicht mit dem Handwerkszeug umzugehen; zuletzt fiel ihm die Queraxt in die Hand, die an beiden Seiten ſcharf iſt, und deren eines Blatt quer über dem andern ſteht. Damit ging es dem Teufel recht unglücklich. Denn als er einen Balken behauen wollte und die Axt in die Höhe hob, traf er mit der einen Schärfe ſeine Stirn ſo, daß ihm ein blutiger Strich querhinüber lief. „Wy maet dat Ding man vun'n annern Enden anfangen," meinte er und kehrte die Axt um. Als er aber den zweiten Hieb gethan hatte, ſtand ihm ein Kreuz vor der Stirn. „Da heſt du dy tekent," ſagte er und legte die Axt hin. „Dat verdammte Krüez." Sachte ging er aus der Werkſtatt und kam nicht wieder. Seit der Zeit aber hat er Furcht vor Kreuzen.

2.

Der Teufel beim Grasmähen.

Einſt vermiethete ſich der Teufel bei einem großen Bauern in Angeln als Knecht. Der Bauer ſagt eines Abends ihm und dem Großknecht, ſie ſollten am andern Tage auf ſeiner großen Wieſe Gras mähen. Da machten ſie noch am Abend ihre Senſen ſcharf, aber der Teufel verſtand das nicht recht, ſo daß der Großknecht lachen mußte. Am andern Morgen aber ſtanden ſie vor Sonnenaufgang auf und gingen auf die Wieſe. Da mähte der Großknecht erſt nach der Art der Mäher einen kleinen runden Platz in der Mitte leer. Dann fragte er den Gefährten: „Willſt Du vormähen oder ſoll ich?“ Der Teufel antwortete: „Ehre dem Ehre gebührt, Du biſt ja der Großknecht, und darum mußt Du vormähen.“ Der Knecht fing an und der Teufel folgte mit ſeiner ſtumpfen Senſe. Er begriff gar nichts von der Sache, und ſtatt Gras zu ſchneiden hieb er große Stücke aus der Erde und machte ſeine Senſe noch ſtumpfer. Dazu hatte er auch allezeit den größeren Kreis zu machen; denn der Knecht mähte ja zur linken Hand und hatte die kleinere Runde, und der war ſtark und gewandt, daher kam es, daß der Teufel ſchon bei der dritten Runde weit zurück war. Da fing der Knecht an, ihn zu foppen und zu necken, er ſollte doch mitkommen und nicht immer zurückbleiben. Er ſagte auch: „Ehre dem Ehre gebührt, Du biſt ja der Teufel und mußt nachmähen.“ Das verdroß dieſen, und er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, um dem Knechte zur Rechten zu bleiben, und als der Knecht lachte und ihm ſagte, daß er doch ſo viel Gras ſtehen ließe, da fing er an immer toller mit ſeiner Senſe herum zu fäbeln; rechts und links und haſt du nicht geſehen! holte er immer größere Erdklumpen aus dem Boden. Und der Knecht

mähte immer flinker und flinker, und der Teufel konnte doch nicht mitkommen. Aber er hielt aus, so lange der Morgen noch kühl war. Als aber die Hitze mit dem Tage stieg und es gegen den Mittag kam und der Knecht immer noch frisch drauflos mähte, da stürzte der Teufel endlich heulend nieder, das Blut brach ihm aus Mund und Nase, und nach kurzer Zeit war er verreckt. Das kam also vom Grasmähen.

3.

Der starke Tabak.

Als der Teufel noch nicht wußte, was eine Flinte war, ging er einmal im Walde spazieren. Da begegnete ihm ein Krupschütz: „Wat heft du daer?“ fragte der Teufel, als er das Gewehr sah. „Dat is myn Tabaksdoes,“ antwortete der Wildschütze. „Ah so laet my en Pryschen krygen,“ (so laß mich ein Prischen nehmen) bat er. Der Wildschütz hielt ihm den Lauf unter die Nase und schoß los. Da fing der Teufel an gewaltig zu pusten, als er die Ladung bekommen hatte, und sagte: „Dat is my wahraftig en starken Tabak!“

4.

Der Teufel in der Elbe.

Ein Schiffskapitän ging traurig an einem Hafen auf und nieder, weil er gar nicht wußte, wie er ein Schiff bekommen sollte. Da trat ein feiner Herr zu ihm, der aber niemand anders als der Teufel selber war, und versprach ihm ein Schiff, er solle es sogar für immer behalten, wenn er ihm, dem Teufel, bei seiner Rückkehr in die Elbe etwas zu thun geben könne, was er nicht auszurichten im Stande sei. Der Kapitän nahm

in seiner Noth das Anerbieten an, und er erhielt ein Schiff, das war ganz leer, aber neu und gut. Er bemannte es, fand Ladung und machte die schnellste und vortheilhafteste Reise. Als er aber wieder vor die Elbe kam, gedachte er seines Versprechens, und voller Sorgen ging er auf dem Verdeck hin und her. Sein Sohn, der bei ihm Steuermann war, bemerkte seine Verstimmung und drang mit Fragen in ihn. Da bekannte der Kapitän endlich, wie es zwischen ihm und dem Teufel stände; aber der Sohn sagte: „Wenn's weiter nichts ist, so geh nur ruhig in den Raum und laß mich machen." Der Vater ging hinunter, der Junge stand am Steuer, die Fluth kam mit Macht herein, ein scharfer Wind war mit, da ließ er alle Segel beisetzen, und wie ein Blitz flog das Schiff in die Elbe hinein. Kuxhaven gegenüber, kam mit einem Male der Teufel an Bord und verlangte, man solle ihm nun seine Aufgabe stellen, sonst würde er mit dem ganzen Schiffe zur Hölle fahren. Da befahl der Sohn des Kapitäns den Matrosen, das große Anker herunterzulassen, und wie das dicke Tau von der Welle flog, mußte der Teufel zugreifen und das Schiff in seinem Laufe aufhalten. Da war aber die Fahrgeschwindigkeit so groß und der Teufel hielt das Tau so fest, daß er durch das Loch, worin das Tau ging, hindurchgezogen wurde und weit hinaus in's Wasser flog. Seit der Zeit hat er immer darin bleiben müssen. Bei stürmischem Wetter aber, wenn Leute vom einem Ufer der Elbe zum andern wollen und niemand sie übersetzen will, dürfen sie nur rufen, dann muß der Teufel kommen und sie über den meilenbreiten Strom hinübertragen. Er darf kein Geld dafür nehmen, und man sagt, daß er viel zu thun und immer hin und her zu waten hat. Der Amtmann von Zewen im Hannöverschen hat vor zweihundert Jahren einen Contract mit ihm gemacht.

5.

Die getheilte Ernte.

Ein Bauer und der Teufel pachteten einmal gemeinschaftlich einen Krug Landes. Damit aber später kein Streit um die Ernte entstünde, sagte der Teufel zum Bauer: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde, oder wer das, was darunter wächst, haben soll.“ Der Bauer war das zufrieden, aber der Teufel verstand den Kniff, warf und hatte die meisten Augen. So sollte er das haben, was oben wüchse. Der Bauer aber hatte das Feld zu bestellen und besäete es mit eitel Rüben. Da erhielt der Teufel, als der Herbst kam, nur das Kraut. Das verdroß ihn, doch konnte er nichts dazu sagen. Weil sie aber das Feld auf zwei Jahre gepachtet hatten, so würfelten sie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Absicht die wenigsten Augen. Aber der Bauer säete nun Weizen, und im nächsten Herbst erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun schimpfte er erst dem Bauern die Haut voll, als er sich abermals betrogen sah, und sagte voll Aerger: „Uebermorgen komme ich, da sollst Du Dich mit mir kratzen.“ Hatte der Bauer erst gelacht, so wurde ihm nun bange zu Muthe. Seine Frau bemerkte seine Traurigkeit und fragte ihn darum. Der Mann sagte ihr nun so und so, und morgen solle er sich mit dem Teufel kratzen. Da sprach die Frau: „Sei nur ganz ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden. Geh Du nur aus.“ Der Mann ging also an dem bestimmten Tage aus, und als der Teufel kam, that die Frau, als ob sie ganz böse wäre. „Was fehlt Ihr denn, kleine Frau?“ fragte der Teufel. — „Ach,“ antwortete sie, „seh Er nur einmal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß quer über meinen schönen eichenen Tisch gemacht.“ — „Wo ist er denn?“ fragte der Teufel. —

„Wo soll er denn anders sein, als beim Schmied," sagte die Frau, „er ist schon wieder hin und läßt sich die Nägel schärfen. Ist das nicht zum Aergerlichwerden?" — „Da hat sie ganz recht, gute Frau," erwiderte der Teufel, „das muß ärgerlich sein, so einen im Hause zu haben," worauf er sachte aus der Thür ging und machte, daß er fortkam.

6.

Der Mann ohne Schatten.

Viele Prediger und Küster haben in früheren Zeiten — und noch vor Kurzem — die schwarze Schule besucht und dort beim Teufel die schwarze Kunst gelernt, womit sie dann die Gespenster und Wiedergänger, ja den Teufel selbst bannen können. Der Teufel ertheilt aber den Unterricht nicht umsonst. Es ist nämlich bei der Sache Bedingung, daß der, welcher beim Schlusse des Unterrichts, wenn der Cursus beendigt ist, von allen Schülern, welche die Schule besuchen, zuletzt aus der Thür geht, dem Teufel zu eigen bleiben soll. Da haben aber viele, die klüger als ihr Lehrmeister geworden waren, diesen überlistet. Unter Andern that dieß einmal auch der Küster zu Bröns im westlichen Theile des Amts Hadersleben. Der war der letzte von allen, welche die Schule verließen, aber er wußte sich, als der Teufel ihn behalten wollte, zu helfen. Denn weil die Schule ihren Ausgang nach Süden hin hatte, und es sich gerade traf, daß sie bei hellem Sonnenschein um Mittag geschlossen wurde, so sagte der Küster, er wäre nicht der letzte, der herausginge, sondern das wäre sein Schatten. Den möchte der Teufel behalten. Der Teufel konnte nichts dawider machen und ließ den Mann gehen, behielt aber den Schatten. Der Küster hat infolge dessen sein Lebenlang keinen Schatten gehabt, wie viele Leute erzählen, die ihn noch gekannt haben.

7.

Der Teufel ist todt.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der hieß Hans, das war aber ein Thunichtgut. Sein Vater gab ihn oft bei andern Leuten in Dienst, aber nach ein paar Tagen lief der Junge immer wieder weg und kam nach Hause. Da sagte der Vater endlich zu ihm: „Wenn Du Dich durchaus nicht schicken willst, so will ich Dich noch bei dem Teufel vermiethen.“ Nach einiger Zeit kam nun ein Mann und suchte einen Diener, und da vermiethete ihm der Bauer seinen Sohn, sagte aber, er solle ihn gut unter Aufsicht nehmen; denn Hans sei ein Taugenichts und laufe überall aus dem Dienste. „Das hat bei mir keine Noth,“ sagte der Mann, „denn ich bin der Teufel, und bei mir läuft man nicht weg.“ — „Da sollte er auch gerade hin,“ sagte der Vater.

Hans folgte nun seinem neuen Herrn. Den ersten Tag aber, als der Teufel ausgehen wollte, sagte er zu Hans: „Nun kannst Du während der Zeit mir meine Bücher abstäuben; aber ich rathe Dir, lies nicht darin.“ Der Teufel ging darauf fort, und Hans verrichtete sein Geschäft und stäubte alle Bücher ab von oben bis unten. Als er aber damit fertig war, fing er an, darin zu lesen und las ganz emsig. Abends kam der Teufel nach Hause und fragte den Jungen: „Hast Du auch gelesen?“ — „Ja, freilich,“ antwortete Hans, „aber ich habe auch gut geputzt.“ Da gab der Teufel ihm einen Verweis und drohte ihm.

Am andern Tage ging der Teufel wieder aus und sagte zu Hans, er solle ihm seine Bücher putzen, aber läse er darin, so solle es ihm schlecht bekommen. Hans machte sich an seine Arbeit, und als er mit dem Reinigen der Bücher fertig war,

las er in ihnen noch eifriger als am ersten Tage. Abends fragte ihn der Teufel wieder: „Hast Du auch gelesen?“ — „Ja, freilich,“ antwortete Hans, aber ich habe auch gut geputzt.“ Das half ihm aber dießmal nichts, und er bekam eine tüchtige Tracht Schläge.

Am dritten Tage ging der Teufel wieder aus und sagte „Liesest Du heute wieder in meinen Büchern, so drehe ich Dir das Genick um.“ Hans aber las den ganzen Tag in den Büchern, und deshalb dachte er, als es Abend werden wollte, wo der Teufel nach Hause kommen mußte, nun wird es Zeit, daß ich mich auf die Strümpfe mache und nach Vatern gehe, lief fort und zu seinem Vater. Der nahm ihn aber unsanft auf und schalt und war sehr böse. Hans jedoch sagte zu ihm: „Sei nur nicht verdrießlich, lieber Vater; ich habe beim Teufel so viel gelernt, daß wir uns jetzt selber helfen können.“ Also blieb Hans nun bei seinem Vater.

Am andern Morgen sagte er zu seinem Vater: „Nun will ich mich in einen Hengst verwandeln, Du mußt nur einen Zaum haben, dann führe mich zu Markte und verkaufe mich, aber ja nicht mit dem Zügel, sonst bin ich verloren.“ Der Vater besorgte nun einen Zaum, Hans verwandelte sich in einen schönen Hengst, und der Vater brachte ihn auf den Markt. Da stellte sich bald ein Käufer ein, der aber niemand anders als der Teufel selber war, handelte mit dem Bauern und wurde endlich um eine große Summe Geldes einig. Aber den Zügel wollte der Teufel durchaus mit haben. Das wollte der Vater nicht, endlich jedoch gab er es zu; denn er dachte, der Junge ist doch ein Taugenichts. Nun ritt der Teufel auf seinem Hengste zu einem Schmiede und wollte ihn beschlagen lassen. Weil aber der Schmied gerade beim Essen saß, so bat er den Teufel, doch inzwischen hereinzukommen. Der Teufel band sein

Pferd vor der Schmiede an und ging hinein. Da aber wußte Hans es während der Zeit so zu machen, daß er den Zügel abstreifen konnte, und nun verwandelte er sich in einen Hasen und lief spornstreichs davon. Als das aber der Teufel sah, machte er sich schnell zu einem Windhund und lief hinter dem Hasen her, und es dauerte nicht lange, so hatte er ihn eingeholt. Da machte sich der Hase rasch zu einem kleinen Vogel und flog davon. Aber der Teufel war auch nicht faul, er verwandelte sich in einen Falken, und bald war er dicht hinter dem kleinen Vogel. Zum Glücke erblickte dieser am offenen Fenster eines Klosters eine Nonne, die sich mit Nähen beschäftigte. Da schlüpfte er schnell zum Fenster hinein und der Nonne in den Schooß, und wie die den kleinen niedlichen Vogel sah, warf sie schnell das Fenster zu, und der Falke mußte draußen bleiben. Da verwandelte sich Hans in einen Fingerring, und die Nonne steckte ihn an den Finger. Aber Abends, als sie zu Bette ging, nahm er seine rechte Gestalt an und schlief bei der Nonne. Am andern Morgen war er wieder ein Fingerring. Da kam der Teufel und wollte der Nonne den Ring abkaufen. Aber die Nonne sagte: „Nein, den Ring verkaufe ich in meinem ganzen Leben nicht," und so mußte der Teufel unverrichteter Sache wieder abziehen. Abends aber sagte Hans zu seiner Freundin: „Wenn morgen der Teufel wiederkommt, so verkaufe ihm nur den Ring, laß Dir aber erst das Geld geben, bevor Du ihm denselben hinreichst. Wenn Du ihn aber hinlangst, so laß ihn fallen, dann werden da drei Gerstenkörner liegen, und da setze schnell Deinen Fuß auf eins davon." Am nächsten Tage kam der Teufel richtig wieder, und der Handel mit dem Ringe ging vor sich, und zwar ganz so wie Hans gesagt hatte. Die Nonne empfing zuerst das Geld, dann reichte sie dem Teufel den Ring hin, ließ ihn aber fallen, und sogleich lagen da drei

Gerſtenkörner am Boden, und die Nonne ſetzte ſchnell ihren Fuß auf das eine von den Körnern. Da verwandelte ſich der Teufel in ein Huhn und pickte die beiden übrigen Gerſtenkörner auf. Aber das dritte konnte er nicht bekommen. Doch pickte er darnach. Da machte ſich das Körnlein ſchnell zu einem Fuchs, ſprang auf das Huhn los und fraß es auf. Seit der Zeit iſt der Teufel todt und aus der Welt.

8.

Wie der Teufel ſein Hauptbuch verlor.

Da iſt einmal ein Kaufmann geweſen, dem hat eine Frau vom Lande alle Tage ſieben Pfund der ſchönſten Butter verkauft. Nun geht er einſt durch das Dorf, wo ſie wohnt, und weil ſie Wirthſchaft hat, kehrt er bei ihr ein und läßt ſich ein Glas Branntwein einſchenken. Da ſieht er denn, wie die Frau ein rothes Tuch auf den Boden hinbreitet, das Butterfaß darauf ſtellt und dann eine halbe Obertaſſe voll Rahm und mehrere Eimer Waſſer hineinſchüttet. Sie macht ſich darauf an's Buttern, und es dauert nicht lange, ſo hat ſie eine Menge der beſten Butter. Da ſieht der Kaufmann, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht, und kommt auf den Gedanken, daß die Frau das Tuch vom Teufel bekommen haben müſſe. Um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, nimmt er den Augenblick wahr, wo ſie hinausgegangen iſt, und ſchneidet ſich ein Stück von dem Tuche ab. Zu Hauſe läßt er damit von ſeiner Frau einen Verſuch machen, und ſiehe da, ſeine Vermuthung beſtätigt ſich. Die hierbei gewonnene Butter aber warfen die Leute weg.

Einige Zeit nachher führt den Kaufmann ſein Weg durch einen großen Wald. Da tritt ein auffallend gekleideter Herr

mit einem dicken Buche auf ihn zu und verlangt, indem er es ihm hinhält, daß er seinen Namen hineinschreibe. Der Kaufmann begreift rasch, mit wem er es zu thun hat, er nimmt das Buch und schreibt hinein: „Jesus Christus, König der Juden.“ Als er das Buch darauf dem Teufel — das war nämlich der Herr — zurückgeben will, ist es so schwer geworden, daß derselbe es weder halten noch mit sich fortnehmen kann. Zornig läßt er es fallen und verschwindet mit einem höllischen Gestanke. Der Kaufmann aber schafft das Buch nach Iserlohn, wo er es dem Gerichte übergiebt. Da sind dann eine Menge Leute eingezogen worden, deren Namen in dem Buche standen.

9.

Die drei Fragen.

Da war einmal ein Schneider, dem die Nadel in den Fingern brannte, wenn er von fremden Ländern erzählen hörte, und das wurde zuletzt so arg, daß er sich gelüsten ließ, in die weite Welt zu gehen. Er wanderte lange durch vieler Herren Länder und gerieth endlich in einen ungeheuren Wald, wo er bald Weg und Steg verlor. Schon begann es dunkel zu werden, als er sich müde und hungrig hinsetzte und die Reiselust verwünschte, die ihn in solche Noth gebracht hatte. Da hob er die Augen auf und sah plötzlich den Schein eines Lichtes zwischen den Bäumen, und darauf faßte er wieder Hoffnung und nahm sich zusammen und schritt auf das Licht zu. Nicht lange dauerte es, so stand er vor einem Hause, das war so groß wie er noch nie eins gesehen hatte. Das Thor desselben stand offen, und auf dem Heerde hinter der Diele brannte ein gewaltiges Feuer. Er trat nun hinein in das Haus, da war

niemand drin als eine riesengroße alte Frau, die saß am Rocken und spann. Das war des Teufels Großmutter. Der Schneider erschrak über sie nicht wenig, faßte sich aber ein Herz und bat die Alte um etwas zu essen und Herberge für die Nacht.

„Das sollst Du gern haben, Du armer Wurm," sagte das Weib, „aber mein Sohn ist ein grimmiger Menschenfresser; wenn der nach Hause kommt, so bist Du verloren." — „Das ist freilich bitter," erwiderte der Schneider, „aber einerlei: ob ich hier gefressen werde oder von den Wölfen im Walde draußen, kommt am Ende auf eins hinaus. Gieb mir nur etwas, um meinen Hunger zu stillen." Da gab ihm die Alte zu essen, und dann versteckte sie ihn unter ihrem Bette.

Nun dauerte es nicht lange, da ließ sich ein fürchterliches Schnauben und Poltern hören, daß dem Schneider davon die Haut schauderte. Dann fuhr es durch den Schornstein herunter, und ein großer Riese stand in der Stube. Das war der Teufel. Da wollte der Schneider vor Angst und Schrecken vergehen. Der Teufel aber begrüßte seine Großmutter, dann sagte er: „Aber was riecht das hier nach Menschenfleisch!" Nach diesen Worten schnoperte er in der großen Stube herum und suchte, bis er endlich den Schneider fand und aus seinem Verstecke hervorzog. Er wollte ihn gleich auffressen, aber der arme Mensch bat so jämmerlich, ihn zu verschonen, daß der Teufel lachen mußte. Er sagte endlich: „Gut, ich will Dich verschonen, aber unter einer Bedingung. Du bist so weit in der Welt herumgekommen, und so wirst Du vielleicht gelernt haben, mir drei Fragen zu beantworten. Sie dort die Walfischrippe, hier den großen Stein und dort die Peitsche. Wozu dienen sie mir? Drei Tage hast Du Zeit, Dir das zu überlegen. Triffst Du die Antworten, so sind diese drei Dinge Dein, und Du kannst damit hingehen, wohin Du willst. Triffst Du sie aber nicht, so gehörst Du mir."

Da wanderte der Schneider drei trübselige Tage unter den Bäumen herum, die das Haus des Teufels umstanden, und zerbrach sich den Kopf mit den Fragen, konnte aber die Lösung nicht finden. Schon war der Abend des dritten Tages gekommen, da näherte sich ihm ein graues Männchen, das fragte ihn theilnehmend, warum er so niedergeschlagen wäre. „Ach, Du kannst mir doch nicht helfen," sagte traurig der Schneider. — „Wer weiß, laß einmal hören, was Du auf dem Herzen hast," erwiderte das Männlein. Da erzählte ihm der Schneider, was der Teufel ihm auferlegt hatte, das graue Männchen aber offenbarte ihm die Antworten und verschwand dann.

Als nun die letzte Stunde der drei Tage abgelaufen war, erschien der Teufel wieder und fragte: „Na, Schneiderlein, wie steht's? Hast Du die Antwort auf meine Fragen gefunden he?" Da sagte der Schneider, wie es ihm offenbart war: „Die Walfischrippe ist Deine Gabel, der große Stein ist Deine Schüssel, und mit der Peitsche schlägst Du Geld. Deshalb bist Du auch so reich." Das kam dem Teufel unerwartet. Grimmig fuhr er in die Höhe und zum Schornstein hinaus und ließ einen fürchterlichen Gestank hinter sich. Dem Schneider gehörten nun die drei Dinge, deren Gebrauch er angegeben hatte. Gabel und Schüssel waren für ihn zu schwer, und so ließ er sie liegen; die Peitsche aber steckte er zu sich und nahm sie mit, und so hatte er dann sein ganzes Leben lang so viel Geld als er nur mochte.

10.

Wie der Teufel das Geigenspiel lernte.

Ein Soldat, der nach zurückgelegter Dienstzeit von seinem Regimente entlassen worden, kehrte auf seiner Heimreise eines Abends ganz spät in einem Wirthshause ein und bat um Her-

berge. Der Wirth entgegnete, daß er ihm seine Bitte beim besten Willen nicht gewähren könne, weil alle Zimmer dergestalt besetzt seien, daß er auch nicht eine einzige Person mehr unterzubringen im Stande sei. Der Soldat überzeugte sich alsbald, daß der Wirth die Wahrheit gesprochen hatte, sagte aber: „Weiter kann ich mit meinen müden Beinen heute Abend nicht mehr, und ist denn gar kein Rath zu schaffen, Herr Wirth?“ — „Ja,“ antwortete der Wirth, „wenn Ihr Muth hättet, so könntet Ihr da drüben in dem schönen Schlosse schlafen, aber ich muß Euch nur sagen, daß mehr als einer dort hingegangen, keiner aber zurückgekehrt ist. Dieses Schloß gehörte früher einem Mann, der es aus Bosheit dem Teufel verschrieben hat, und der treibt nun dort, hauptsächlich des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr, sein Wesen, und niemand kann sich dort aufhalten. Wollt Ihr es aber trotzdem versuchen, eine Nacht dort zuzubringen, und gelingt es Euch, den bösen Feind zu vertreiben, so sollt Ihr die Wahl zwischen meinen drei Töchtern haben und das Schloß mit dem dazugehörigen Rittergute obendrein.“ „Abgemacht, ich werde es versuchen,“ sagte der abgedankte Soldat, setzte sich erst hin, um sich ordentlich satt zu essen und zu trinken, nahm dann zwei geladene Pistolen, schnallte sich einen großen Säbel um und wanderte mit zwei Wachskerzen nach dem Schlosse. Hier suchte er sich das beste Zimmer aus, in welchem ein prächtiges Bett, Sopha, Tische und Stühle vom feinsten Holze standen, und da ließ er sich nieder. Darauf sah er sich noch weiter im Schlosse um und fand eine Stube, in der eine vollständig eingerichtete Tischlerwerkstatt mit einer Hobelbank und allem sonst dazu gehörigen Geräth war. Desgleichen befanden sich hier allerlei Schlosserwerkzeuge, Zangen, Feilen und Schraubstöcke sowie Anderes der Art. Als er sich genug umgesehen hatte, kehrte er wieder in sein Zimmer zurück, wo er den Säbel und

die Pistolen neben die Wachskerzen legte, die er auf den Tisch gestellt hatte. Da ihm die Zeit lang wurde, nahm er eine Geige, die neben der Uhr an der Wand hing und fing an allerhand lustige Stückchen darauf zu spielen.

Kaum hatte aber die Uhr elf geschlagen, so entstand über ihm auf dem Boden ein solches Getöse, daß das ganze Schloß erzitterte. Der Soldat horchte einen Augenblick auf, ließ sich aber dann nicht weiter stören, sondern spielte vergnügt weiter. Der Lärm kam indessen immer näher und näher, und mit einem Male flog die Thür sperrangelweit auf, und der Teufel mit Bockshörnern und Pferdefüßen stand vor ihm, schnaubte Feuer und fuhr ihn an, was er hier mache. „Das siehst Du ja," antwortete kaltblütig der Soldat, „ich logire hier." — „Aber das Schloß gehört mir," brüllte der Teufel, „und ich werde Dir das Genick brechen." — „Na na, da gehören zwei dazu," sagte der Soldat, „und ob das Schloß Dir gehört, ist mir einerlei. Ich bezahle mein Schlafgeld an den Wirth, der mich hierher gewiesen hat, und willst Du Dir's von dem holen, so bleibt Dir das unverwehrt."

Diese Unerschrockenheit gefiel dem Teufel, sein Zorn legte sich, ja er bat jetzt sogar den Soldaten, noch ein paar von seinen lustigen Stückchen zu spielen. „Das kann geschehen," sagte dieser, „wenn Dir aber das Geigenspiel so viel Vergnügen macht, so gieb Acht, wie ich mit der Violine und dem Fiedelbogen hantiere, dann lernst Du das auch und kannst Dir hernach selber was vorspielen." Nachdem er darauf noch ein Weilchen gegeigt hatte, gab er dem Teufel die Geige in die Hand und sagte: „Nun mach's wie ich." Der Teufel nahm die Geige, war aber so ungeschickt, daß er bei jedem Griff eine Saite zerdrückte. Da rief der Soldat: „Halt da, so geht es nicht. Du mußt nicht so grausam aufdrücken, da lernst Du es im Leben nicht." Der

Teufel aber erwiderte: „Ich drücke ja gar nicht auf. Sie doch nur her. Ich fühle ja kaum 'was unter den Fingern." — „Ja, das ist's eben," sagte der Soldat, „Du hast Schwielen an den Fingern so dick wie ein Bret, damit solltest Du wohl etwas fühlen. Weil ich aber sehe, daß Du wirklich Lust hast, das Geigenspiel zu lernen, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen und Dich tüchtig darauf vorbereiten. Komm mit in die Tischlerwerkstatt, da giebts Feilen und Raspeln, mit denen wollen wir Dir etwas von den Schwielen abnehmen, dann fühlst Du die Saiten und kannst mit der Zeit noch ein geschickter Spielmann werden."

Darüber freute sich der Teufel ganz ungemein, und sogleich gingen sie miteinander in die Tischlerei, wo der Soldat eine kleine Feile nahm und die Schwielen des Teufels zu bearbeiten anfing. Nach einer Weile aber sagte er: „So geht das Ding nicht, die Finger haben keinen rechten Halt, und wenn ich mit der Feile draufdrücke, geben sie jedes Mal nach, so daß ich wenig von den Schwielen abkriegen kann. Du mußt die Finger hier in den Schraubestock stecken, zunächst die beiden Zeigefinger; denn auf die kommt es beim Geigenspiel vor allen an." Auch dazu war der Teufel gleich bereit, und der Soldat schraubte nun tüchtig darauf los, und wie er merkte, daß die Finger gehörig fest saßen, drehte er mit aller Macht weiter. Da brüllte der Teufel vor Schmerz laut auf und schrie: „Schraube los, schraube los, ich habe mich anders besonnen, das Geigenspiel ist mir leid geworden, ich mag es gar nicht lernen." Allein je mehr er schrie, desto fester schraubte der Soldat die Finger zusammen, dann sagte er: „Siehst Du, Bösewicht, jetzt haben wir Dich. Nun und nimmer kommst Du hier wieder los, ehe Du das Schloß, das Du mit Unrecht besitzest, nicht wieder zurückgegeben hast." Da schrie der Teufel und heulte jämmerlich, versprach,

sich zu bessern, schenkte dem Soldaten das Schloß sammt allem, was dazu gehörte, und gab das Versprechen, sich in Zukunft so wenig als möglich auf Erden sehen zu lassen und niemals anders, als wenn er von jemand gerufen werde. Da erbarmte sich endlich der Soldat seiner und schraubte ihn los. Da war er im Nu fort, und niemals ließ er im Schlosse wieder etwas von sich sehen oder hören. Der Soldat aber heirathete des Wirthes jüngste Tochter und sie zogen mit einander in das Schloß und lebten dort herrlich und in Freuden.

II.

Die Wetten.

Es war einmal ein armer Schuster, der vor Noth nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Er hatte eine Menge kleine Kinder, und niemand wollte ihm helfen, er fand weder Auskommen noch Unterstützung. Da dachte er in seiner Verzweifelung sich zu erhängen, und er ging in den Wald, suchte sich einen Baum mit einem passenden Aste und sah sich dann nach einem Stamme mit Bast um. Wie er so herumstrich, begegnete ihm der Teufel, der fragte ihn, was er hier vorhabe. Der Schuster erwiderte: „Ich will Bast abschinden und Deine Kinder binden." — Der Teufel sprach: „Was verlangst Du, daß wir Ruhe vor Dir haben?" — „So viel Geld, als Du auf einmal tragen kannst," entgegnete der Schuster. Da holte ihm der Teufel das Geld und kehrte dann in die Hölle zurück. Hier fragten ihn die andern Teufel, was er Neues auf der Welt gesehen habe. Er erzählte ihnen, daß er im Walde einem Schuster begegnet sei, der habe ihm im Vertrauen gesagt, er wolle Bast abschinden und ihre Kinder binden. Da sagten die andern Teufel zu ihm, er hätte den Schuster bezahlen sollen, damit er

ſie in Ruhe laſſe. Der Teufel verſetzte, er habe dem Schuſter ſo viel Geld gebracht, als er habe fortbringen können. Das ſchien aber Jenen zu viel zu ſein, und ſie ſagten, er ſolle hingehen und den Schuſter zum Ringkampfe herausfordern. Wer der Stärkere wäre, dem ſolle das Geld gehören. Der Teufel kam zu dem Schuſter und ſprach: „Höre, ich habe Dir zu viel Geld gegeben. Wir wollen mit einander ringen, und wer der Stärkere iſt, der bekommt das Geld.“ Der Schuſter überlegte ſich, wie er mit ihm fertig werden könne, und es dauerte nicht lange, ſo hatte er's. Er wußte, daß an einer gewiſſen Stelle im Walde eine Höhle war, in welcher ein Bär zu ſchlafen pflegte. Daher ſagte er zum Teufel: „Weißt Du was, ich habe einen Großvater, der neunundneunzig Jahre alt iſt. Kannſt Du den Alten zu Boden werfen, ſo bringſt Du auch mich leicht zu Falle.“ Da ging der Teufel mit dem Schuſter in den Wald, und der Schuſter zeigte ihm den Bären und ſprach: „Das iſt der Großvater. Ringe nun mit ihm.“ Der Teufel weckte den Bären und ſagte zu ihm: „Komm, laß uns ringen und ſehen, wer den Andern zu Boden wirft.“ Der Bär aber verſtand Unrecht, packte den Teufel beim Kragen und ſchmiß ihn auf die Erde, daß ihm grün und gelb vor den Augen wurde. Da rannte der Teufel in die Hölle zurück und ſchrie: „Ich will nichts mehr mit dem Schuſter zu thun haben. Das muß ja eine wahre Beſtie von einem Menſchen ſein. Hat der einen Großvater, der neunundneunzig Jahre auf dem Rücken hat, und der mich mit ſolcher Gewalt zu Boden warf, daß mir Hören und Sehen verging. Wie ſtark muß er ſelbſt ſein!“

Die andern Teufel aber meinten, der Schuſter habe noch zu viel Geld bekommen, und ſchickten einen von ihrer Zahl, daß er hingehe und mit dem Schuſter um die Wette laufe. Wer der ſchnellere ſei, dem ſollte das Geld gehören. So kam denn der

zweite Teufel zu dem Schuster und forderte ihn zum Wettlaufe auf. Der Schuster antwortete: „Ich habe ein Söhnchen von drei Jahren, kommst Du dem im Laufen gleich, so läufst Du auch so schnell oder schneller wie ich.“ Der Teufel fragte, wie der Junge heiße. Der Schuster erwiderte, er heiße Hans, und führte den Teufel unter einen Baum, wo ein Hase sein Lager hatte. Der Teufel rief: „Hans steh auf, wir wollen um die Wette laufen.“ Der Hase sprang in die Höhe und wartete nicht erst, bis ihm der Teufel nachkäme, sondern lief durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, bis er vor einen tiefen Graben gerieth. In diesen purzelte er hinein, und der Teufel purzelte hinter ihm her, wobei er sich am ganzen Leibe zerschlug. Als er wieder aufschaute, war der Hase schon oben auf der andern Seite, und obwohl er ihm nachsetzte, konnte er ihn doch nicht einholen. Da kehrte der Teufel in die Hölle zurück und schrie dort: „Das ist doch eine wahre Bestie von einem Menschen! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben. Er hat ein dreijähriges Söhnchen, das schneller läuft als ich. Wie vermöchte ich erst ihn einzuholen!“

Ein andrer Teufel aber lachte ihn aus und sprach: „Du bist dumm! Jetzt will ich zu dem Schuster gehen und probiren, wie stark er ist.“ So ging denn der dritte Teufel zu dem Schuster und sagte zu ihm: „Du hast zuviel Geld bekommen. Wir wollen ein Pferd im Walde herumtragen; und wer es dreimal herumträgt, dem soll das Geld gehören.“ Der Schuster suchte aus einem Stalle ein Pferd heraus und führte es in den Wald. „Nun, so trag's!“ sagte der Teufel. — „Trag Du's zuerst,“ erwiderte der Schuster. Der Teufel nahm das Pferd und trug es dreimal herum; doch wurde es ihm zu schwer, und er mußte ausruhen. Da sprach der Schuster zu ihm: „Du hast ausruhen müssen, ich aber werde nicht ausruhen. Du hast das

Pferd auf dem Rücken getragen, ich aber werde es zwischen den Beinen tragen.“ Damit schwang er sich auf das Pferd, hieb es tüchtig mit einer Gerte und ritt auf ihm dreimal im Walde herum. „Nun,“ sagte der Schuster zu dem Teufel, „bin ich nicht stärker als Du?“ Der Teufel kehrte in die Hölle zurück und rief dort: „Das ist wahrhaftig eine Bestie von einem Menschen! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben. Ich habe ein Pferd auf dem Rücken getragen, doch kaum, daß ichs fortbrachte. Er hat es zwischen die Beine genommen und es noch dazu mit einer Gerte gehauen, und dreimal trug er es im Walde herum.

Noch immer hatten die andern Teufel in der Hölle keine Ruhe. Sie schickten noch einen aus ihrer Mitte ab: er solle zu dem Schuster gehen, und wer von ihnen beiden am stärksten pfeifen könnte, dem solle das Geld gehören. Der Teufel kam und sagte zu dem Schuster: „Pfeife!“ Der Schuster aber wollte nicht zuerst pfeifen und entgegnete: „Pfeif Du!“ Der Teufel pfiff zum ersten Mal, da flogen die Blätter von den Bäumen. Er pfiff zum zweiten Mal, da fielen die Zweige nieder. Er pfiff zum dritten Mal, da fielen die Aeste zu Boden. „Du hast dreimal gepfiffen,“ sagte der Schuster, „und die Blätter, Zweige und Aeste fielen herab. Jetzt aber will ich pfeifen, und Du sollst sehen, daß die Bäume entwurzelt herumfliegen. Willst Du nicht um Deine Augen kommen, so binde Dir sie zu.“ — „O Freundchen,“ bat der Teufel, „binde Du sie mir zu.“ Der Schuster verband ihm die Augen, dann sah er sich nach allen Seiten um, wo er einen tüchtigen Prügel fände. Als er den Prügel gefunden hatte, nahm er ihn fest in die Hand, holte weit aus, pfiff und hieb den Teufel über den Kopf, indem er sagte: „Hab' ich Dir nicht gesagt, daß die Bäume herumfliegen würden?“ Da schrie der Teufel: „Au, au, au!

Pfeif nicht mehr, mein Schädel schmerzt mich fürchterlich.“ Aber der Schuster achtete nicht darauf und sagte: „Hast Du dreimal gepfiffen, so muß ich auch dreimal pfeifen.“ Er pfiff und hieb ihm mit seinem Prügel abermals und dann noch einmal über den Kopf. Da verging dem Teufel Hören und Sehen, er riß das Tuch von den Augen, sah sich nicht erst um, ob irgend ein Baum entwurzelt sei oder nicht, und rannte in die Hölle zurück, und weder er noch einer seiner Kameraden kehrte jemals wieder, um den Schuster zu plagen.

12.

Käthe und der Teufel.

In einem Dorfe war eine Bäuerin, die hieß Käthe. Sie hatte ein Haus, einen Garten und dazu noch Geld. Aber wenn sie auch bis an den Hals in Gold gesteckt hätte, so hätte sie doch kein Bursch gemocht; denn sie war so schlimm wie der Teufel und hatte das loseste Maul. Sie lebte mit einer alten Mutter zusammen und brauchte manchmal Hülfe in der Wirthschaft, aber hätte jemand einen Kreuzer nöthig gehabt, und hätte sie Dukaten versprochen, so wäre ihr doch niemand beigesprungen, weil sie um jede Kleinigkeit gleich zankte und keifte, daß es zehn Meilen weit zu hören war. Außerdem war sie häßlich von Ansehen, und so blieb sie sitzen, bis sie endlich Vierzig zählte. Wie es nun gewöhnlich in den Dörfern ist, daß es Sonntags Tanzmusik giebt, so war es auch hier, und wenn sich beim Richter oder in der Schenke der Dudelsack hören ließ, war die Stube gleich voll von Burschen, auf der Flur und vor dem Hause standen Mädchen und an den Fenstern Kinder. Aber die erste von Allen war immer Käthe. Die Burschen winkten den Mädchen, die traten dann in's Rad, aber

Käthen widerfuhr ein ſolches Glück niemals, obwohl ſie den Dudelſackſpfeifer vielleicht ſelber bezahlt hätte. Trotzdem kam ſie alle Sonntage. Nun ging ſie wieder einmal hin, und da dachte ſie: „Ich bin nun ſchon ſo alt und habe doch noch nicht ein einziges Mal mit einem Burſchen getanzt; iſt das nicht zum Todtärgern? Wahrhaftig, heute möchte ich gleich mit dem Teufel tanzen!“

Verdrießlich kam ſie in die Schenke, ſetzte ſich an den Ofen und ſah wieder zu, wie die Burſchen die Mädchen zum Tanze wählten. Da tritt auf einmal ein grüner Jägersmann herein, ſetzt ſich nicht weit von Käthen an den Tiſch und läßt ſich einſchenken. Das Schenkmädchen bringt Bier, der Grüne nimmt es und trägt es Käthen hin. Die wundert ſich erſt, daß der Herr ihr ſolche Ehre anthut, und ziert ſich ein Weilchen, dann trinkt ſie. Der Jäger ſtellt den Krug hin, greift in die Taſche und wirft dem Dudelſackſpfeifer einen Dukaten hin. „Ein Solo!“ ruft er. Da traten die Burſchen auseinander, und der Grüne holte ſich Käthen zu einem Walzer.

„Ei zum Kukuk, wer muß das nur ſein?“ fragten die Alten und ſteckten die Köpfe zuſammen. Die Burſchen verzogen den Mund, und die Mädchen verkrochen ſich vor einander oder nahmen die Schürze vor's Geſicht, daß Käthe nicht ſehen ſollte, wie ſie über ſie lachten. Die aber ſah niemand als ihren Jäger, ſie war froh, daß ſie einmal tanzte, und wenn ſie die ganze Welt ausgelacht hätte, ſo hätte ſie ſich nichts daraus gemacht. Den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend tanzte der Jäger nur mit Käthen, kaufte ihr Pfefferkuchen und Roſoglio und begleitete ſie, als es Zeit zum Heimgehen wurde, bis an ihre Hausthüre.

„Ach, wenn ich doch mit Euch bis an mein Ende tanzen könnte wie heut Abend!“ ſagte Käthe, als ſie Abſchied nahmen.

„Das kann geſchehen," antwortete der Grüne, „komm nur mit mir."

„Ei wo wohnt Ihr denn?" fragte Käthe.

„Das ſollſt Du gleich erfahren," ſagte der Jäger, „hänge Dich mir einmal um den Hals." Käthe hing ſich ihm um den Hals. Da aber verwandelte ſich der grüne Jäger in den Teufel und flog mit ihr nach der Hölle. Am Thore ließ er ſich nieder und pochte an. Die andern Teufel kamen herbei und ſchloſſen ihm auf, und als ſie ſahen, daß er ganz in Schweiß war, wollten ſie ihm ſeine Laſt vom Halſe nehmen. Käthe aber hielt feſt wie eine Zange und ließ ſich mit aller Gewalt nicht losreißen, der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte ſich mit Käthen am Halſe zum König der Hölle verfügen.

„Na, wen bringſt Du denn da?" fragte dieſer.

Da erzählte der Teufel, wie er auf der Erde herumgezogen ſei und Käthen klagen gehört habe, daß ſie keinen Tänzer bekommen könne. Es hätte ihn gedauert, und ſo hätte er in der Schenke eine Weile mit ihr getanzt und dann in der Hölle weiter mit ihr tanzen wollen. Nun aber hielte ſie ihn feſt und wollte ihn durchaus nicht wieder loslaſſen.

„Das iſt Dir ſchon recht," fuhr ihn der Alte an. „Du biſt ein dummer Kerl und merkſt Dir niemals, was ich ſage. Ehe Du mit jemand anbindeſt, mußt Du erſt wiſſen, was für einen Charakter er hat. Hätteſt Du daran gedacht, als Du Käthen mitnahmſt, ſo würdeſt Du ſie hübſch zu Hauſe gelaſſen haben wie andere Leute. Jetzt packe Dich fort und ſieh zu, wie Du ſie wieder loswirſt."

Voll Verdruß trabte der Teufel mit Jungfer Käthen auf die Erde zurück. Er verſprach ihr goldene Berge, wenn ſie ihn losließe, er ſchimpfte und fluchte, aber es half ihm Alles

nichts. Müde und matt kam er endlich mit seiner Last auf einer Wiese an, wo ein junger Schäfer in einem großen Pelze seine Heerde hütete. Der Teufel verwandelte sich hier in einen gewöhnlichen Menschen, sodaß ihn der Schäfer nicht erkannte.

„Ei, mein Lieber, wen tragt Ihr denn da?" fragte der Schäfer mit dem großen Pelze.

„Ach, Freund, ich kann kaum noch Athem kriegen!" antwortete der Teufel. „Denkt Euch nur 'mal, da gehe ich ganz ruhig meines Weges, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, als sich mir auf einmal dieses Weib an den Hals hängt, das mich nun nicht wieder loslassen will. Ich wollte sie bis ins nächste Dorf tragen, aber ich bin es nicht im Stande, die Knie schlottern mir."

„Na, so wartet einmal," sagte der Schäfer, „ich will sie Euch auf eine Weile abnehmen, aber nicht auf lange, da ich wieder zu meinen Schafen muß; die Hälfte des Weges etwa will ich sie tragen."

„Ei, da werde ich froh sein!" rief der Teufel.

„Hörst Du, hänge Dich mir um den Hals," schrie der Schäfer Käthen zu.

Kaum hörte das Käthe, so ließ sie den Teufel los und hing sich dem Schäfer mit dem großen Pelze um den Hals. Der hatte nun mehr als genug zu tragen, Käthen und den ungeheuren Pelz, den er sich am Morgen vom Schaffer geliehen hatte. Auch kriegte er die Sache bald satt und sann, wie er Käthen loswerden konnte. Er kam endlich zu einem tiefen Teiche, da fiel ihm ein, ob er sie nicht hineinwerfen könnte. Aber wie sollte er das machen? Konnte er nicht den Pelz mit ihr ausziehen? Der war ihm ziemlich weit, und so versuchte er ganz leise und langsam, ob es ginge. Und siehe da, er zog einen Arm heraus und Käthe merkte nichts; er zog den

andern heraus, und Käthe merkte noch nichts; er machte die erste Schnur vom Knopfloche los, dann die zweite und die dritte, und Käthe merkte immer noch nichts. Da plumps! lagen Pelz und Käthe miteinander im Teiche.

Der Teufel war dem Schäfer nicht nachgegangen. Er saß an der Erde, hütete die Schafe und gukte, wie bald der Schäfer mit Käthen kommen würde. Er durfte nicht lange warten. Mit dem nassen Pelze auf der Schulter eilte der Schäfer auf die Wiese zu; denn er dachte, der Fremde werde vielleicht schon beim Dorfe sein, und die Schafe würden unbeaufsichtigt weiden. Als sie sich erblickten, sah Einer den Andern an, der Teufel, weil der Schäfer ohne Käthen kam, und der Schäfer, weil der Fremde noch immer dasaß.

Nachdem sie sich verständigt hatten, sprach der Teufel zum Schäfer: „Schönen Dank, Du hast mir einen großen Dienst erwiesen; denn ich hätte mich am Ende mit Käthen bis zum jüngsten Tage herumschleppen müssen. Nie werde ich Dir das vergessen, und es soll Dir einmal reichlich belohnt werden. Damit Du aber auch weißt, wem Du aus der Noth geholfen hast, so sage ich Dir: ich bin der Teufel."

Darauf verschwand er. Der Schäfer blieb eine Weile stehen, als ob ihn der Schlag gerührt hätte; dann sagte er zu sich: „Wenn alle so dumm wie der sind, so ist es gut."

Das Land, wo der Schäfer sich aufhielt, gehörte einem jungen Fürsten, der war sehr reich, und weil er Herr über Alles war, so genoß er auch Alles in vollem Maße. Tag für Tag vergnügte er sich nach Herzenslust auf jede nur mögliche Art, und wenn die Nacht kam, so schallte aus den fürstlichen Gemächern das Lärmen und Singen ausgelassener Zechbrüder. Das Land verwalteten zwei Stellvertreter, die waren um kein Haar besser als ihr Herr. Was der Fürst nicht verthat, das

behielten die Beiden, und so erging es den armen Unterthanen übel. Als nun einst der Fürst nicht mehr wußte, was er sich ersinnen sollte, rief er einen Sterndeuter und befahl ihm, er sollte ihm und seinen beiden Stellvertretern die Zukunft vorhersagen. Der Mann gehorchte und forschte in den Sternen nach, welch ein Ende die Drei nehmen würden. „Verzeih, o Herr," sprach er, als er damit fertig war, „Deinem Leben und dem Deiner Stellvertreter droht solche Gefahr, daß ich mir es gar nicht zu sagen getraue."

„Sag' es nur getrost heraus," erwiderte der Fürst. „Es mag sein, was es will. Du aber bleibst hier, und erfüllt sich Dein Wort nicht, so kostet es Dich Deinen Kopf."

„Gern unterwerfe ich mich Deinem Befehle," sagte der Sterndeuter. „Und so höre denn: Bevor der Mond voll wird, kommt zu Deinen beiden Stellvertretern der Teufel, und im Vollmond holt er auch Dich, o Fürst. Dann trägt er Euch alle Drei lebendig in die Hölle."

„Werft mir einmal diesen Lügner ins Gefängniß," gebot der Fürst, und die Diener thaten, was ihnen geheißen worden war. Im Herzen jedoch war dem Fürsten nicht so zu Muthe, wie er sich stellte. Die Worte des Sterndeuters hatten ihm vielmehr Angst gemacht, und zum ersten Male rührte sich bei ihm das Gewissen. Die zwei Stellvertreter aber fuhr man halbtodt nach Hause. Keiner von ihnen konnte fortan noch einen Bissen essen. Endlich rafften sie alles, was sie hatten, zusammen, setzten sich auf's Pferd, machten sich auf ihre Schlösser davon und ließen diese von allen Seiten verrammeln, damit ihnen der Teufel nicht beikommen könnte.

Der Fürst kehrte darauf auf den rechten Weg zurück, lebte still und eingezogen und begann das Land selbst zu verwalten,

indem er hoffte, er werde so vielleicht im Stande sein, seinem Schicksale zu entgehen.

Von diesen Dingen wußte der Schäfer in dem großen Pelze gar nichts. Er weidete täglich seine Heerde und kümmerte sich um das, was in der Welt vorging, keinen Deut.

Da stand eines Tages plötzlich der Teufel vor ihm und sprach: „Ich bin gekommen, Schäfer, um Dir den Dienst zu vergelten, den Du mir einst erwiesen hast. Ich soll die früheren Stellvertreter Eures Fürsten in die Hölle schaffen, weil sie ihm schlimmen Rath ertheilt und die armen Leute bestohlen haben. Bis der und der Tag erscheint, gehe ich in das erste Schloß, wo viel Volk versammelt sein wird. Sobald nun drinnen Geschrei entsteht, die Diener die Thore öffnen und ich den Herrn fortschleppe, tritt zu mir und sage: Entweiche, sonst soll Dir's schlecht ergehen! — Ich werde Dir dann gehorchen und mich entfernen. Dafür aber laß Dir von dem Herrn zwei Säcke voll Dukaten geben, und will er nicht, so drohe ihm, mich wieder zu rufen. Dann geh in das zweite Schloß und mache es ebenso und laß Dir ebensoviel zum Lohne geben. Mit dem Gelde aber halte gut Haus und verwende es nur zu nützlichen Dingen. Bis es Vollmond wird, muß ich den Fürsten selbst holen; doch den darfst Du mir nicht losbitten wollen; denn thust Du das, so mußt Du es mit Deiner eignen Haut büßen."

Damit entfernte sich der Teufel. Der Schäfer aber hatte sich seine Worte gemerkt, und als das erste Viertel um war, sagte er seinem Herrn Lebewohl und ging zu dem Schlosse, wo der eine der beiden Stellvertreter wohnte. Er kam gerade noch zu rechter Zeit. Haufen von Leuten standen da und warteten darauf, daß der Teufel ihren Herrn fortschleppen werde. Da erhob sich im Schlosse ein verzweifeltes Geschrei, die Thore flogen auf, und heraus kam der Teufel mit dem Herrn beim

Kragen, der schon ganz blaß und eine halbe Leiche war. Der Schäfer aber trat hervor, faßte den Herrn bei der Hand und stieß den Teufel mit den Worten weg: „Packe Dich, sonst soll Dir's schlecht ergehen.“ Auf der Stelle verschwand der Teufel, und der Herr küßte dem Schäfer erfreut beide Hände und fragte ihn, was er zum Lohne für seine Hülfe begehre. Als der Schäfer sagte: „Zwei Säcke voll Dukaten,“ ließ jener sie ihm sogleich geben. Zufrieden mit diesem Ausgange der Sache ging der Schäfer nach dem zweiten Schlosse, wo es ihm ebensogut gelang als im ersten.

Nun aber erfuhr auch der Fürst von dem Schäfer; denn er hatte in einem fort gefragt, wie es mit den Stellvertretern stünde. Als er Alles vernommen, schickte er dem Schäfer eine vierspännige Kutsche, und als der angefahren kam, bat er ihn inständig, sich doch auch über ihn erbarmen und ihn aus den Klauen des Teufels zu retten; denn er habe Buße gethan und sich gebessert.

„Mein Herr und Gebieter,“ antwortete der Schäfer, „Euch kann ichs leider nicht versprechen; denn hier geht es um meine eigne Haut. Ihr seid ein großer Sünder gewesen, aber wenn Ihr Euch gebessert habt und fernerhin gut thun wollt, sodaß Ihr milde, rechtschaffen und weise regiert, wie sich's für einen großen Herrn geziemt, so will ich den Versuch machen, Euch zu helfen, und wenn ich statt Eurer in die Hölle müßte.“

Der Fürst versprach ernstliche Besserung, und der Schäfer ging, nachdem er zugesagt hatte, sich am bestimmten Tage einfinden zu wollen.

Mit Furcht und Zittern erwartete Alles am Hofe den Vollmond. Wie es die Leute dem Fürsten anfänglich gegönnt hatten, daß ihn der Teufel hole, so bemitleideten sie ihn jetzt; denn von dem Augenblicke an, wo er sich geändert

hatte, konnten sie sich keinen bessern Herrn wünschen. Die Tage verstreichen, ob sie der Mensch nun in Freuden oder in Schmerzen verbringt. Ehe der Fürst sich's versah, war der große Tag vor der Thüre, wo er von allem Abschied nehmen sollte, was ihm lieb war. Schwarz gekleidet wie zum Gange nach dem Grabe saß der Fürst auf seinem Stuhle und erwartete den Schäfer und den Teufel. Auf einmal ging die Flügelthür in seinem Saale auf, und der Teufel stand vor ihm.

„Mach Dich bereit," sagte er, „Deine Zeit ist abgelaufen. Ich komme, um Dich in die Hölle zu holen."

Ohne ein Wort zu erwidern, stand der Fürst auf und schritt hinter dem Teufel her auf den Hof des Schlosses hinab, wo es von Leuten wimmelte. Da drängte sich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menschenhaufen und ging gerade auf den Teufel zu, indem er schrie: „Lauf schnell, lauf schnell, sonst wird es Dir schlecht ergehen!"

„Wie kannst Du Dir's unterstehen, mich aufzuhalten?" erwiderte der Teufel. „Weißt Du denn nicht, was ich Dir gesagt habe?"

„Du Narr, mir handelt es sich ja nicht um den Fürsten," sagte der Schäfer. „Käthe lebt und fragt nach Dir."

Sobald der Teufel von Käthen hörte, war er weg wie der Wind und ließ den Fürsten in Ruhe. Der Schäfer aber lachte ihn im Stillen aus und war froh, daß er den Fürsten durch diese List gerettet hatte. Dafür machte ihn dieser aber auch zu seinem ersten Hofcavalier und liebte ihn wie seinen eignen Bruder, und er that wohl daran; denn der Schäfer war und blieb sein treuer Rathgeber und redlicher Diener. Von den vier Säcken mit Dukaten behielt er nichts für sich, sondern half damit den Leuten wieder auf, denen es die Stellvertreter abgepreßt hatten.

13.

Wie der Schuſter in den Himmel kam.

Es war einmal ein armer Schuſter, der konnte von ſeinem Handwerke nicht leben und ſeine Kinder nicht ernähren. Da ging er hin und verſchrieb ſich mit Weib und Kind dem Teufel. Nachdem dieß geſchehen, fragte ihn der Teufel: „Was willſt Du nun dafür haben?“ Da ſagte der Schuſter: „Soviel Geld, daß ich leben und meine Kinder groß ziehen kann.“ So brachte ihm denn der Teufel alle Tage fünf Gulden in Silber.

Das war aber zu der Zeit, da der liebe Gott mit dem heiligen Petrus auf Erden wandelte. Die kamen eines Abends ſpät auch zu dem Schuſter und baten um Nachtherberge. Der Schuſter wußte nicht, wer ſie ſeien, ſah aber, daß es ordentlicher Leute Kind waren, und ſo nahm er ſie bereitwillig auf; ſeine Frau bewirthete ſie mit dem, was das Haus hergab, und bereitete ihnen, nachdem ſie zu Abend gegeſſen, ein Nachtlager und des Morgens ein ordentliches Frühſtück.

Als ſie nun wieder gingen, fragte der Sohn Gottes den Schuſter: „Was bekommſt Du dafür?“

Der Schuſter antwortete: „Ei nichts.“

Der Sohn Gottes ſagte: „Vielleicht doch etwas; denn ich bin der Sohn Gottes.“

„Je nun, wenn es ſo ſteht,“ erwiderte der Schuſter, „und wenn es durchaus nicht anders ſein kann, ſo möchte ich um drei Dinge gebeten haben: erſtens, wer ſich auf meinen dreibeinigen Schemel ſetzt, auf dem ich ſchuſtere, der ſoll daran kleben bleiben, bis ich ihn gehen laſſe; zweitens, wer von draußen nach mir durch's Fenſter gukt, der ſoll nicht eher fortgehen können, als bis ich ihn los gebe; zum dritten, wer von meinem Pflaumenbaume hinten im Garten Pflaumen ſchüttelt, der ſoll

am Stamme hängen bleiben, bis ich ihm sage: Du kannst nun gehen."

„Das soll Dir gewährt sein," sagte der liebe Gott und ging darauf mit dem heiligen Petrus weiter.

Als die Zeit nun verflossen war, die sich der Schuster beim Teufel ausbedungen hatte, kam dieser in die Stube und mahnte seinen Schuldner: „Schuster, mache Dich fertig, Deine Zeit ist um." Der Schuster aber, der gerade beim Abendbrot saß, bat: „Warte ein Weilchen, ich möchte erst gehörig essen. Setze Dich derweile dort auf meinen Schusterschemel, ich bin gleich fertig." Da setzte sich der Teufel auf den Dreifuß und wartete. Als der Schuster nun fertig war, rief er: „Nun komm, guter Freund, wir wollen jetzt gehen." Der Teufel wollte aufstehen, er konnte aber nicht, er saß fest wie angenagelt, und sein Gesäß brannte ihm wie das hölliſche Feuer. „Ich brenne, ich brenne!" rief er. „Bitte, Freund, laß mich los, ich will Dir die Frist gern verlängern." Der Schuster erlaubte ihm aber nicht eher aufzustehen, als bis er ihm weitere sieben Jahre freigegeben hatte.

Als auch diese sieben Jahre vergangen waren, kam der Teufel, dachte aber klüger zu sein und ging nicht in die Stube, sondern trat blos an's Fenster, sah hinein, winkte und sagte: „Holla, Schuster, die Zeit ist um!" Der Schuster antwortete: „Gut, aber meine Frau kocht gerade das Abendessen. Warte ein wenig, bis wir gegessen haben." Als er dann fertig war, ging er mit seiner Frau und den Kindern hinaus und sagte: „Nun komm, Alter, wir sind alle bereit." Da wollte der Teufel mit ihnen in die Hölle fliegen, aber wie viel Mühe er sich auch gab, er konnte von der Stelle vor dem Fenster nicht loskommen, und so mußte er sich zuletzt wieder auf's Bitten legen. „Freundchen," sagte er, „sprich mich los; von Herzen gern will ich Dir Deine Frist noch einmal verlängern." Da sagte der

Schuster: „Topp, wenn Du mir wieder sieben Jahre Zeit lässest, gut. Kommst Du aber zum dritten Male und kannst nicht fort, so bitte mich ja nicht mehr. Ich bin es überdrüßig, von Dir zum Narren gehalten zu werden.“ Der Teufel gab darauf dem Schuster abermals sieben Jahre und verschwand.

Wie nun die zweiten sieben Jahre um waren, kam der Teufel zum dritten Male, um den Schuster und seine Familie zu holen, und jetzt ging er wieder in die Stube. Der Schuster sagte: „Gut, daß Du endlich da bist. Ich habe schon gewartet und komme gleich mit, will mich bloß ein bischen anziehen. Geh inzwischen in den Garten und schüttle da den großen Pflaumenbaum. Meine Frau soll ein Tuch voll Pflaumen mit auf die Reise nehmen, die wollen wir unterwegs essen, und die werden auch Dir gut schmecken.“ Da ging der Teufel in den Garten und schüttelte in seiner Begier nach den Pflaumen den Baum so heftig, daß nicht blos die Früchte, sondern auch alle Zweige und Aeste herunterfielen und nur der nackte Stamm übrig blieb. Des Schusters Weib aber las die Pflaumen auf. Jetzt aber kam der Schuster selbst herbei und fragte: „Nun, guter Freund, bist Du bereit; wir sind fertig. Aber, was sehe ich da? Ich sagte Dir ja nur, Du solltest die Pflaumen abschütteln, doch wie es scheint, willst Du gleich den ganzen Baum mitnehmen. Laß den stehen und komm!“

Da wollte der Teufel fort, aber wie sehr er auch zog und zerrte, er konnte nicht von der Stelle, und zum dritten Male begann er zu bitten und zu flehen: „Schusterchen, Freundchen, hilf mir und mache mich los!“ Aber der Schuster machte ein böses Gesicht und sprach: „Hab' ich Dir nicht gesagt, wenn Du zum dritten Male kämest, so solltest Du das Bitten unterwegs lassen? Immer will ich gehen, und immer kommst Du mir in die Quere und machst Umstände. Warte, Du sollst mich nicht

mehr zum Narren haben." Mit diesen Worten ging er in die Stube, um seinen Knieriem zu holen, und als er wieder kam, regnete es auf den Teufel Hiebe wie vorher Pflaumen. Der Teufel schrie und heulte, als ob er am Spieße steckte, sodaß die Leute auf der Gasse zusammenliefen, um zu sehen, wer im Garten des Schusters solchen Lärm schlüge. Da sahen sie, daß der Schuster den Teufel in der Arbeit hatte. Als der Schuster nun nicht mehr konnte und der Teufel gehörig weich geklopft war, sagte jener: „Nun mache, daß Du fortkommst. Geschwind! Lauf zu!" Da lief der Teufel in die Hölle und kam niemals wieder.

Als es nun an's Sterben ging, wurde dem Schuster doch Angst, er werde, da er sich dem Teufel verschrieben habe, nicht in den Himmel kommen. So befahl er, als er sein Testament machte, man solle ihm sein Schurzfell mit in den Sarg geben. Nachdem er todt war, ging er die Straße hinauf, die nach dem Himmelsthore führt und klopfte an. Der heilige Petrus schloß ihm auf, und als er sah, wer es war, sagte er: „Schuster, Du hast Dir den Weg umsonst gemacht; hier ist Dein Platz nicht. Weiche von hinnen; was Du Dir gewählt hast, das soll Dir werden. Hättest Du Dir das Reich Gottes gewählt, so wäre es Dir zu Theil geworden." Damit schlug er ihm das Thor vor der Nase zu.

Der Schuster kratzte sich im Kopfe und sagte: „Eine schlimme Geschichte! Was soll ich armer Sünder nun anfangen? Na, vielleicht können sie mir einen Platz in der Hölle geben. Wollen einmal sehen, wie es dort steht." So ging er denn die Straße nach der Hölle hinunter. Sobald ihn aber die Teufel von weitem gewahr wurden, schrien sie ängstlich: „Rasch, das Thor zugemacht! Es ist der Schuster. Laßt ihn nicht herein; sonst prügelt er uns noch aus der Hölle hinaus." So mochte der

Schuſter an das Höllenthor pochen, ſo lange und ſo derb er wollte, man ließ ihn nicht hinein.

Da ging der Schuſter wieder nach dem Himmelsthore und pochte nochmals an. Der heilige Petrus öffnete, ſah ihn an und ſagte: „Du kommſt vergebens. Hier iſt nicht Dein Platz.“ Der Schuſter aber erſah ſeine Gelegenheit und ſchlüpfte ihm unter dem Arme durch in den Himmel hinein, wo er ſofort ſein Schurzfell auf den Boden hinbreitete und ſich darauf ſetzte. Petrus wollte ihn fortjagen, der Schuſter aber blieb gelaſſen ſitzen und ſagte: „Ich ſitze hier nicht auf dem Deinigen, ſondern auf dem Meinigen.“ Da ging der heilige Petrus zu unſerm Herrn Chriſtus und klagte: „Herr, der Schuſter iſt mir hier hereingekrochen und will nun nicht wieder fort, da doch ſeine Stätte nicht hier beim lieben Gott, ſondern unten beim Teufel iſt.“ Den Sohn Gottes aber erbarmte es des Schuſters, und er gebot: „So laß ihn da. Mag er dort am Thore ſitzen.“

XIII.

Humor in Rechts- und Handwerksbräuchen.

Ein geiſtreicher Docent, der jetzt Profeſſor iſt, theilte einſt das Recht, ich weiß nicht, auf welche Gründe hin, in epiſches, lyriſches und dramatiſches Recht, was einigen ſeiner Zuhörer Anlaß gegeben haben ſoll, ſich zu fragen, ob es nicht am Ende auch tragiſches und komiſches Recht geben möge. Wird das zu verneinen ſein, wenn nicht etwa das Recht, welches jener Jünger Ulpians vortrug, oder wenigſtens die angegebene Eintheilung komiſch erſcheinen konnte, ſo hat es in der alten guten Zeit allerdings Rechtsſatzungen und Rechtsbräuche gegeben, die, wenn auch urſprünglich zum Theil aus anderen Quellen gefloſſen, doch zuletzt wie ganz vom Volkshumor geſchaffen ausſahen und mehr oder minder komiſch wirkten.

Ich denke hier zunächſt an die Naivetät, welche ſtatt trockner, nüchterner Verſtandsbegriffe eine in die Sinne fallende Thatſache nennt, z. B. für ein Minimum von Grundbeſitz ſoviel, daß eine Wiege oder ein dreibeiniger Stuhl darauf ſtehen könne. Die Abſicht, zu ſcherzen, iſt dabei nicht anzunehmen; der Humor des Volkes hat unbewußt einen leiſen Zug von ſeinem Weſen in jene Beſtimmung hineingebracht.

Mehr tritt dieß bei gewissen Leistungen an den Grundherrn hervor, z. B. bei dem „Kuttenzins," den das mansfeldische Dorf Stangerode an das Amt Erdorf zu errichten hatte, und bei dem „Rutscherzins," welchen der hessische Ort Salzberg (Vgl. Grimms D. Rechtsalterthümer 388) durch das Walpertsmännchen ablieferte.

Auch gewisse Bestimmungen über Genugthuung klingen wie vom Humor des Volkes ausgegangen. Ich erinnere an diejenige, nach welcher bei einem Todtschlage ein Hund beim Schwanze aufgehängt und von dem Schuldigen so lange mit Weizen überschüttet werden soll, bis nichts mehr von ihm zu sehen sei, an die Scheinbußen, die den Unfreien, den fahrenden Leuten und den Pfaffenkindern zu leisten waren, vor Allem aber an die Satzungen in Betreff von Ehrenstrafen. Beispiele sind hier das Hundetragen, von dem sich in der sächsischen Redensart „Hunde führen bis Bautzen" ein Nachklang erhalten hat, und der Eselsritt der Frau, die ihren Mann geschlagen hat, sowie die Führung des Esels durch den Mann, der seiner Frau Gemahlin dabei unterlegen war — ein Brauch, der von Bessungen im Darmstädtischen berichtet wird. Ferner gehört in diesen Zusammenhang der von Vernaleken aus einem alten österreichischen Pantaidingbuche mitgetheilte Rechtssatz: „Ob sich Weiber oder Dirnen mit einer zerkriegten, rauften und schlügen, oder eine die andere mit unziemlichen Ehre tödtenden Worten schändete, soll man ihnen den Bockstein anhängen (wohl das Bild des stößigen Bocks in Thon oder einem ähnlichen Material grob ausgeführt); den sollen sie tragen durch das ganze Dorf von einem Fallthor zu dem andern, und als oft sie rasten unterwegs, als oft zahlen sie 72 Pfennige Strafe. Dazu soll der Richter dingen einen Pfeifer und ihr eigener Mann einen Pauker." Noch deutlicher war der Humor

dabei im Spiele, wenn im Mainzischen dem Manne, der sich von seiner Frau mißhandeln ließ, der Fastnachtsschabernack angethan wurde, daß die Burschen seines Ortes ihm das Dach abdeckten. In Zürich herrschte früher der Brauch, daß derjenige, welcher seine Mitbürger in Maß und Gewicht betrog oder sonst einen Frevel der Art beging, welcher keine Leibesstrafe nach sich zog, in die „Schnelle" kam. Diese aber war ein Korb, der an einem Schnellgalgen hing und vermittelst eines Strickes hinaufgezogen und heruntergelassen wurde, und unter welchem sich eine kothige Pfütze befand. Der zur Schnelle Verurtheilte wurde in den Korb gesetzt und in die Höhe gezogen. Dort blieb er den Augen der in Menge um ihn versammelten Zuschauer ausgesetzt und mußte ihre Spottreden anhören. Man gab ihm weder zu essen noch zu trinken, dagegen stand ihm frei, aus dem Korbe herabzuspringen und davonzulaufen. Wenn er aber herabsprang, sank er unten tief in den Koth der Pfütze, bespritzte sich über und über und mußte sich unter dem Hohngelächter der Umstehenden wieder herausarbeiten.

Desgleichen gehört hierher die „wilde Hochzeit" in Tirol. Dieselbe findet nach Zingerle statt, wenn eine bis zum Handschlag gediehene Heirath plötzlich von Seiten des Bräutigams rückgängig gemacht wird. Der verlassnen Braut wird dann, grausam genug, die wilde Hochzeit gehalten. An demselben Sonntag, an welchem das Aufgebot hätte geschehen sollen, versammeln sich die Burschen des Dorfes und veranstalten vor dem Hause der Eltern der Braut eine Katzenmusik. Sind alle versammelt, so tragen zwei von ihnen eine „Kornreuter" in das Haus der Braut. Dieses große Sieb bedeutet „durchgefallen." Dann wird das Aufgebot in folgender Weise vorgenommen. Ein Bursche tritt bei feierlicher Stille vor und liest den Verkündzettel, der etwa so lautet: „Zum sakramentarischen Weha

haben sich entschlossen der ehren- und zuchtlose alte Junggesell N. N. (Haus- und Spitzname) mit der nicht minder ehr- und tugendlosen Jungfrau N. N., Tochter des N. N. und dieß mit unsrer Dispens zum ersten, zweiten und dritten Mal."

Nun erfolgt ein höllischer Lärm. Unter Jauchzen, Schreien und Singen von Spottliedern werden Flinten und Pistolen abgefeuert. Endlich fällt die Katzenmusik mit ungeheurem Spektakel ein, und der Brauttanz beginnt. Ein maskirtes Paar, welches die Braut und den Bräutigam vorstellt, tritt vor und eröffnet den Reigen. Ihrem Beispiele folgen unter dem Gedröhn ohrenzerreißender Instrumente andere Paare von Burschen, bisweilen zwanzig bis dreißig an Zahl. Dann folgt das Trinken auf das Wohl des Brautpaares unter allerhand neckischen Toasten. Nachdem dieß geschehen, setzt sich das vermummte Brautpaar auf Stühle, und die Burschen überreichen ihm Geschenke. Der Eine bringt Früchte des Feldes, z. B. Kürbis-, Erdäpfel- und Nußschalen, ein Anderer eiserne Ringe oder Blechblättchen, ein Dritter Eierschalen und Aehnliches. Unter diesen Hochzeitsgeschenken dürfen folgende Stücke nicht fehlen: Eine aus Lumpen gemachte Puppe, eine Radtruhe statt der Wiege, ein langes Seil als Wiegenband. Das Brautpaar stattet dann seinen Dank für die erhaltenen kostbaren Geschenke ab, worauf der Höllenlärm der Andern ärger wie je wieder angeht und bisweilen bis nach Mitternacht fortdauert.

Gleichfalls von der derben Schalkhaftigkeit des Volkes eingeführt war die alte Sitte, bei dem Setzen von Markſteinen Kinder mitzunehmen und ihnen als „Merk's" oder „Dachtel" an der betreffenden Stelle einen Backenstreich zu geben. Welche Gestalt diese Gewohnheit in den österreichischen Alpen noch vor wenigen Jahren hatte, zeigt folgende kleine Erzählung in Vernalekens „Alpensagen":

„Im Sommer 1852 waren wir (ein Knabe aus Obernberg spricht) an unserm Spielplatze. Da erregte unsre Aufmerksamkeit ein kleiner Zug, der nicht weit von uns vorüberkam. Neugierig liefen wir auf ihn zu und bemerkten, daß es der Bürgermeister und der Baumeister mit etlichen Arbeitern waren. Wir folgten ihnen in einiger Entfernung, und nach ungefähr einer halben Stunde machten sie Halt, und die Arbeiter gingen daran, ein Loch zu graben. Nun kamen auch wir näher und sahen einen Grenzstein, der eingesetzt werden sollte. Als das Loch fertig war, lockten uns die Arbeiter unter dem Vorgeben, wir sollten ihnen helfen, ganz nahe an das Loch heran. Schnell bereit, wo es galt, unsere Kräfte zu zeigen, gingen wir hin, aber in demselben Augenblicke fühlten einige von uns sich von starken Fäusten ergriffen, und ehe wir's uns versahen, wurden wir einer nach dem andern mit dem Kopfe in die Grube gesteckt. Nachdem wir so eine Weile unter dem Gelächter unsrer Kameraden wider unsern Willen „Baum gestanden," fragten sie uns, ob wir uns die Grenze gemerkt hätten, und dann ließ man uns laufen. Wir eilten unserm Badeorte zu, um uns von der uns anhängenden Erde zu reinigen."

In Mauer und einigen andern Orten Niederösterreichs wird alle Jahre zu Georgi „g'mäch putzt." Dieses Verfahren besteht darin, daß der Ortsvorsteher mit Männern aus der Gemeine die Grenzsteine besichtigt. Ihnen folgen gewöhnlich eine Anzahl Knaben, und diejenigen unter diesen, welche zum ersten Male mitgehen, werden von den Erwachsenen „gelunznet," was darin besteht, daß die Knaben an Kopf und Beinen gepackt und so hin und hergeschwungen werden, daß sie einige Male mit dem Hintern an den Grenzstein stoßen, damit sie sich dessen Stelle merken. Abends geht's dann in's Wirthshaus, wo den Gelunzten auch ein Trunk verabreicht wird.

Aehnlich, aber noch komiſcher iſt der Gebrauch des „Zuſtutzens“ der jungen Bürger zu Weißenheim in der Pfalz, der nach Riehl noch vor Kurzem üblich war. Alljährlich begaben ſich hier die, welche in den letzten zwölf Monaten das Bürgerrecht des Städtchens erlangt hatten, an einem beſtimmten Tage nach einem Steine vor dem Rathhauſe, wo der Bürgermeiſter ſie beim Genick faßte und, indem er ſie auf den Stein drückte, ihnen allerlei komiſche Privilegien, z. B. das Recht auf Empfang von fünfzig Malter Bäckerrauch, die Erlaubniß zum Fiſchfang auf dem Kuhberge und die freie Jagd auf dem lobenheimer See, ertheilte.

Ganz entſchieden endlich hat der deutſche Volkshumor bei der Ausbildung der Sitte des „Hänſelns“ mitgewirkt, die allerdings auch ernſte Zwecke im Auge hatte, und ebenſo iſt er bei der hiermit verwandten Depoſition oder Fuchstaufe der Studenten thätig geweſen. Die Komik war dabei freilich in der Regel ziemlich plump, oft ſogar unſauber und grauſam, aber ſie theilte hierin den Charakter der damaligen Zeit. Betrachten wir auch dieſe Seite unſeres Gegenſtandes genauer.

Wenn in der alten Zeit der Lehrling in einer deutſchen Innung gehörig ausgelernt hatte, ſo wurde er vor den Zunftmeiſter gebracht und von dieſem vor offner Lade im Namen des Handwerks feierlich „frei- und losgeſprochen.“ Er war damit aus einem „Jungen“ zum „Jünger“ geworden. „Geſell“ wurde er erſt durch eine zweite feierliche Handlung, die bei den verſchiedenen Gewerken verſchiedene Namen führte und, wie ich weiter unten auszuführen gedenke, auch bei andern Berufsarten, in Oſtpreußen ſelbſt unter den Dorfknechten, üblich war. Der Jünger wurde „gehänſelt,“ „getauft“, „geſchliffen,“ „gehobelt,“ oder „gedreht,“ und zwar geſchah dieß in der Verſammlung

der Gesellen, denen jener gewöhnlich von zwei Meistern zugeführt wurde, durch den Altgesellen.

Zweck dieser Ceremonie war Unterrichtung des angehenden Gesellen in den Bräuchen seiner Zunft, die er wissen mußte, wenn er in die Fremde ging, da deren Kunde ihm gewissermaßen als Paß und Beglaubigungsmittel auf den Herbergen und bei den Meistern diente, bei denen er Arbeit suchte oder um das herkömmliche Geschenk vorsprach.

Die Unterweisung geschah vermittelst einer stereotypen Rede, die mit allerhand humoristischer Zuthat gespickt und gewürzt war, und deren Hauptstellen durch gewisse Handgreiflichkeiten, Zupfen an den Haaren, Schläge mit Ruthen oder Holzlöffeln, Backenstreiche, Begießen mit Bier oder Wasser u. d. eingeprägt wurden.

Bei manchen Handwerkern kam hierzu noch eine Prüfung. Bei den Beutlern mußte der Jünger Handschuh und Strümpfe mit Kohle auf den Tisch der Herberge zeichnen, und versah er sich dabei, so hatte er die Zeichnung auszulöschen, wobei man ihm mit Ruthen auf die Finger schlug. Bei den Buchbindern mußte er alle Handgriffe, die zum Einbinden eines Buches erforderlich sind, nach bestimmter Formel aufzählen, während er auf einem Klötzchen, dem „Arbeitsholze“ saß. Die Gesellen nahmen ihm dieß im Verlauf seiner Rede wiederholt weg und warfen es durch's Fenster auf die Straße, von wo er es zurückzu holen und dann genau da fortzufahren hatte, wo er stehen geblieben war. Vermochte er das nicht, so erhielt er von dem ihn Prüfenden mit einem Rührlöffel einen Schlag auf die Hand.

Dazu traten ferner bei einigen Zünften verschiedene mehr oder minder symbolische Handlungen und häufig auch reine Neckereien, die mitunter ziemlich grausam waren. Bei den

Tischlern war die Ceremonie des Hänselns eine Darstellung des Verfahrens bei der Umgestaltung des Rohstoffes in ein Arbeitsproduct. Der Jünger, welcher hier den anmuthigen Spitznamen „Kuhschwanz" führte, wurde auf eine Bank gelegt und zunächst behackt, beschnitten und behobelt, worauf dem Altgesellen von dem anwesenden Meister befohlen wurde, aus dem Behobelten eine Säule zu machen. Der Altgeselle riß diese Säule auf dem Leibe des Kuhschwanzes mit einem Holzzirkel auf, dessen eine Spitze in einen mit schwarzer Farbe gefüllten Pinsel auslief. Der Meister erklärte diese Säule für mißlungen, und darauf überstrich der Altgeselle dem Jünger das Gesicht mit seinem Pinsel. Bei den Messerschmieden bekam der Aufzunehmende unter Anderm vom Herbergsvater ein paar Ohrfeigen, wozu dieser sagte: „Das leide von mir; wenn Dir aber ein Anderer eine giebt, so wehre Dich." Bei den Beutlern, wo der Bewerber um die Gesellenwürde mit einem Strohkranz auf dem Kopfe (gleich den gefallnen Mädchen, wenn sie Kirchenbuße thaten) und Kniebändern von Stroh zu erscheinen hatte, wurde derselbe am Schlusse der Ceremonie durch einen Barbier bearbeitet, der ihn mit einem Hackemesser abschabte, ihn mit einem Ziegelsteine berieb und ihn zuletzt mit Staub puderte, worauf ihm „der böse Zahn" ausgerissen und in den mit einem Löffel offen gehaltenen Mund ein rohes Ei geworfen wurde, welches „der Zahn der Weisheit" hieß.

Mehr hierüber findet man in der Schrift: „Das deutsche Handwerk" von F. W. Stahl (1874 zu Gießen bei Ricker erschienen), der ich im Obigen auszugsweise gefolgt bin.

In der ältesten Zeit nannte man die Aufnahme in die Gesellenschaft die „Taufe," und den, welcher sie an dem Jünger vollzog, den „Pfaffen," neben dem noch „Pathen" und ein „Glöckner" fungirten. Diese erschienen in feierlichem Aufzuge

in der Herberge, voran der Pfaffe mit Meßbuch und Weihwedel, dann die Pathen mit dem Jünger, zuletzt der Glöckner, der seine Glocke schwang, und sangen ein „Laudate Dominum.“ Als diese Profanirung kirchlicher Gebräuche Anstoß erregte, richteten die Gesellen sich anders ein. Die Taufe wurde bei den Tischlern zum „Hobeln,“ bei den Schmieden zum „Feueranblasen,“ bei den Gerbern zum „Einweichen,“ bei den Böttchern zum „Schleifen;“ der Pfaffe verwandelte sich in einen „Hobel“- oder „Schleifgesellen;“ die Pathen hießen fortan „Zeugen“ oder, wie bei den Böttchern, „Schleifgöttinnen.“ Der Jünger führte während der Hänselung einen besonderen Namen; bei den Weißgerbern hieß er der „Jude,“ bei den Tischlern, wie bemerkt, der „Kuhschwanz“ oder auch der „Schlüssel“, bei den Böttchern der „Ziegenschurz.“ Am Schlusse der Ceremonie aber empfing er einen anderen Namen, den Gesellennamen, bei dem er von nun an allein genannt werden durfte.

Nach diesen Vorbemerkungen gebe ich im Nachstehenden mit einigen Zusammenziehungen und Weglassungen die Rede und die Bräuche, mit welchen vor etwa anderthalb Jahrhunderten die deutschen Böttcher ihre Lehrlinge in Gesellen verwandelten. Wer diesen Act unverkürzt zu haben wünscht, der schlage Stahl S. 239 bis 260 nach oder verschaffe sich das 1708 erschienene „Ceremoniell der Handwerke und Künste“ von Frisius, aus dem jener die Sache entnommen hat.

Wenn der Böttcherjunge losgesprochen sein wollte, so suchte er sich einen Gesellen, der zu dem Ende die Rolle des Schleifpfaffen zu übernehmen geneigt war. Mit diesem lud er alle Meister seines Handwerks im Orte sowie die Gesellen desselben zu der Feierlichkeit in die Herberge ein. Waren sie alle versammelt und die Lossprechung erfolgt, so erhob sich der Schleifpfaffe und hielt folgende Rede:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich bitte Meister und Gesellen, sie wollen mir doch vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden. Ich sage mit Gunst, es ist Meister N. N. sein Ziegenschurz zu mir gekommen und hat mich angesprochen und gebeten, daß ich ihn heutigen Tages schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen soll. Nachdem es Handwerksgebrauch ist, so habe ich ihm Dasselbige nicht wollen abschlagen. So mit Gunst, günstige, liebe Meister, desgleichen alle Gesellen: ich wollte sie alle miteinander gebeten haben, sie wollen mir doch vergönnen, daß ich den Ziegenschurz möchte hereinholen."

Dieß geschieht, und der Redner fährt, zunächst im Namen des Aufzunehmenden, fort:

„Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: Ich komme daher, ohn' alle Gefähr, es tritt mir nach, ich weiß nicht wer, ein Ziegenschurz, thut Solches Meister und Gesellen zum Trutz, ein Reifenmörder und Faßverderber, ein Pflastertreter, ein Meister- und Gesellenverräther. Er tritt auf die Schwellen, er tritt wieder davon; er spricht, er habe es nicht gethan; er tritt mit mir herein, er spricht, er will nach diesem seinem Schleifen auch ein guter Geselle sein." . . .

„So mit Gunst, Meister und Gesellen! Ich habe drei Umfragen zu thun; derohalben frage ich zum ersten Mal, ob etwa ein Meister oder Geselle vorhanden wäre, der auf mich oder auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz oder auf seinen Lehrmeister etwas wisse. Der wolle jetzund aufstehen, mit Bescheidenheit vor den Tisch treten und Solches bei Zeiten melden, hiernach aber stille schweigen, damit ich in meinem Schleifen nicht gehindert und der Ziegenschurz hernach auf seiner Wanderschaft möchte geehrt und gefördert werden. Weiß aber Einer

etwas auf mich, so will ich mich von einem ehrsamen Handwerke, nach dem es der Gebrauch ist, willig strafen lassen. Weiß aber Einer etwas auf diesen gegenwärtigen Ziegenschurz, so soll derselbe nicht so würdig und werth gehalten werden, daß er von mir oder von einem ehrsamen ganzen Handwerke zu einem Gesellen gemacht werden soll. Weiß aber Einer etwas auf seinen Lehrmeister, so wird derselbige sich auch willig strafen lassen." ... „So aber Keiner nichts weiß, so wollen wir etwas Anderes anfahen. Der Tag wartet unsrer nicht, vielweniger Zeit und Stunde. So mit Gunst, Meister und Gesellen, daß der Ziegenschurz mag auf den Tisch steigen. So mit Gunst, daß der Ziegenschurz mag auf dem Schemel sitzen. So mit Gunst, daß ich mag um den Tisch 'rumgehen und sehen, ob der Tisch auch wohl verkeilt ist, damit ich und mein Ziegenschurz nicht herunterfallen. Ich sage, mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag auf den Tisch steigen. Ich sage, mit Gunst, daß ich mag dem Ziegenschurz in die Haare greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen; denn so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben, es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, die Thüre und Fenster viel zu wenig sein."

Der Candidat zur Gesellenwürde, der einen Schemel auf der Schulter mitgebracht hat, setzt nun diesen auf den Tisch und sich auf den Schemel, und jeder von den anwesenden Gesellen zieht ihm diesen dreimal weg, sodaß er auf den Tisch fällt. Der Schleifpfaffe aber zerrt ihn bei den Haaren wieder in die Höhe, was „Schleifen" genannt wird, und begießt ihn dabei mit Bier, worauf er fortfährt:

„Nun wohlan, das Haupt, auf das ich greife, das ist hohl wie eine Pfeife, darunter ist ein rother Mund, darein schickt sich ein guter Bissen wie ein guter Trunk. Nun, mein lieber N. N., wenn ich Dich schleifen und segnen soll, so ist hier und anderswo

mehr Handwerksgewohnheit, daß neben dem Schleifpfaffen man auch muß zwei Schleifgöttinnen haben. So ſieh Dich um allhier unter den Geſellen, lies Dir einen oder zwei aus, die neben mir Deine Schleifgöttinnen ſeien."

Sobald dieß geſchehen, fragt der Redner:

„Nachdem Du nun einen Schleifpfaffen und zwei Schleifgöttinnen haſt, ſo will ich Dich gefragt haben: wie willſt Du mit Deinem Schleifnamen heißen? Erwähle Dir einen feinen, der kurzweilig iſt, und der den Jungfrauen wohl gefällt. Denn wenn Einer einen kurzweiligen Namen hat, ſo trinkt ihm jedermann eher ein Glas Bier oder Wein zu, deß er ſonſt wohl darben müßte. Sage nun, wie willſt Du heißen? Hans Springinsfeld oder Hans Saufaus oder Hans Frißumſonſt oder Hans Seltenfröhlich oder Urban Machdenleimwarm oder Velten Stemmshorn oder was ſonſt der Namen mehr ſein? Nun Du ſollſt bei Deinem Namen bleiben.

So mit Gunſt, günſtige, liebe Meiſter und Geſellen: er will mit ſeinem Schleifnamen N. heißen. Iſt Einer oder der Andere da, der alſo heißet, ſo wollen wir eine Weile dieſen unter die Bank ſtecken und jenen ſchleifen. Iſt aber Keiner da, ſo wollen wir den behalten und ſchleifen."

Die Verſammlung ſchweigt, und der Schleifpfaffe fährt, zu dem Candidaten gewendet, fort:

„Wohlan denn, mein lieber N., ſo will ich Dich nun fragen, was Du zum Namengelde giebſt. Verehre denen Geſellen eine Kuh und ein Kalb, dazu ein fettes Schwein und ein paar Hühner und Gänſe, ein Faß Bier und ein Faß Wein, das liegt alles zu Cöln am Rhein. Nun haſt Du aber weder Roß noch Wagen und kannſt Solches auf Deinem Buckel nicht ſelbſt her tragen. Was gedenkſt Du denn zu geben?"

Der Ziegenschurz nennt die Summe, und der Redner fragt nun dessen Lehrherrn:

„Mit Gunst, Meister N. N., habt Ihr Euren Jungen auf dießmal ausgelernt? Hat er Euch auch viel Holz und Reifen zerweicht und zerbrochen? Ist er oft bei Bier und Wein gewest und schönen Jungfrauen nachgelaufen? Hat er gerne gespielt und wacker geturnirt? Hat er gerne lange geschlafen und wenig gearbeitet, oft gegessen und zeitig Feierabend gemacht? Hat er auch seine Lehrjahre ausgestanden, wie es einem ehrlichen Jungen gebührt?"

Antwort: „Ja."

„Hast Du denn nun ganz ausgelernt?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du kannst gar nicht ausgelernt haben; denn schau Dich ein wenig um hier unter den Meistern und Gesellen, wie so feine alte Meister und Gesellen hier sein, doch hat noch keiner ausgelernt, und Du willst schon ausgelernt haben? Das ist noch weit gefehlt. Gedenkst Du auch Meister zu werden?"

Antwort: „Ja."

„Ei, Du mußt zuvor Geselle werden. Gedenkst Du auch zu wandern?"

Antwort: „Ja."

„Wo willst Du hinausziehen? Du kannst nicht gleich zum Thore hinauswandern, sondern Du mußt zuvörderst aus Deines Meisters Thür hinaus, und so machst Du kein Loch durch die Mauer, es fällt Dir auch kein Stein oder Ziegel auf den Kopf. Denn wenn Du ein Loch durch die Mauer machtest, so würden die Herren (vom Rathe) nicht mit Dir zufrieden sein, Du müßtest es wieder machen lassen." . . .

. . . Hier ist eine Lücke, in der wahrscheinlich früher ungefähr das stand, was die Schmiede an dieser Stelle der Aufnahme-

ceremonie ſagten, alſo etwa: „So nimm einen ehrlichen Abſchied von dem Meiſter, Sonntags zu Mittag nach dem Eſſen, nicht in der Woche, und ſprich: Lehrmeiſter, ich ſage Euch Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk habt verholfen. Es ſteht heute oder morgen gegen Euch oder die Eurigen wieder zu verſchulden.“ . . .

„Da ſchleife ich (gebe ich durch Ziehen an den Haaren einen Merk's, einen Denkzettel) zum erſten Male. Nun ſo ſteh auf und kehre Dich dreimal um und ſprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meiſter und Geſellen.

Wenn Du nun wirſt zum Thore hinausziehen, ſo werden drei Wege gehen: der eine zur Rechten, der andere zur Linken, der dritte gerade aus. Welchen willſt Du ziehen? Gehſt Du gerade aus, oder wie man in dem gemeinen Sprichwort zu ſagen pflegt, der Naſe nach, ſo wirſt Du leichtlich nicht irren. Denn wenn Du den Weg gingeſt zur Rechten oder zur Linken, ſo zögeſt Du zu einem Thore aus, zum andern wieder ein, und ſo würde Deine Wanderſchaft bald aus ſein. Wenn Du nun den Weg fortziehſt, ſo wirſt Du vor einem Miſthaufen vorübergehen, da werden ſchwarze Raben darauffitzen, die ſchreien: Er zieht weg! Er zieht weg! Wie willſt Du es machen? Wirſt Du wieder umkehren?“

Antwort: „Ja.“

„Du ſollſt Deinen Weg fortgehen und gedenken: Ihr ſchwarzen Raben, ihr werdet meine Boten ſein. Wenn Du nun weitergeheſt, ſo wirſt Du kommen vor ein Dorf, da werden Dich drei alte Weiber ſehen und ſagen: Junggeſelle, kehret doch wieder um. Denn wenn Ihr eine Viertelmeile Wegs gehet, ſo werdet Ihr in einen Wald kommen und Euch darin verirren, da wird dann niemand wiſſen, wo Ihr hin ſeid. — Wie willſt Du es machen? Willſt Du wieder umkehren?“

Antwort: „Ja.“

„Ei, Du ſollſt es nicht thun! Denn es wäre Dir ein Spott, daß Du Dich ließeſt drei alte Weiber überreden. „Wenn Du nun bis an des Dorfes Ende gegangen biſt, ſo wirſt Du kommen vor eine Mühle, die wird ſagen: Kehre wieder, kehre wieder, kehre! Willſt Du umkehren oder fortgehen? — Du ſollſt Deinen Weg fortgehen und ſagen: Mühle, gehe Du Deinen Klang, und ich will gehen meinen Gang“.... „Wenn Du nun wirſt fortlaufen, ſo wirſt Du vor den großen Wald kommen, davon Dir die drei alten Weiber geſagt haben. In demſelben wird es finſter und ungeheuer ſein, und Dir wird recht grauen. Die Vögel werden ſingen jung und alt, der Wind wird wehen gar ſauer und kalt, die Bäume werden gehen die Winke, die Wanke, die Klinke, die Klanke, die brauſen und praſſeln. Da wird es ſein, als ob Alles mit einander wollte über den Haufen fallen, und Du wirſt gedenken: Ach wärſt Du daheim bei der Mutter geblieben! Denn da ſteht zu beſorgen, daß ein Baum umfallen und Dich erſchlagen möchte. Da kommſt Du um Dein junges Leben, Deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Ziegenſchurz. Da wird es führwahr von Nöthen ſein, wieder umzukehren, oder willſt Du Deinen Weg fortgehen? — Du ſollſt nicht wieder umkehren, ſondern fortgehen. Kaum wirſt Du nun vor den Wald hinaus ſein, ſo wirſt Du auf eine grüne Wieſe kommen, allda wird ein gar ſchöner Birnbaum ſtehen und darauf ſchöne gelbe Birnen. Nun wird der Baum hoch ſein, daß Du wirſt keine können herunterlangen, und Dich wird doch gelüſten, Birnen zu eſſen. Wie willſt Du es machen, daß Du welche davon bekommſt? — Lege Dich eine Weile unter den Baum und ſperre das Maul auf. Denn wenn eine kühle Luft kommt, ſo werden ſie Dir ſchon haufenweiſe ins Maul fallen. Willſt Du das thun?“

Antwort: „Ja.“

„Nein“ — der Redner ſchüttelt den Candidaten bei den Haaren — „das ſollſt Du nicht thun. Ich will Dir einen andern Rath geben. Du biſt ein junger ſtarker Geſelle. Bis an (d. h. mache Dich heran) und nimm den Baum unten beim Stamme und ſchüttle ihn alſo. (Abermaliges Schütteln an den Haaren). Da werden ſie häufig herunterfallen. So wirſt Du vielleicht einen Ranzen oder Bündel bei Dir haben. Wie willſt Du es machen? Willſt Du ſie alle aufleſen?“

Antwort: „Ja.“

„Ei, Du ſollſt es nicht thun, ſondern etliche liegen laſſen und gedenken: Wer weiß, wo etwa ein anderer guter Geſelle durch den grauſamen Wald kommen und ebenfalls unter dieſem Birnbaum raſten möchte, der auch gerne Birnen eſſen wollte, aber nicht ſo ſtark wäre, daß er den Baum ſchütteln könnte, ſo würde es ihm ein guter Dienſt ſein, wenn er etwas Vorrath fände.“ ... „Wenn Du nun weiter fortgehſt, ſo wirſt Du zu einem Waſſer kommen, darüber wird ein ſchmaler Weg ſein, darauf wird Dir eine Jungfrau und eine Ziege begegnen. Nun wird aber der Weg ſo ſchmal ſein, daß Ihr einander nicht werdet ausweichen können. Wie willſt Du es machen? — Da bis her (d. h. geh drauf los), ſtoß die Jungfrau und die Ziege in's Waſſer, ſo kannſt Du hernach ohne allen Schaden hinüberkommen. Willſt Du das thun?“

Antwort: „Ja.“

„Ei, Du ſollſt es nicht thun, ſondern ich will Dir einen andern Rath geben. Bis her! Nimm die Ziege auf die Achſel und die Jungfrau unter den Arm und führe ſie hinüber, und die Jungfrau kannſt Du hernach zum Weibe nehmen, die Ziege aber kannſt Du ſchlachten; denn das Fleiſch iſt gut für die Hochzeit, das Leder giebt Dir ein gutes Schurzfell, der Kopf einen guten

Schlägel, die Hörner geben ein gut Paar krumme Stecken, die Ohren ein gut Paar Fleberwiſche, die Augen eine gute Brille, die Naſe eine gute Sparbüchſe, das Maul eine gute Reifziehe, die Beine ein gut Paar Bänklein, der Schwanz einen guten Fliegenwedel, daß Du Deiner Frau kannſt die Fliegen wehren. Auf dieſe Weiſe kannſt Du das alles gebrauchen und Dir zu Nutze machen. Nun, ſo ſtehe auf und kehre Dich dreimal um und ſprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meiſter und Geſellen. Da ſchleife ich, N. N., ein ehrlicher Geſelle, den N. zum andern Male. Friſch auf, und habe einen guten Muth! Es giebt Kegel und Hut, Mantel und Röcke, Ziegen und Böcke, Meſſer und Schwert, Spieße und Stangen, mein Ziegenſchurz thut verlangen, daß er bald möchte eines ehrlichen Geſellen würdig werden. So ſei doch nun unverzagt, ſiehſt Du doch ſchon wie ein halber Geſelle. Nun mit Gunſt, Meiſter und Geſellen, ſtillet Euch ein wenig, ſo will ich Handwerksgewohnheit erzählen, damit er ſich auf der Wanderſchaft recht weiß zu verhalten. So höre nun fleißig darauf; denn alles dasjenige, was ich Dir jetzt erzähle, das ſind eitel Handwerksſachen, darnach Du Dich mußt richten und achten." . . .

Der Schleifpfaffe tritt nun aus dem märchenhaften Gebiete, auf dem ſich ſeine Unterweiſung und Ermahnung bisher größtentheils bewegt hat, und wo es ſich vorzugsweiſe um Einprägung von Regeln der Lebenskunſt, beharrlichem Weitergehen vor Hinderniſſen, mildem Sinn und artigem Benehmen handelte, in das Bereich der beſondern Praxis innerhalb ſeiner Zunft, indem er ihm verſchiedene Bräuche und Verfahrungsweiſen mittheilt, die er beim Einzuge in eine Stadt, auf der Herberge, beim Aufſuchen von Arbeit, beim Abholen des Geſchenkes und im Verkehr mit der Geſellenſchaft fremder Orte zu beobachten hat. Ich theile davon nur das mit, was dem Aſpiranten in

Betreff seines Verhaltens am Stadtthore gerathen wird. Der Redner sagt in dieser Beziehung:

„Wenn Du weiter gehest, so wirst Du kommen vor eine Stadt. Wenn Du nahe hinzu bist, so setze Dich eine Weile nieder, lege ein paar gute Schuhe und Strümpfe an, thue einen weißen Ueberschlag (Vorhemdchen mit Halskragen) um und gehe hernach in die Stadt hinein. Wenn Du nun wirst zum Thore hineingehen, so wird Dich der Thorwärter anschreien und sagen: Woher, Junggeselle? Denn die Thorwärter sein zuweilen auch spitzfindig, sie wollen immer gern was Neues erfahren. So thue Du, als wenn Du es nicht hörtest, und gehe immer fort. Schreit er Dich alsdann wieder an, so schreie zurück und sprich zu ihm: Da komme ich aus dem Lande, das nicht mein ist. So werden ihn die Andern auslachen, und wird ihm ein großer Spott sein, daß er Dich gefragt hat. Willst Du das thun?"

Antwort des Ziegenschurz: „Ja."

„Ei, das sollst Du nicht thun, sondern wenn Dich jemand fragt, so unterrichte ihn und sprich: da und da komme ich her; denn es ist an manchen Orten der Gebrauch, daß man den Handwerksburschen nicht pfleget einzulassen, er muß zuvor den Namen von sich geben, oder er muß sein Bündel unter dem Thor ablegen und das Zeichen holen, (das auf der Herberge lag und dem Reisenden zu seiner Legitimation beim Thorschreiber übergeben wurde, nachdem er sich beim Herbergsvater als zu dem betreffenden Handwerke gehörig zu erkennen gegeben hatte) so wird es Dir der Thorwärter schon sagen und sprechen: Gesellschaft, wie heißet Ihr mit Eurem Namen? Den sage ihm willig, und dann frage ihn: Mein guter Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister die Herberge ist, so wird er Dir sagen, daß sie in der oder jener Gasse ist." . . .

War der Unterricht vollendet, so sagte der Schleifpfaffe zum Ziegenschurz: „Nun, so stehe auf, kehre Dich dreimal um und sprich mir nach: Glück herein! Gott ehr' ein ehrsam Handwerk. Meister und Gesellen, da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Geselle, den N. zu einem ehrlichen Gesellen zum dritten Male. Nun, ihr Gesellen, gehet hinaus, holet die Schrauben herein, damit ich ihn zu einem Ohre einschlage, zum andern wieder 'raus."

Und nun folgte der Schlußact der Ceremonie. Der Schleifpfaffe wandte sich vom Ziegenschurz wieder an die Versammlung und sprach:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich mag von dem Tisch heruntersteigen, daß ich Macht habe, den Schemel vom Tische zu nehmen, und daß ich den Schemel mag auf die Achsel heben. Ich sage, mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, die Umfrage zu thun. Derohalben frage ich zum ersten Male, so etwan ein Meister oder Geselle da wäre, der es wüßte, daß ich in diesem Schleifen ein Wort oder etliche möchte verfehlet haben, der wolle aufstehen, vor den Tisch treten und Solches anmelden, hernach aber stille schweigen. Es ist umgefragt zum ersten Male."

Mit ähnlichen Worten fragte der Redner noch zwei Mal, dann bat er — natürlich „mit Gunst" — mit dem Ziegenschurz abtreten zu dürfen, und wenn sie wieder hereinkamen, sprach er:

„Guten Tag! Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk, Meister und Gesellen. Ich sage mit Gunst: vorhin habe ich mit hereingebracht einen Ziegenschurz, einen Reifenmörder, einen Holzverderber, einen Pflastertreter, einen Meister- und Gesellenverräther; ich hoffe, jetzund werde ich hereinbringen einen ehrlichen Gesellen. Ist etwa Einer oder der Andere da,

der beſſer geſchliffen iſt als dieſer, ſo wollen wir ſie miteinander unter die Bank ſtecken und wieder hervorziehen, damit ſie alle beide gut geſchliffen werden.

Hiermit wünſche ich Dir Glück und Segen zu Deinem Geſellenſtand und auf Deine Wanderſchaft. Gott helfe Dir, daß Dir's wohl gehe zu Waſſer und zu Land, und wo Du heute oder morgen mögeſt hinkommen, da Handwerksgewohnheit nicht iſt, ſo hilf ſie aufrichten. Haſt Du nicht Geld, ſo nimm Geldeswerth. Hilf Handwerksgewohnheit ſtärken und nicht ſchwächen; hilf eher zehn ehrlich machen, als Einen unehrlich. Wo es aber nicht ſein kann, ſo nimm Dein Bündel und lauf davon."

Hierauf mußte der neue Geſelle auf die Gaſſe laufen und Feuer ſchreien. Die andern Geſellen kamen dann und begoſſen ihn mit Waſſer. War er wieder einigermaßen trocken, ſo ging es zum Schmauſe. Dabei wurde ihm der oberſte Platz eingeräumt, ihm ein Kranz aufgeſetzt und auf ſeine Geſundheit getrunken.

Mehrere Reichsſchlüſſe des vorigen Jahrhunderts bezeichnen dieſe Ceremonien als „Unfug," die Anſprachen der Schleifpfaffen als „lächerliche" oder „läppiſche" Redensarten. Wären ſie alle von der Beſchaffenheit wie das hier von den Faßbindern Mitgetheilte geweſen, ſo würde ich jene Ausdrücke nicht verſtehen, die Hänſelung vielmehr von gutem Gefüge, ſinnreich, nützlich, poetiſch und ſtellenweiſe recht humoriſtiſch finden. Indeß wird ſie in manchen Kreiſen vielfach ausgeartet, unfläthig und grauſam geworden ſein, und ſo iſt es erklärlich, daß das Reich wie die Einzelſtaaten gegen den zur Unſitte gewordenen Brauch einſchritten und ihn unter Androhung empfindlicher Strafen verboten. Aber es dauerte geraume Zeit, bevor man der Sache völlig Herr wurde, und noch im Jahre 1810 ergingen Erlaſſe, in welchen die Fortdauer derſelben trotz aller Bedrohungen gerügt wurde.

Derartige ſpäter in bloße Neckerei und Mißhandlung ausgeartete Aufnahmefeierlichkeiten waren übrigens, wie bereits hervorgehoben wurde, keineswegs blos in der Sphäre der Handwerker üblich, ſondern erſtreckten ſich über alle Berufsarten, die ſich zu Körperſchaften zuſammenſchloſſen, und bei allen wird der Sache anfänglich derſelbe Gedanke zu Grunde gelegen haben, der nämlich, daß der Candidat aus niedrigen und rohen Verhältniſſen in höhere und feinere, daß er aus Unehren zu Ehren und Rechten erhoben werde, und daß ihm dieß recht deutlich zum Bewußtſein gebracht und recht feſt eingeprägt werden müſſe. Dazu kam die Luſt der alten Zeit an ſymboliſchem Spiel, und damit verband ſich wieder ihr Gefallen am Necken, Foppen und Schrauben, an Schwänken und Poſſen, die zuweilen etwas empfindlicher ausfielen, als den damit Heimgeſuchten lieb ſein konnte. Bei den Handwerkern trat hierzu, wie oben bemerkt, noch das Bedürfniß, dem Betreffenden die Regeln und Bräuche mitzutheilen, die er beim Wandern zu beobachten hatte. Bei einigen Berufszweigen und Verbänden ſpielte auch die Abſicht eine Rolle, die Concurrenz und den Zudrang durch die Grauſamkeit der Prüfung zu ſchwächen, der ſich die Candidaten zu unterziehen hatten.

Der Bewerber um den Rang eines Faßbindergeſellen wurde, wie wir geſehen haben, durch „Schleifen," d. h. durch Ziehen bei den Haaren, Umwerfen und Begießen mit Waſſer oder Bier, aus einem „Reifenmörder" und „Holzverderber," aus einem unnützen „Pflaſtertreter," einem „Meiſter- und Geſellenverräther" zu einem „ehrlichen Geſellen" gemacht. Aehnlich war der Gang des Hänſelungsverfahrens bei den andern Handwerkern mit alleiniger Ausnahme der Schuſter, die auffallender Weiſe dieſe Gebräuche nicht kannten.

Die Aufnahmen in die Freimaurerlogen und die Beför-

derungen zu höheren Graden in denſelben bewahren in ihrem Ceremoniel deutliche Anklänge an ſymboliſche Handlungen ähnlicher Art, mit denen der Eintritt in die Bauhütten der mittelalterlichen Werkmaurer verbunden war. Noch in unſerm Jahrhundert wurden in der ſächſiſchen Armee, vielleicht auch in andern, die „Steppchen," d. h. die Knaben, welche die Regimenter als Gehülfen des Profoßes begleiteten, ihm die Spießruthen ſchnitten und zutrugen, bei Hinrichtungen fungirten u. d., wenn ſie herangewachſen waren und Einreihung unter die eigentlichen Soldaten verlangten, unter erniedrigenden und mit Späßen gemiſchten Ceremonien, bei denen ſie u. A. auf allen Vieren in den zu ihrer Aufnahme gebildeten Kreis der Mannſchaften zu kriechen hatten, „ehrlich geſprochen."

Bei Natangen in der Provinz Preußen werden nach Friſchbier noch jetzt auf dem Lande Jungen, die Knechte, und Kleinknechte, die Großknechte werden ſollen, für die ihrer wartende hohe Stufe durch das „Wormke ſette," Würmchen ſetzen, eingeweiht, wobei allerdings der Humor, wenn er je dabei zugegen geweſen iſt, dem bloßen Prügeln Platz gemacht hat. Der Betreffende wird über eine Bank gelegt, man ſetzt ihm den Abſatz einer „Schlorre," eines Holzpantoffels, auf den Hintern oder legt dort einen Stock feſt auf und ſchlägt dann mit einem Stück Holz darauf. Der Schmerz ſoll ein ſehr empfindlicher ſein.

Ferner gehört in dieſen Zuſammenhang die Taufe der Matroſen, welche zum erſten Male die Linie paſſiren, ein Act, der noch heute gebräuchlich iſt. Neptun ſteigt mit ſeinem Dreizack und ſeinem langen Hobelſpahnbart in Begleitung ſeiner Frau und anderer Masken aus den Ruſſen herauf, und es giebt allerhand derbe Späße, reichliches Begießen der zu Seeleuten von langer Fahrt zu Weihenden mit Salzwaſſer, Abſchaben

derſelben mit einem ungeheuren hölzernen Barbiermeſſer, heimliches Ausſpannen oder Vorhalten von Tauen, über welche die vom Waſſerſturz Geblendeten fallen u. d. Die Rede, die Neptun dabei zu halten pflegt, hat feſtſtehende Form, in welcher durch die vorherrſchende Komik der Zweck durchſcheint, den Vorgang als eine Erhöhung darzuſtellen.

Noth oder Zweckmäßigkeit ließ früher die Kaufleute nach den Stapelplätzen und Meſſen in Karawanen reiſen, und wer ſich einer ſolchen anſchloß, mußte ſich, wenn es zum erſten Male geſchah, hänſeln laſſen, gleichviel, ob er zur Kaufmannſchaft gehörte oder einen andern Beruf hatte. Dafür waren bei der Regelmäßigkeit der Reiſerouten verſchiedene Stationen beſtimmt, für die z. B., welche von Nürnberg und ſüdlicheren Orten auf die leipziger Meſſe zogen, Neuſtadt bei Coburg, für die, welche von Norden oder Oſten her nach der Meſſe in Frankfurt a. M. reiſten, Hersfeld bei Fulda und für die, welche aus Deutſchland nach Italien wollten, Brixen in Tirol. Mannichfache Quälereien wurden dabei vorgenommen, doch konnte ſich der Täufling — der Act wurde, wie urſprünglich bei den Handwerkern, als „Taufe" bezeichnet und beſtand vorzüglich in tüchtigem Naßmachen der zu Hänſelnden unter verſchiedenen komiſch gehaltenen Reden — mit einer gewiſſen Summe loskaufen, die dann im Quartier gemeinſchaftlich vertrunken wurde. Eine ähnliche Hänſelſtation befand ſich in Siebenbürgen am Waſſer Keres, wo der Fürſt Stephan Bathory, ſpäter König von Polen, „durch ſelbſteignes, höchſt anſehnliches Exempel das daſelbſt eingeführte löbliche Herkommen beſtätigte."

Ungemein grauſam, aber gleichfalls mit allerlei Poſſen und Hanswurſtiaden verbunden, war das Hänſeln auf den Comptoiren der Hanſeaten im Auslande, beſonders auf dem in Bergen, da es hier den Nebenzweck hatte, die Söhne der Wohlhabenden von

den sehr einträglichen Stellen der Handelsniederlassung fern zu halten und dieselben den Aermeren zu bewahren. Von den dreizehn „Spielen," denen sich der Candidat dabei zu unterwerfen hatte, erwähne ich nur die drei schlimmsten und gefährlichsten: das Schmauch-, das Wasser- und das Staupenspiel. Bei dem ersten wurden die Betreffenden von den älteren Angehörigen der Colonie an Stricken unter der Dachlucke des Schütting aufgehangen, die für den Durchlaß des Rauches bestimmt war. Dann zündete man unter ihnen Haufen von Haaren und andern bei der Verbrennung übelriechenden Stoffen an, deren Qualm zu ihnen hinaufstieg, während man ihnen eine Anzahl von Fragen vorlegte, um sie zum Oeffnen des Mundes und zu reichlichem Einschlucken des stinkenden Rauches zu nöthigen. Nach vollendeter Prüfung wurden die Gepeinigten — wenn sie nicht inzwischen erstickt waren, was einige Male geschah — in den Hof geführt und tüchtig mit Wasser getauft. Das Wasserspiel fand um Pfingsten statt und bestand darin, daß die Lehrlinge des Comptoirs zu Schiffe gebracht, entkleidet und dreimal in die See getaucht wurden, worauf man sie mit Ruthen peitschte. Auch hierbei sollen Tödtungen vorgekommen sein. Das dritte Spiel folgte ein paar Tage später. Der Schütting wurde, während die Lehrlinge in den nächsten Wald geschickt wurden, um den Maienschmuck für denselben und zugleich die Ruthen zu ihrer eignen Stäupung zu holen, festlich hergerichtet und namentlich die eine Ecke mit Teppichen verhangen und dadurch in das „Paradies" verwandelt. Am nächsten Morgen zog man vom Comptoir in großer Procession paarweise nach einem Garten vor dem Thore. Die jüngeren Hauswirthe führten den Zug in schwarzen Mänteln, den Degen an der Seite. Hinter ihnen schritten Trommler her, die wacker das Kalbfell rührten. Nebenher liefen Masken, ein Narr im Schellenkleide mit Esels-

ohren und Fuchsschwanz, ein norwegischer Bauer, ein Bauerweib u. a., welche dem Volke das Spiel erklärten und rühmten, die Leute neckten, sie mit Wasser begossen und mit Kuhschwänzen Hiebe austheilten — Possen, die sich bei der Rückkehr des Zuges wiederholten. Im Schütting angekommen, wo sich inzwischen auch die Lehrlinge eingefunden hatten, hörte die Gesellschaft zunächst eine Rede an, in welcher einer der älteren Hauswirthe die Lehrlinge zu Fleiß, Ordnung und Treue ermahnte, sie vor Trunkenheit und Schlägerei warnte und mit den Worten schloß, wer sich das Spiel im weiteren Verlaufe nicht auszuhalten getraue, der könne noch zurücktreten. Mittags gab es dann einen Schmaus, bei dem die Lehrlinge aufzuwarten hatten. Am Schlusse desselben wurde der Narr infolge eines fingirten Streites mit seinem Herrn zuerst in das Paradies geschickt, worauf die Lehrlinge ein Mahl erhielten, bei dem man sie betrunken machte, und nach welchem sie einer nach dem andern vom Narren in das Paradies abgeholt wurden. Jeder von ihnen mußte sich die Beinkleider aufknüpfen und dann unter dem Teppichvorhange durch auf Händen und Füßen in diesen abgesperrten Raum und dort mit dem Kopfe in einen ihm vorgehaltenen Sack kriechen, worauf ihm vier starke Gesellen das entblößte entgegengesetzte Ende mit Ruthen bearbeiteten, bis das Blut floß. Damit man das Geschrei der Gemarterten nicht höre, wurden während der Procedur Trommeln und Becken geschlagen. Nach vollendetem Spiel sprach der Narr den Wunsch aus, daß „zum Flore der Handlung und des Comptoirs diese edle Sitte immerdar erhalten bleiben möge.“ Diese Stäupung hatte der Lehrling nicht blos einmal, sondern acht Jahre hinter einander jedesmal um dieselbe Zeit mit sich vornehmen zu lassen. Jener Wunsch des Narren aber erfüllte sich bis tief in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Mehrere Könige von Dänemark hatten der

schändlichen Quälerei mit allerhöchstem Wohlgefallen beigewohnt, als endlich Christian der Dritte 1554 durch eine Beschwerde darüber die Hansa veranlaßte, sie zu verbieten. Allein schon 1585 wurde sie wieder erlaubt, nur sollten die Lehrlinge sie hinfort blos dreimal aushalten müssen.

Auch unter den Fuhrleuten Thüringens war das Hänseln üblich, und daß die Sitte bis in die höchsten Stände hinaufreichte, ergiebt sich schon daraus, daß der Knappe zum Ritter „geschlagen" wurde, und wird weiter unten noch mit einem Beispiele belegt werden. Natürlich — so darf ich bei dem zunftartigen Charakter unsrer alten Universitäten wohl sagen — fehlte sie auch in den Kreisen der gelehrten Welt nicht, und davon will ich jetzt in einem Auszuge aus einem der Kapitel des um das Jahr 1480 zu Heidelberg im Druck erschienenen, von Zarncke neu herausgegebenen „Manuale Scholarum" eine Probe mittheilen, die man mit der Ceremonie vergleichen wolle, durch welche der Faßbinderlehrling Hinz oder Kunz Ziegenschurz ein „ehrlicher Gesell" seines Handwerks wurde. Mit Bedauern werden die Leser dabei gewahr werden, daß unsere Musensöhne bei derartigen Gelegenheiten weit weniger sinnvoll und zugleich weit weniger sauber zu Werke gingen als die von ihnen so gering geachteten „Handwerksgnoten," ja daß sie bei Lichte besehen eigentlich recht rohe und unfläthige Rüpel waren.

Daß die in meinem Beispiele erwähnten Mißhandlungen nicht blos in Heidelberg vorkamen, und daß an andern Hochschulen nicht glimpflicher und reinlicher verfahren wurde, zeigt u. A. eine prager Verordnung von 1544, wo es heißt: „Beschlossen, daß die, welche ihre bäuerischen Sitten ablegen und der Rohheit entsagen (vulgo: Beaniam in hircum deponunt; der hircus ist der Sprößling eines alttestamentarischen Bockes, nämlich des Sühnbockes des israelitischen Versöhnungsfestes)

ſanfter und rückſichtsvoller, als in früheren Jahren zu geſchehen pflegte, aufgenommen und behandelt werden ſollen. Denn alle jene üblen Gerüche von Würmern wimmelnder Lungen, Stinkereien und Entſtellungen des Mundes und anderer Körpertheile durch flüſſiges Pech, durch Beſchmieren mit Hefen und andern faulen und unſaubern Dingen, welche Uebelkeit erregen, und durch welche gute Männer und edle Jünglinge beleidigt werden können, ſind unterſagt und durch dieſe Verordnung fortan aus unſrer Mitte verbannt."

Die Welt außerhalb der akademiſchen Kreiſe galt den letzteren im Mittelalter und bis in die neue Zeit herein als eine barbariſche Wildniß, und wer aus ihr unter die Jünger der Wiſſenſchaft aufgenommen ſein wollte, mußte ſich erſt einer gründlichen Reinigung und Zuſtutzung unterziehen. Er war ein „Beanus" (Gelbſchnabel) oder „Bachant," ſpäter ein „Fuchs," und ſo hieß der Aufnahmeritus, den die älteren Studirenden mit ihm vornahmen, Anfangs „Beania" und in den letzten Jahrhunderten „Fuchstaufe." Dieſe Ceremonie, auf allen deutſchen Univerſitäten eingeführt, zerfiel in zwei Acte, welche „die Prüfung in der Geduld" (examen patientiae) und die „Losſprechung" (depositio) hießen, und endigte mit einem Schmauſe oder Gelage. Sie war ein kleines Drama mit zwei ſprechenden und handelnden Perſonen, dem „Reiniger" (mundans) und dem „Gehülfen" (juvans), einer ſtummen und leidenden Perſon, dem Beanus oder Fuchs, und einem ebenfalls ſtummen Chore, den Magiſtern und Studenten der Burſe, zu welcher der Fuchs gehörte. Dieſer hatte ſich, nachdem er immatriculirt worden, an einen älteren Landsmann zu wenden und um Vollziehung ſeiner Aufnahme von Seiten der Studentenſchaft zu bitten. Ein Bekannter jenes Landsmannes diente bei der Feierlichkeit als Gehülfe. Die Sprache war das Küchenlatein, welches

damals auf den Hochschulen allgemein nicht blos die Unterrichts- sondern auch die Umgangssprache war. Der Fuchs saß, wenn das Schauspiel beginnen sollte, abenteuerlich und ungeheuerlich verlarvt und vermummt in einem Winkel. Und nun zu unsrer Probe.

Der Reiniger eröffnet den ersten Act damit, daß er sich über den fürchterlichen Gestank beklagt, der in der Stube herrsche, und meint, es müsse „ein faulender Leichnam" hier sein, oder „ein Bock, das unsauberste der Thiere." Er will, da das nicht auszuhalten, sofort wieder weggehen. Sein Gehülfe aber bittet ihn, zu warten und nachzusehen, was die Ursache dieser Beleidigung seiner Geruchsnerven sein möge. Sie suchen umher und finden endlich den Beanus in seiner Ecke.

Der Reiniger: „Holla, was ist das für ein Ungethüm?... Dieses Vieh trägt Hörner, hat Ohren wie ein Ochs, aus beiden Kinnladen stehen ihm Zähne heraus, mit denen es wie ein Wildschwein zu hauen droht. Die Nase, krumm wie ein Eulenschnabel, die rothen Triefaugen verrathen grimme Wuth. Wehe dem, welchen es packt!" ... „Drücken wir uns, damit es nicht einen Angriff auf uns macht!"

Der Gehülfe: „Aber besehen will ich mir es doch, wenn ich dabei auch Gefahr laufe. Was meinst Du wohl dazu? — Ich glaube wahrhaftig, 's ist ein Beanus."

Nach einigen Zwischenreden spricht der Gehülfe den Candidaten an und läßt sich von ihm die Hand reichen. Aber sogleich ruft er erschrocken aus: „Ach Du Galgenstrick, kommst Du, um mich mit Deinen Krallen zu kratzen? Ich lasse Dich nicht heran, ich wäre denn vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt." ... „Was bleibst Du sitzen, Waldesel? Siehst Du denn nicht, daß hier Magister zugegen sind, verehrungswürdige Männer, vor denen man aufzustehen hat? O guter Gott, wie

ein steifer Klotz steht er da und fürchtet sich nicht, obwohl Aller Augen auf ihn gerichtet sind!"

Der Reiniger: „Wie kannst Du ihn nur so erschrecken? Ich leide es nicht länger, weil er mein Landsmann ist. (Zum Candidaten gewendet.) Sei guten Muthes, ich werde Dir beistehen und Dich vertheidigen. Nimm dieses Glas und trinke." ... „Ei Du dummer Teufel, scheust Du Dich nicht, das Glas anzurühren? In diesen Becher, aus welchem so große Gelehrte wie Deine Magister getrunken haben, willst Du Deinen Schnabel tunken, der giftiger als der des Basilisken ist? Dir gebührt, Wasser zu saufen, und zwar schmutziges an den Bächen mit dem Vieh. Dort hinein stecke Du wie ein Vierfuß Dein plumpes Maul, stille Deine Gier, und wie ein von langem Laufe müde gewordener Gaul ziehe mit keuchenden Lefzen das Wasser ein."

In diesem und schlimmerem Styl geht es noch eine Weile fort, und es wird dem Beanus, während in dem Zwiegespräch zwischen Reiniger und Gehülfen bald Mitleid, bald Ekel und Entrüstung über seinen rohen und verwahrlosten Zustand die Oberhand gewinnen, auf das Gröbste und Gründlichste die Ueberzeugung beigebracht, daß er ein widerliches Scheusal, ein „Schatten des Nichts," und „der Nichtigste aller Nichtsnutze" ist. Endlich fragt der Reiniger den Gehülfen: „Was sollen wir nun mit ihm anfangen?"

Der Gehülfe: „Einfältige Frage! Vielerlei ist erforderlich; denn ich merke wohl, er kam mit der Absicht zu uns, von jener Mißgestalt befreit und dann in die löbliche Zunft der Studenten aufgenommen zu werden. Ich glaube, das Nächste, was wir zu thun haben, ist, daß wir einen Arzt holen. ... Aber da bist Du ja, mein Camillus, berühmt und hochgelahrt in der Heilkunst; Du verstehst Dich ja ganz trefflich darauf, wie man Strolchen und Verrückten die Hörner stutzt und ihnen die

Zähne ausreißt. Die Ohren kippen wir ihm, wie herkömmlich, mit Messern. Später vertreiben wir ihm die Entzündung der Augen. Mühe aber wird es kosten, ihm den langen fürchterlichen Bart zu scheeren. Wenn Du daher eine recht scharfe Pflugschaar hast, aus Eichenholz gemacht, so wirst Du ihn sauber herausputzen. Alsdann bekenne er seine Sünden. Endlich werde er von den verehrungswürdigen Magistern seines Mißgeruchs entledigt und unsrer Gemeinschaft einverleibt."

Damit ist das Programm des Weiteren gegeben. Der Reiniger geht, um seine Instrumente und Arzneien zu holen. Sein Gehülfe tröstet mittlerweile den Candidaten und zwar u. A. auch damit, daß man ihn, falls ihn während der ihm bevorstehenden Operation eine Ohnmacht befallen sollte, mit Pillen aus Nießwurz und Album Graecum zu stärken wissen werde. Der Reiniger kommt mit einer aus ekelhaften Stoffen — „Fett aus Bocksbohnen, Fimus Virgineus und Blumen, die in der Mitternacht wachsen, wenn die Bauern den Tag über tüchtig Meth gezecht haben" — zubereiteten Salbe, mit einer Säge, einer Zange zum Zahnausreißen, einer hölzernen Pflugschaar und einem Priesterkragen wieder und geht nun mit seinem Gehülfen an die Umwandelung des Candidaten aus einem abschreckenden Ungethüm in einen ordentlichen und wohlgesitteten Menschen. Zuerst sägt er ihm die Hörner ab; dann werden ihm mit der Zange die Eberhauer ausgedreht, worauf der Gehülfe sagt: „Diese Zähne werde ich mir aufheben und bisweilen als Sehenswürdigkeiten ausstellen. Ich lasse mir dann von den Zuschauern Geld dafür zahlen wie die, welche Meerungeheuer zeigen." Darauf reibt man dem Beanus Kinn und Wangen mit Wasser ein, in welches Kräuter gethan sind, die der Gehülfe „aus dem Garten, da der Abtritt ausläuft," geholt haben will, und das Barbieren mit der eichenen Pflugschaar beginnt. Nach Beendigung dieser ebenfalls nicht behag-

lichen Procedur ſagt der Reiniger zu dem ſo Gemißhandelten: „Da ſieh' mal Deinen Bart, ſchwarz wie der des Jüngers, der Chriſtum verrieth! Von Dir aber glaube ich, daß Du rechtſchaffen biſt, und daß Alle vorſichtige Gäſte ſind, die, wenn Du in die Herberge trittſt, ihre Sachen bei Seite ſchaffen."

Man thut nun, als ob der Beanus unter dieſer Behandlung in Ohnmacht fallen wolle, oder unſer Ceremonienbuch ſetzt nach Erfahrungen bei früheren Gelegenheiten dieſer Art voraus, daß dieß wirklich in der Regel eintritt. Sein Geſicht hat ſich verändert, er ſchneidet Grimaſſen, er iſt blaß geworden. Der Gehülfe holt auf Anweiſung des Reinigers zuvörderſt die Salbe herbei, und als dieſe nicht anſchlägt, Pillen — aus dem Ochſenſtall. Nichts will helfen, und ſo ſchickt ſich der Reiniger, indem er den Prieſterkragen umhängt, an, dem anſcheinend Sterbenden die Beichte abzunehmen. Hierbei kommen allerlei greuliche Laſter und Miſſethaten zum Vorſchein, unter denen man ſich die ſchlimmſten und unreinlichſten denken möge. Der Reiniger macht ſein Beichtkind darauf aufmerkſam, wie ſchwer er ſich vergangen, und fährt dann fort:

„Sintemalen aber den aufrichtig Beichtenden die Losſprechung nicht verweigert werden darf, und ein frommer Beichtiger wie ich nur eine Buße auferlegen kann, ſo ſoll Deine Buße Folgendes ſein: Für dieſe Deine Sünden und den entſetzlichen Geruch wirſt Du Deine Lehrer mit einem großen Schmauſe wieder zu Kräften bringen. Ich ſage, Deine Lehrer, die Du ſpäter wegen der Menſchenfreundlichkeit und des Wohlwollens, welches ſie Dir erweiſen werden, pflegen und ehren wirſt; deſſelbigen Gleichen auch Deinen Beichtvater, den höchſten Seelenarzt und nicht minder den Arzt Deines Leibes, welcher in dieſer Stunde Dir, dem Tiefheruntergekommenen, mit den köſtlichſten Medicamenten auf's Schleunigſte zu Hülfe eilte." . . .

Der Redner wendet sich jetzt an die gegenwärtigen Magister, deren Vorsitzender den zweiten Act, die Deposition, die vermuthlich nur kurz war und lediglich in einer Art Absolution und darauf in der Aufnahme des Beanus unter die vollberechtigten Studenten bestand, zu vollziehen hat, und spricht:

„Verehrungswürdigster Magister, hier steht ein sehr großer Sünder, er beging jene unsagbaren Missethaten. Mir ist die Befugniß verliehen, Buße aufzuerlegen, und das ist geschehen: ich habe ihm eingeschärft, sein Gut zum Verjubeln herzugeben, und er hat versprochen, uns mit dem besten Weine zu tractiren und all den Mammon zu verthun, den sein Erzeuger auf seinem tusculanischen Landgute zusammengescharrt, all die Goldfüchse, die seine Frau Mutter dem Gemahl entwendet und in ihrem Schatzkästlein versteckt hat."

Darauf fordert der Redner den Beanus auf, zu dem Vorsitzenden der Magister hinzugehen und ihn um die Deposition zu ersuchen. Dieß geschieht, und die Lossprechung und Aufnahme erfolgt, worauf die Anwesenden den nunmehrigen Studenten beglückwünschen, der jetzt seinen Schmaus zu geben hatte.

So vollzog sich die Aufnahme der Beane oder Füchse im fünfzehnten Jahrhundert und wahrscheinlich schon viel früher; denn das Heidelberger „Handbuch für Studenten," das hier citirt wurde, nennt die Deposition einen „alten Brauch." Im sechzehnten Jahrhundert erhielt sich die Sitte und ebenso im ganzen nächstfolgenden, sowie in der ersten Hälfte des achtzehnten, in dessen zweiter sie dann völlig andere Formen annahm, aufhörte, ein officieller Act, dem Alle sich zu fügen hatten, zu sein, und nur noch von denen gefordert wurde, die sich einer Studentenverbindung angeschlossen hatten.

Zu Luthers Zeit trat nur insofern eine bemerkenswerthe Veränderung in der Ceremonie ein, als man — vielleicht, weil

die Beichte jetzt an Bedeutung verloren hatte — an die Stelle der Absolution eine Taufe setzte. Die üble Behandlung neueingetroffener Studenten währte überall fort, und die Deposition wurde von den Universitätsbehörden nicht nur geduldet, sondern geschützt und gefördert. Der Depositor war in dieser und der nächstfolgenden Zeit gewöhnlich ein alter Studiosus, einer von denen, welche die Universität nie verließen und zuletzt mit weißen Haaren als Musensöhne im achtzigsten oder hundertsten Semester zu ihren Vätern versammelt wurden. Er wurde auf mehreren Universitäten vom Rector erwählt und feierlich auf sein Amt verpflichtet, erhielt für seine Bemühungen von der betreffenden akademischen Körperschaft in der Regel eine Vergütung, die zu Wittenberg in einigen Fässern Bier bestand, und hatte von den durch ihn zu Befördernden außerdem ein Honorar zu beanspruchen, welches in Altdorf einen Gulden betrug.

Melanchthon und ebenso Luther wußten der Deposition eine fromme Deutung und eine nützliche Seite abzugewinnen. Nach jenem erinnerte die Hudelung und Beschimpfung der Beane oder Bachanten den jungen Studiosen daran, „daß ihm im Leben manche Unbill und viele Schwierigkeiten zustoßen würden, die er mit Seelenruhe ertragen müsse, um nicht durch Widerspenstigkeit in größeres Unheil zu gerathen.“ Luther aber nahm, wie Grohmann in seinen „Annalen der Universität Wittenberg“ berichtet, einst in eigner Person die Deposition mehrerer Füchse mit den Worten vor:

„Leidet solch Kreuz mit Geduld ohne Murmelung. Gedenkt daran, daß Ihr in Wittenberg geweiht seid zum Leiden und könnet sagen, wenn es nun kommt: Wohlan, ich habe zu Wittenberg ernstlich angefangen, deponirt zu werden, das muß mein Lebenlang währen. Also ist unsere Deposition nur eine Figur und Bild des menschlichen Lebens in allerlei Plagen, Unglück und Züchtigung.“

Darauf goß Doctor Martinus — das erſte mir bekannte Beiſpiel einer eigentlichen Fuchstaufe — den Betreffenden Wein auf die Häupter und abſolvirte ſie in herkömmlicher Weiſe vom Beanus und Bachanten. Er wird alſo in der Nachahmung des Aeußerlichen des Sakraments keine Entheiligung erblickt haben.

Die Taufe mit Wein kommt übrigens ſchon früher als integrirender Theil bei den Ceremonien vor, von denen die Beförderungen in der Zunft der mittelalterlichen Herolde begleitet waren. Die letzteren zerfielen in Perſevanten oder Lehrlinge, Herolde oder Geſellen und Wappenkönige oder Meiſter. Wer zum Perſevanten aufgenommen wurde, empfing die Weintaufe gewöhnlich von einem Wappenkönige. Wer zum Herold befördert wurde, erhielt ſie von dem Fürſten, dem er diente, ſelbſt, wie denn u. A. Karl der Kühne von Burgund dieſen Ritus mehrmals vollzogen hat. Auch hier war der Act mit gewiſſen Ceremonien verknüpft, die an das Hänſeln der Handwerker erinnern.

Kehren wir zu den Studenten der Zeit Luthers zurück, ſo beließ man es, abgeſehen von dieſer Taufe, im Weſentlichen bei der früheren Behandlung der Füchſe und fügte nur noch, wie das um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts entſtandene Lied: „Salvete, candidi hospites“ beſagt, zu den Hörnern, mit denen ſie erſchienen, und die ihnen abgeſägt, zu den Schweinshauern, die ihnen ausgebrochen, und zu den Bärten, die ihnen mit der Pflugſchaar abgekratzt wurden, einige andere poſſenhafte Symbole, z. B. Glättung der auf eine Bank Hingeſtreckten mit einem Hobel hinzu.

XIV.

Der Humor auf der Kanzel.

Wiederholt wurde ſchon darauf hingewieſen, daß auch die Kirche dem Volkshumor Einlaß geſtattete, daß er hier Eſelsfeſte feierte, das „Oſtergelächter“ hören ließ und in Straßburg dem Rohraffen allerlei Poſſenreißerei geſtattete. Gleichfalls ſchon erwähnt ſind die Fratzenbilder, mit denen die Baumeiſter der mittelalterlichen Münſter ihre Bauten verzierten. Dagegen iſt noch in der Kürze der komiſchen Naivetät zu gedenken, mit welcher bisweilen die alten deutſchen und niederländiſchen Maler Gegenſtände und Ereigniſſe der heiligen Geſchichte darſtellten. Ein Beiſpiel iſt jenes Gemälde, welches den Verſuch Abrahams, ſeinen Sohn Iſaak zu opfern, und deſſen Rettung durch einen Engel zum Gegenſtande hat. Der Erzvater bedient ſich hier ſtatt des Opfermeſſers einer Piſtole, und der Engel vereitelt ſein Vorhaben, indem er das Pulver auf der Pfanne von oben herab durch ein Verfahren naß macht, welches ich die Leſer, denen das Bild unbekannt iſt, errathen laſſen muß. Mehrfach ließ der Volkswitz auch die Glocken der Kirchen ungeiſtliche Dinge ſagen. Bei Sebaſtian Franck leſen wir: „Daher der Schwank

fließt, daß man spricht gemeiniglich: In einem Pfarrthurm hängen drei Glocken; die erste und kleinste sagt angezogen und geläutet: Gem wyn, gem wyn! (Gebt ihnen Wein), die andere gröbere, so man die Nonglocke nennt, spricht: Wer zahlt's? Wer zahlt's?" Zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die brummt: „Die Bauern, die Bauern, die Bauern." Ein schweizerischer Scherz auf das Zusammenläuten, der bei Rochholz zu finden ist*), und bei dem man sich den Pfarrer auf der Kanzel und unter ihm die versammelte Gemeine fragend und antwortend zu denken hat, lautet: „I der Chile lütets (In der Kirche läutet's): Sind mini Schölme alli do? alli do? — (Gemeinde): Bist au eine! Bist au eine. — (Nachschlagender Glockenschwengel): Er chunt! Er chunt!" (Er kommt.) Daß der Humor des Volkes auch die Kanzel bestieg und bisweilen mehr Spaß als Glauben und gute Sitte vortrug, ist gleichfalls schon gesagt und soll nun mit einer Auswahl von Beispielen belegt werden.

Ich spreche zunächst von der katholischen Kanzel der alten Zeit, die deshalb einen eigenthümlichen Charakter hatte und hier und da noch hat, weil ihre Prediger vorwiegend bestimmten Orden angehörten, welche eigenthümliche und, wo man sich ihrer mit Maß und Takt bedient, nicht unrichtige Grundsätze über die Art, wie man zum Volke sprechen müsse, ausbildeten und anwendeten. Frühzeitig spielte in den Kapuzinerpredigten der Hanswurst eine Rolle, und da Kapuziner die hauptsächlichsten geistlichen Volksredner waren, so theilte sich ihr barocker Styl vielfach auch andern predigenden Mönchen und Priestern mit, und das war nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien der Fall, ohne daß man an den komischen

*) Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 61.

Redewendungen und poſſenhaften Einfällen, mit denen die Betreffenden in der Regel ihre Ermahnungen würzten, irgendwie Anſtoß genommen hätte.

Es gab eine Zeit, in welcher die Scholaſtik ſich mit Alfanzereien beſchäftigte wie die: Ob Gott auch ſündigen könnte, wenn er wollte? Ob er das wiſſen könne, was er nicht wiſſe? Ob es ihm möglich ſei, die menſchliche Natur weiblichen Geſchlechts anzunehmen? — wo man ſich an der Sorbonne mit unbewußtem Humor über die Frage klar zu werden bemüht war: Ob Gott in ſeiner Allmacht die Welt auch durch einen Eſel habe erlöſen laſſen können? Ob durch einen Kürbis? Wie der Eſel gepredigt haben könnte, und wie ein Kürbis ohne Arme und Beine zu kreuzigen geweſen wäre? Man zog am Sonntag vor Oſtern mit dem Palmeſel in Prozeſſion durch die Straßen nach der Kirche, und man trieb verſchiedene andere Eſeleien vor dem Altare. In dieſer Zeit oder in den Tagen, wo die Nachklänge ſolcher Narrethei ſich noch nicht verloren hatten, wird das zunächſt folgende naive Späßchen, welches ſich ein Mönch zu Dijon machte, nicht aufgefallen ſein und vielleicht ſogar in gewiſſem Maße erbaut haben.

Der wackere Kuttenträger predigte von der Geburt Chriſti: „Der Hahn krähte: Chriſtus natus est,“, wobei der Prediger den Hahnenſchrei nachahmte. „Der Ochſe fragte: Ubi, ubi?“ fuhr jener fort, indem er das Ubi brüllend ausſtieß. „Das Schaf antwortete: Zu Bethlehem, zu Bethlehem! — Der Eſel endlich ermunterte Alle durch ein Jamus! Jamus! ſich zu dem göttlichen Kinde zu begeben.“ Das Mittelalter wird Aehnliches in allen Kirchen gehört haben. Aber noch viel ſpäter waren wenigſtens hier und da dergleichen Wunderlichkeiten in Kanzelvorträge eingeflochten.

Père Honoré, ein berühmter Kapuziner des ſiebzehnten

Jahrhunderts, zog während einer Predigt über die Eitelkeit alles Irdiſchen und die Vergänglichkeit des Menſchenlebens plötzlich einen Todtenkopf hervor und begann ihn anzureden. „Sag' einmal," fragte er ihn, „biſt Du etwa der Schädel eines Richters?" Damit ſetzte er ihm das Barett eines ſolchen auf. „Haſt Du niemals die Gerechtigkeit für ſchnödes Gold verkauft, Du Schurke? Haſt Du niemals in der Sitzung geſchlafen, anſtatt den Angeklagten zu hören? Oder biſt Du vielleicht der Kopf eines vielbewunderten hübſchen jungen Mädchens geweſen? Ja, das wirſt Du wohl geweſen ſein. Obwohl Du jetzt Dein ſchmuckes Geſichtchen eingebüßt haſt, biſt Du ganz, was Du ehedem warſt. Hohl — hohl — hohl! Und ſag doch, wo iſt jetzt der reizende Mund mit den roſigen Lippen, und wo ſind die bezaubernden Augen, die ſo Viele unglücklich machten? Allerdings, Deine Zähne ſind noch ſo weiß wie früher, ein wahres Freſſen für den Teufel," u. ſ. w.

Noch komödiantenhafter trieb es Brydaine, der einſt — zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — folgende Poſſe auf der Kanzel aufführte. Ein Diener mußte ihm einen Strick um den Hals legen und ihn mitten durch die andächtige Gemeinde nach jener hinführen. Oben angelangt, duckte der ſchauſpielernde Prediger ſich und verſchwand hinter der Einfaſſung der Kanzel, worauf er durch Aechzen, Stöhnen und Ausrufe des Schmerzes einen Verdammten nachahmte, der in der Hölle die ewige Pein litt. Dann tauchte er wieder auf über der Brüſtung und rief mit Donnerſtimme: „Nicht lange, ſo werdet Ihr die Poſaune des jüngſten Tages vernehmen. Vielleicht ſchon morgen! Wie, was ſage ich, morgen? Vielleicht ſchon heute." Und unmittelbar nach dieſen Worten begannen zwölf hinter einem Vorhange verſteckte Trompeter die Poſaunen des Weltgerichts zu blaſen.

Ueberaus dreist und derb war die Komik, mit welcher in einer Zeit, wo die Revolution den Hochmuth der französischen Grandseigneurs noch nicht gedemüthigt und ihre Macht über ihre Umgebung noch nicht gebrochen hatte, der Pfarrer von Pierre Buffière in Limousin vornehmen Leuten den Standpunkt klar zu machen bemüht war. Er that z. B. in einer seiner Predigten folgenden Ausfall: „Die Frau Herzogin klopft an das Himmelsthor. Petrus fragt: Wer pocht da? — Ich bin die Frau Herzogin, sagt sie. — Was für Zeug? erwidert Petrus. Die Frau Herzogin, die sich das Ballet ansieht, die Frau Herzogin, die statt in die Kirche lieber auf den Tanzsaal geht? Die Frau Herzogin, die sich mit Schminke bemalt, die Frau Herzogin, die ihre Liebhaber bei sich hat, wenn der Herzog verreist ist. Zum Teufel mit dieser Frau Herzogin! In der Hölle wird sie ihren Platz finden. Und krach schlägt Petrus die Himmelspforte zu.“ — „Ja wohl, Ihre Haare sollen blond sein? Perücke ist es. Ihre Rosenwangen sind Natur? Vermillion und Bleiweiß ist es. Betrug und nichts als Betrug! Sie haben eine schöne Gestalt? Betrug, den Ihr Schneider recht gut kennt, und Ihr Schuhmacher gleichfalls, der die hohen Absätze gebaut hat. Schwindel, Schwindel und lauter Schwindel! Sie sind eingebildet auf Ihr schönes Haar? Elende Lüge! Welcher Bauerndirne haben Sie es wohl abgekauft? Eine Bettelfrau hat es vielleicht als ihr rechtmäßiges, ihr von Gott verliehenes Eigenthum getragen, jetzt gebrauchen Sie es als Täuschung. Ihr Leben ist eine Beleidigung gegen Gott, eine Schande der Natur, ein Hohn den Männern gegenüber, ein Skandal vor den Engeln, eine Freude für den Teufel? Großer Gott, können Sie denn nicht zufrieden sein mit dem, was eine gütige Natur Ihnen geschenkt hat?“ — Derselbe wackere Seelenhirt war auch nicht gerade allzuhöflich gegen seine

Bauern. „Wenn der Tag des jüngsten Gerichts erscheint," sagte er einmal zu ihnen von der Kanzel, „so wird Gott in Betreff Eurer Rechenschaft von mir fordern: Pfarrer von Bussière, wo sind Deine Schafe? Ich werde still bleiben. Dann wird er wieder fragen: Pfarrer von Bussière, wo hast Du Deine Schafe? Wieder werde ich schweigen. Wenn er sich aber zum dritten Male erkundigt, wo Ihr seid, so werde ich antworten: Herr, allmächtiger Gott, Du hast mir Viehzeug gegeben, und Viehzeug bringe ich Dir wieder."

Beispiele solchen Kanzelhumors stehen mir noch einige aus Frankreich zu Gebote. Ich begebe mich aber jetzt nach Deutschland, um die interessanteste Erscheinung zu betrachten, welche dieses Gebiet hier aufzuweisen hat. Ich meine den vielgenannten, 1709 als Hofprediger in Wien gestorbenen schwäbischen Augustinermönch Ulrich Megerle, oder, wie er mit seinem Klosternamen hieß, Abraham a Sancta Clara. Seinen Predigten ist große Menschenkenntniß und rücksichtsloser Freimuth nachzurühmen, bis zu einem gewissen Grade auch ein tüchtiger Verstand; im Uebrigen erscheint er als ein überaus beweglicher und phantasiereicher Geist, mit einer starken satirischen Ader, deren Ergüsse fast immer barock, bisweilen sehr komisch, mitunter auch sehr unreinlich sind. Abschweifen und über den Strang schlagen ist bei ihm die Regel. Manche seiner Predigten haben Stellen voll Feuer und Schwung, viele einen guten Kern, einige sind dagegen fast nur ein Gemisch von possierlichen Anekdoten, abgeschmackten Legenden, Zoten, Wortspielen, Reimen, die zuweilen nach der Regel: Reim Dich oder ich freß Dich mit den Haaren herbeigezogen sind, guten und schlechten Witzen und kräftigen Schimpfreden. Die Absicht ist wohl auch hier gut gewesen, aber sie erstickt in den Allotriis. Die Predigt wird bunt, zu bunt, sie wird zur Harlekinade.

Von dem Gewimmel seiner Wortspiele nur einige Proben. „Ja, Obolus (er spricht vom Gelde) und Diabolus ist fast Ein Ding.“ — „Corpus in einem Anagramma heißt Porcus; diesem Thiere ist nichts lieber als sich in dem Koth wälzen; das Wörtlein Leib in Buchstabenwechsel Blei, man besudelt sich durch das bloße Anrühren mit diesem Metall.“ — „Zuweilen sieht man einen groben Gesellen, der mehr einem Schuhmeister als einem Schulmeister gleichet, weil er das Klopfholz immer in Händen trägt;“ „und ist er seiner kupferigen Nase wegen mehr schandroth als schamroth.“. — „O, wie oft sind die Accidentia lauter Occidentia, die Manchen um Leib und Seele bringen!“ — „Von vielen Jahren her ist das römische Reich schier römisch arm geworden durch stete Kriege*), von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer geworden durch stete Kriege, Elsaß ist ein Elendsaß, der Rheinstrom ist ein Peinstrom geworden durch lauter Krieg; Ungarnführt ein doppeltes Kreuz im Wappen, und bisher hat es viel tausend Kreuz ausgestanden durch lauter Krieg.“ — „Aber wer verursacht so langwierige, klägliche, schmerzliche Kriegsempörungen? Wer? Der; nein, sondern Die, die Sünde.“ — Das Aergste aber, was der spielerische Redner in dieser Hinsicht geleistet hat, ist wohl seine Aufzählung der Verluste, welche die Pest in Wien angerichtet hatte, nach Plätzen und Straßen. „In der Herrengasse hat der Tod geherrschet,“ „in der Bognergasse hat der Tod ziemlich seinen Bogen abgeschossen, auf der Singerstraße hat der Tod Vielen das Requiem gesungen, in der Riemerstraße hat der Tod aus fremden Häuten Riemen geschnitten,“ „auf dem alten Fleischmarkt hat der Tod auch seine Fleischbank gehabt,“ „auf der Seilerstatt hat der Tod Vielen Fallstricke gelegt,“ „auf dem Salzgries hat's der Tod

*) Diese von Schiller benutzte Stelle befindet sich in der Predigtsammlung: „Reim Dich oder ich beis Dich.“ Sämmtl. Werke, Passau, S. 364 des 8. Bandes.

Manchem verſalzt, auf dem Katzenſtieg hat der Tod ſtark gemauſet, den Sauwinkel hat der Tod ziemlich geſäubert, bei den zwölf Apoſteln hat der Tod einen Judas Iſchariotb abgegeben," „in dem Schloſſergäſſel hat der Tod Vielen die Thüre aufgeſperrt in die Ewigkeit," „in dem Judengäſſel hat der Tod keinen Sabbath gehabt," und ſo geht's weiter durch noch zwei Dutzend Straßen und Gaſſen. Auch nicht von Stroh iſt endlich, was wir in einer der Predigten von der Schönheit erfahren. Sie iſt eine Angel, ein Engel, ein Agſtein, ein Eckſtein, ein Brunnen, eine Brunſt, eine Wieſe, ein Waſen, ein Bach, ein Pech, eine Tafel, ein Teufel. Ein Teufel, von dem ſich ein Jeder gern läßt holen, eine Tafel, bei der ein Jeder gern thut ſchmarotzen, ein Pech, an dem ein Jeder will kleben, ein Bach, in dem ein Jeder will baden, ein Waſen, auf dem ein Jeder will graſen, eine Wieſe, die ein Jeder will mähen, eine Brunſt, bei der ſich ein Jeder will wärmen, ein Brunnen, aus dem ein Jeder will trinken" u. ſ. w.

Höflichkeit und Verblümtheit iſt nicht die Sache unſeres Gottesmannes. Aber dieſe Eigenſchaften waren auch nicht die Sache ſeiner Zeit. Die Geizigen „ſchnarcht" er an: „O, Ihr elenden Simpel, Ihr thut ſchaben und graben, Ihr thut ſchnaufen, und laufen, Ihr thut treiben und reiben, Ihr thut ſpringen und ringen, Ihr thut trennen und rennen nur wegen des Geldes; Ihr trinket nicht genug, Ihr eſſet nicht genug, Ihr ſchlafet nicht genug wegen des Geldes. Daher ſtehen Euch die Augen im Kopfe wie zwei hohle Nußſchalen, die Wangen ſind erbleicht wie ein alter pergamentner Lehrbrief, die Haare ſind Euch zerſtreut wie ein abgeſtochnes Schwalbenneſt, Eure Beine ſind nur mit der Haut überzogen wie eine alte Garniſontrommel." „Wenn Ihr nur halben Theils thätet ſo viel leiden wegen Gott, was ihr ausſtehet wegen des ſchandenvollen und ſchadenvollen

Mammons, so würdet Ihr in der Glorie etwa gleich sitzen einem Bachomio oder Paphnutin; aber Ihr elende Geldschaben, Geldraben müßt sammt aller Eurer Müh und Arbeit noch dazu ewig braten." „Ihr müßt allhier Hitz und Schwitz übertragen und noch in jener Welt das unendliche Wehe ausstehen. Ihr vernunftlose Geldkäfer, wem sammelt Ihr?" U. s. w.

Indem er die Maurer beim Kragen nimmt und ihnen vorwirft, sie überschritten gewöhnlich betrügerischerweise ihre Bauanschläge, sagt er: „Doxius als der erste Maurer soll von den Schwalben das Handwerk gelernt haben, so hat er gewiß dasjenige von ihnen auch abgelernt, was sie einmal dem frommen Tobiae erwiesen." (Vgl. Tobias II, 11.)

Den Bürstenbindern ruft er zu: „Willkommen, Ihr saubern Bürstenbinder. Ihr thut Andere säubern und bleibt selber unsauber, das Sprichwort ist schon drei Meilen hinter Babylon bekannt: Er sauft wie ein Bürstenbinder. Ihr macht keine Arbeit lieber als die Kandel bürsten, Eure Arbeit nimmt den Staub weg, aber das Maul staubt bei Euch nimmermehr; denn es allezeit von Wein und Bier feucht ist. Darum kein Wunder, daß Eure Arbeit so liederlich, und wird ein Borstwisch kaum viermal gebraucht, da fängt er schon an sich zu mausern wie eine alte Bruthenne."

Ganz besonders kräftig wäscht unser Prediger den Soldaten den Kopf. „Das Weib im Evangelio hat den verlornen Groschen wieder gefunden, der Joseph hat seine saubern Brüder gesucht und gefunden, der aber Zucht und Ehrbarkeit bei Soldaten sucht, wird nicht viel finden. Jenem Blinden, dem der Heiland das Gesicht erstattet hat, kamen zuerst die Leute vor wie die Bäume, mir kommen die Soldaten vor nit wie die Bäume, sondern wie die Stauden und Dornhecken; denn es darf kein Weib vorbeigehen, welche solche Hecken nit am Rock zupfen

und anhalten." — „Die Fischer in Holland fangen zuweilen die Meerfräulein im Wasser, aber unsre Soldaten fangen sie gar oft auf dem trocknen Lande, und ist ihnen keine Belagerung lieber als bei Magdeburg, zumalen fast keine Magd oder ehrliche Tochter vor ihnen sicher." — „Jener Bauer sagt scherzweis, um weil er von den Soldaten sehr geplagt worden, daß er immerzu bete, Gott, der Allmächtige wolle der Soldaten Beten und Wünschen erhören. Die Ursach war diese, weil solche meistens fluchen: Der Teufel hol' mich! Der Donner erschlag' mich! Sterb' ich in's Teufels Namen." — In gleich scurriler Weise werden andere Untugenden der Kriegsleute durchgenommen, namentlich ihr tolles Trinken und daß sie „in der Grammatica hauptsächlich die Verba osterendi wissen."

Ferner mag eine Probe zeigen, was für Geschichten er zuweilen in seine Predigten verwebt. „Des Kaisers Diocletiani Landvogt Dulcidius wußte an einem Orte drei edle schöne Jungfrauen, welche ganz fromm und Christo dem Herrn ihre Jungfrauschaft gewidmet hatten. Es wollte aber solche Lilien der liebetobende Landvogt selbst abbrocken, stürmet derentwegen bei nächtlicher Weile das Haus dieser englischen Nymphen, wird aber durch eifriges Gebet derselben von Gott also wunderlich verblendet, daß er den geraden Weg der Kuchel (Küche) zueilet, und sind ihm allda die rußigen Kessel und Pfannen vorkommen wie die Jungfrauen; daher er dieselben die ganze Nacht durch stets geküßt und gebützt, umfangen und gehalst und nicht anders vermeint, als habe er, was er verlangt. Den andern Tag nahm er den Weg nach Hause mit großem Contente, verwundert sich aber, daß ihm die übermüthigen Gassenbuben also nachlaufen und ihn für einen Narren ausrufen; ja Etliche flohen vor ihm, der Meinung, er sei der lebendige Teufel. Viel haben ihn mit Steinen und Prügeln dergestalten bewillkommet, daß er mit

schnellem Fuß nach Haus geeilt und geschwind sich vor den Spiegel gestellt. Da hat er mit Bestürzung gesehen, daß sein Angesicht vom Ruß und Schmutz so zugerichtet, daß er einer Copie des Teufels ähnlich gesehen."

Recht charakteristisch ist die Predigt über das allmächtige Gebet, welche mit folgender Klimax anfängt: „Alexander ist mächtig gewest, Hannibal ist mächtig gewest, Pompejus ist mächtig gewest, Xerxes auch, Scipio auch, Lucullus auch. Aber ein Ding ist mächtiger: gerad machen, was krumm ist, gescheidt machen, was plump ist, schön machen, was schlecht ist, link machen, was recht ist, jung machen, was alt ist, warm machen, was kalt ist, schwer machen, was leicht ist, tief machen, was seicht ist, gelehrt machen, was stramm ist, nit wahr machen, was Amen ist, hoch machen, was nieder ist, lieb machen, was zuwider ist — ist ja viel, und dieß alles kann das Geld; Geld ist das Mächtigste in der Welt. Es sind vier Theile der Welt: einer heißt Asia, ein andrer Afrika, einer Europa, und der vierte Theil heißt Amerika. Asia hat dreiundvierzig Königreich und Länder, Afrika hat dreiundzwanzig Königreich und Länder, Europa hat dreißig Königreich und große Länder, Amerika hat sechzehn Königreich und Länder. Alle diese haben unterschiedliche Herren und Herrscher, aber das Geld herrscht über Alle, pecuniae obediunt omnes, Alles gehorsamet dem Gelde; das ist wahr gewest, und das ist noch wahr und wird vermuthlich wahr bleiben. Aber ein Ding ist noch auf Erden, welches dem Gelde gleichet in seiner Macht; ja solches ist weit mächtiger, dieses ist ein heiliges Gebet. Wie mächtig dieß sei, erhellet ganz klar aus folgendem Abc." Der gläubige und vielbelesene Barfüßermönch zählt dann in alphabetischer Revue, vielleicht inwendig ein wenig lächelnd, eine Menge von Beispielen für die Kraft des Gebetes auf, indem er mit Augustinus, dem Patron seines

Ordens, beginnt, der einen zu einem Kirchenbau zu kurzen Baum nicht in der Weise der Kiebinger Stangenstrecker, sondern eben durch Gebet länger gemacht hat. Die große Heilige Brigitta hat damit Wasser in Bier, Fleisch in Schlangen, Brennnesseln in Butter verwandelt, der heilige Eligius eine Armee in die Flucht gejagt, Franciscus, der seraphische Vater, einen gebratnen Kapaun zu einem Fisch werden lassen, Georgius Thaumaturgus einen Berg versetzt, Honorius, der heilige Abt, einen fallenden Felsen arrestirt, „daß er noch auf den heutigen Tag in der Luft hanget," Lydwina einen verfolgten Menschen unsichtbar gemacht, Severinus mit dem Gebet Wachskerzen angezündet, Wilgefortis auf gleiche Weise ihr jungfräuliches Gesicht in ein bärtiges Männerantlitz umgestaltet, die heilige Zita sich statt eines Regenschirms des Gebetes bedient, und was dergleichen Wunder mehr sind.

Die verstorbnen Wiener rufen im Fegefeuer: „Wir werden angezündet, wie der Kalk im Ofen, wir werden zerschmettert wie das Eisen unter dem Hammer, wir werden gezogen wie der Flachs durch die Hechel, wir werden geängstigt wie der Hering in der Tonnen, wir werden zerquetscht wie die Trauben unter der Presse, wir werden zerknirscht wie das Pfefferkörnel im Mörser, wir werden zermartert wie die Lumpen in dem Stampf, wir werden zerschlagen wie das Treidkörnlein unter der Drischel, wir werden gebacken wie das Brot in dem Ofen, wir werden geläutert wie das Gold in dem Kolben; wir leiden und leiden, und unser Leiden kann gemindert, ja kann gewendet werden durch das Brot der Engel, durch den Kelch des Priesters in der Messe, durch eine andächtige Communion."

Sehr häufig nimmt unser Prediger seine Exempel aus der Geschichte. Wie es mit seiner Kenntniß derselben bestellt ist, mag ein Auszug aus seiner Charakteristik Muhameds zeigen.

Die Mutter dieſes „Höllengeziefers“ war nach ihm eine Jüdin Hemina, ſeine Helfershelfer bei der Ausbreitung ſeiner Lehre hießen Eubogarus, Hali und Zadit. Der von ihm gepredigte Glaube „beſtund meiſtens in Leibslüſten und wampiſcher Vergnügtheit,“ er ſelbſt war von „einer ſolchen ſtinkenden Bocksart, daß er ſich vierzig Weiber gehalten und noch dazu durch ſondre von Gott ertheilte Privilegia, wie er gottlos vorgab, andere Weibsbilder nach viehiſchem Belieben ihm zum verruchten Gehorſam gehabt.“ Die Muhamedaner glauben, „daß am jüngſten Tage ihr Muhamed werde in einen Widder verkehrt, ſie aber in lauter Flöhe, die, nachdem ſie ſich in deſſen Vließ einlogirt, mit ihm gen Himmel fahren, wo ſie wieder Menſchen werden und ewig alle Wollüſte genießen. Er ſtarb, indem ihn Albunor, einer ſeiner Jünger, vergiftet, um zu ſehen, ob Muhameds Prophezeihung, er werde am dritten Tage von den Todten auferſtehen, wahr ſei, blieb zwölf Tage unbeerdigt und wurde bis auf die Knochen von Hunden aufgefreſſen. Sein Nachfolger auf dem Throne der Sarazenen war Elenbechor, dieſem folgten zunächſt Haurmar, Natman, Huchavias, Girith, Maruam und Habdalon. Unter ſeinem neunzehnten ſowie unter ſeinem zwanzigſten Nachfolger hat Carolus Magnus zwiſchen den Sarazenen und Chriſten ewig Frieden geſchloſſen u. d. m.

Ich führe noch zwei Stellen aus den Predigten des wiener Kanzelredners hinzu, die eine als weiteres Beiſpiel für ſeinen draſtiſchen Humor, die andere als Probe deſſen, was er ſich in Betreff der jetzt auf katholiſchen Kanzeln*) ebenſo wie auf proteſtantiſchen immer mit Behutſamkeit berührten geſchlechtlichen Verhältniſſe in den Mund zu nehmen getraut. In jener, die

*) Eine Ausnahme bilden die Predigten bei Jeſuitenmiſſionen.

in der Predigtsammlung „Merk's“ enthalten ist, heißt es in dem Kapitel, das sich an die Soldaten wendet:

„Wer da? — Nit guter Freund. — Wer ist nit guter Freund? — Ich, sagt der Tod. — Alle Bursch in's Gewehr! — Meine lieben Soldaten, antwortet der Tod, ich lache mir die Haut nit voll, denn ich hab keine; aber das Schmutzen (Schmunzeln) kann ich gleichwohl nit lassen, daß ihr vermeinet, meine Sense soll sich vor euren Piken und Hellebarden entsetzen. Das gereichet mir zu einem ewigen Spott. Wie vielen Hebräern allein hab' ich gewaltthätig das Leben genommen! (Folgt nun eine ausführliche Aufzählung aller nach der Bibel und andern Quellen in der Schlacht oder sonst plötzlich umgekommnen Juden: „Exodus 32, dreitausend, Numeri 14, sechshundertunddreitausendfünfhundertundfünfzig,“ u. s. f.) „Summa aller derer Juden, denen ich gewaltthätig habe das Leben genommen und sie ritterlich obgesieget, steigt nach klarer Zeugniß der göttlichen Schrift auf achtmalhundertundvierundfünfzigtausendmaltausendzweitausendundsiebenundsechzig. Und ich soll euch Soldaten fürchten? Nein, nein, nein, nein, das Gewehr ab! Ob zwar euer Kriegshaupt Mars und ich, Mors, Namenshalber etwas verwandt, so mag ich doch dießfalls die Neutralität nicht lassen einschleichen, sondern erklär mich euch zu einem ewigen Feind, und ist keiner befreit von meiner Botmäßigkeit. Wer daran einen Zweifel fasset, der frage zu Wien die erste Schildwach.“

Die zweite Stelle findet sich in der Sammlung: „Wunderwürdiges ganz neu ausgehecktes Narrennest,“ wo Abraham a Sancta Clara gegen den Gebrauch von Kaffee, Thee und Chocolade eifert. Es heißt da u. A. von der letzteren, die dem Prediger beiläufig männlichen Geschlechts ist:

„Vor die Weiber gedunket er mich etwas zu hitzig zu sein;

denn es ist das Weibervolk jetziger Zeit ohnedem hitzig genug zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und darf sich die Frau keines Chocolade-Ziegels bedienen, den Mann in das Register der unsterblichen Hanreyen einzuschreiben, sondern vielmehr einer abkühlenden Frescade oder aber gefrornen Saftes, deren sie sich in der Fastnacht nach allzu großer Strapatzirung zu gebrauchen pflegen, indem dem Manne mehr daran gelegen ist, die Venus zu dämpfen, als selbe zu wecken." — „Ihro Gestrengen, die alte Frau von Krachbein und Dörrnmüm, welche nunmehr mit der Hülfe Gottes das sechzigste Jahr und in der zweiundfünfzigsten Wochen die zwölf Stunden erlebt, hat unlängst dem Herrn Doctor bekennt, daß sie eine solche Hitz im Leibe und dabei einen solchen Antrieb der Natur empfinde trutz einem Mägdlein von sechzehn Jahren, weilen sie sich eine Zeit hero gänzlich zu dem Chocolade gewöhnet und allezeit eine Schale voll austrinke, ehe und bevor sie in die Predigt gehet. So hat denn auch nicht weniger dem Herrn Feuerfax, welcher in dem academischen Leben allbereits sein Pulver und Blei verschossen, seine junge Frau alle Tag ein halb Pfund Pistatzen und einen ganzen Chocolade-Ziegel verordnet, damit er die geschwächte Natur wieder zu rechtmäßiger Stärke bringe."

Es ist wohl überflüssig, derlei Dinge näher zu bezeichnen. Sie konnten kaum einen andern Zweck haben, als die Predigt einem verdorbnen Geschmack pikant zu machen. Aber in Wien war auch später, sehr viel später, wie das bekannte Räthsel zeigt, welches Zacharias Werner in einer Predigt einem gewählten wiener Publikum aufgab und nach einer Pause voll Verlegenheit unter seinen Zuhörern, die etwas ganz Anderes gefürchtet hatten, mit „Zunge" löste, auf der Kanzel Aehnliches, vielleicht Schlimmeres möglich, und die folgenden Mittheilungen werden darthun, daß Landgeistliche in der Umgebung der

Kaiserstadt sich in ihren Predigten zuweilen eine sehr derbe und unverblümte Komik erlaubten, und daß sie sich kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchten, da ihre Bauern und deren Weiber durchaus nicht blöde waren, sondern, wie man zu sagen pflegt, starken Tabak vertragen konnten. Das Nachstehende ist ein Auszug des zur Noth hier Mittheilbaren aus der ersten Hälfte einer Missionspredigt, die am 25. November 1782 von einem Operarius Catecheticus der Gemeinde des westlich von Wien gelegnen Pfarrdorfs Ottakring gehalten wurde, und die im ersten Bande von Scheibles „Kloster" vollständig abgedruckt ist.

„Erit enim tunc tribulatio magna. Damals (dann) wird Alles drüber und drunter gehen, sagt der heilige Matthäus am 24. Capitel, 21. Vers. Ehe und bevor ich auch hiervon ein Mehrers melde, wollen wir den Beistand des heiligen Geistes mit einem andächtigen Vaterunser und heiligen Avemaria anrufen. Euer Lieb und Andacht stehen auf und bezeichnen sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprechen: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — He, Buben dort im Winkel, wollt's Ruhe geben, oder ich schick den Schulmeister über euch. Druckt's nit, steht's fein still und gebt's Acht. — Ja, meine lieben Christen, wann wir an das schreckliche Drüber und Drunter denken, von welchem der Heiland sagt, so sollt uns billig sch—angst werden. Nit wahr, wann unausstehliche abscheuliche Hitz einen so martert, daß man den ganzen Tag hindurch wie eine Sau schwitzt, wie mir's selber oft genug geschieht, oder wann ihr den ganzen langen Sommertag hindurch in euren Weinbergen zur Erde gebückt fortarbeitet u. d., daß das erschreckliche Plag ist, besonders wenn ihr es mit Unwillen thut und euch nicht einen heiligen Einsiedler oder sonst einen frommen Mann zum Muster nehmt. Aber das ist alles noch kein Schatten jener fürchterlichen

Trübsal. Jetzt zeigt euch unser Herrgott durch Worte nur ein wenig, daß ihm einmal Ernst werden könnte, jetzt g'spaßt er sich noch immer mit euch, wie man sich etwa mit Kindern g'spaßelt und ihnen zum Zeitvertreib allerlei Mährlein erzählt. Aber tunc, sagt der Heiland, tunc enim erit tribulatio magna. Damals erst wird er ein paar Worte im Ernst mit euch reden. Damals wird sich der göttliche Richter kein Blatt mehr vor's Maul nehmen; damals wird er euch nicht mehr mit aller Sanftmuth auf den Weg der heiligen Buße locken — er wird eure Sündentafel vor der ganzen Welt an den Nagel hinhenken und dem allwissenden Vater sagen, was ihr hier in eurem Leben für ein liederliches Gesindel gewesen seid. Er wird nicht so geduldig den Narren machen, wie wir Priester, und warten, bis den Lumpen gelegen ist, den Pack der Sünden in den heiligen Beichtstuhl hineinzuschmeißen. Gieb Rechenschaft von Deiner Haushaltung, wird er euch anfahren wie ein Löwe. Da wird wohl Manchem das Herz in die Hosen fallen, da wird euch wohl die Kurasch vergehen. — Ei ja, bis euch nicht die Sterne um die Köpfe fliegen, der volle Mond im Herunterfallen brav drücken und die brennheiße Sonne zu Staub und Aschen verbrennen wird, eher glaubt ihr so nichts — Unsereiner möcht sich zu eurem Besten die Gurgel abschreien; aber merken könnt ihr's, wenn nicht Stroh in euren Köpfen wäre, daß wir uns schon allgemach diesen letzten Zeiten nahen, wo es eine allgemeine Execution absetzen wird. Es stehen ja schon die schlechten Christen und falschen Propheten auf. Ich sage, schlechte Christen. Und hab' ich etwa nicht recht, wenn ich behaupte, daß der Beste unter euch keinen Kreuzer werth ist? Gesteht mir's lieber gutwillig. Also Kurasch! — heraus mit der Farbe! Ist denn wahres Christenthum bei euch? Geht ihr gern in die Predigt? Laßt ihr euch gern in die christliche Bruderschaft

einschreiben? Ei ja, da sind's die Geschwinden nicht." „Die Saufbruderschaften sind euch lieber, wo ihr so hinlämmeln und euren Text lesen könnt;" „aber der Teufel wird euch schon einmal die Zeche zahlen, er wird euch schon noch einmal das Christenthum einprägen, er wird euch schon noch rupfen, wart's nur."

„Ich zittere allemal, meine Kinder, wie ein nasser Hund, so oft ich auf die gefährlichen Zwergwege der Ewigkeit — Immer und Nimmer — komme. Ach Immer, das nimmer sich endet! Ach Nimmer, das immerzu währet! O, Immer, Deiner sollten wir nimmer vergessen! O Nimmer, Deiner sollten wir immer gedenken! O Immer, du beständiger Stachel des Fleisches! O Nimmer, du höllische Marter der Jungfrauen! O Immer, du erhältst den Jungfrauen ihre Reinigkeit! O Nimmer, du giebst den Jünglingen Standhaftigkeit! O Immer! O Nimmer! ihr macht uns heilig und haltet uns in der Unschuld! Immer wird sündigen, welcher betrachtet das Nimmer. Nimmer wird frömmer, welcher bedenkt das Immer.

Wenn ihr also hübsch an das Immer und Nimmer gedächtet, wie süß, lieblich und angenehm würde euch alle Müh und Arbeit schmecken, für welche die ewige Seligkeit feilgeboten ist! Nehmt's euch nur ein Beispiel an der seligsten Jungfrau Maria. Sie war noch ein kleines Frazerl von drei Jahren und krachselt aus lauter Lieb und Andacht zum Jesuskindel fünfzig hochmächtige Staffeln Jerusalems hinauf. Aber was thut ihr unseligen Fratzen? Euch muß man in die Kirche bei den Haaren hereinschleppen, eure Eltern müssen euch fast bis zur Kirche prügeln; Ihr klattert und krachselt auch, aber wohin? — daß ihr doch den Hals brächet von den Leitern, die nach den Löchern führen, wo eure Huren liegen! Ich muß euch's recht sagen, wie ich's meine, sonst sagt ihr gleich wieder: Den

Pfoffa verſteht mer nit. Und wenn Worte nichts ausgeben, ſo will ich mir nächſtens brav Ziegelſteine mit auf die Kanzel nehmen und ſie euch auf eure dicken Schelmenköpfe werfen.“ „Ich will euch den Fuchs ſchon noch aus dem Buſche klopfen, ihr hängohrende Landſchelmen ihr!“

„Alſo ſchau, meine liebe Dorfjugend, führe Dich gut auf; unſer Herrgott hat ſeine närriſche Freud an ſchönen und wohlgezognen Kindern, darum er auch den heiligen Lazarus auf Fürbitt ſeiner Schweſtern, der häuslichen Martha und ſchönen Magdalena, die ein gar ſaubres Dirnel war, da er ſchon wie zum Schmecken geſtunken, wieder aus dem Grab auferweckt hat. Den Jünger Johanneſel hat er gar auf der Schooß, ſitzen und an ſeiner Bruſt liegen laſſen, weil er ein feines Knaberl war und kein ſo raudiger und niſſiger Bube, wie ihr Gaiſchliffeln ſeid. Ihr ſitzt auch gerne auf der Schooß aber bei euren Menſchern, und da wünſchet ihr viel lieber Tag und Nacht darin zu liegen, ihr geilen Schweif ihr. Was wird der Herr mit euch thun, die ihr euch nicht ſo aufführt, wie der heilige Johanneſel gethan hat? Um die Alten hat ſich der barmherzige Heiland ſo nimmer recht annehmen wollen, er hat ſchon gewußt, daß ſie von Todſünden ſtinken wie die Kuhmenſcher, wenn ſie von der Miſtlache kommen, und daß Chriſam und Taufe an ihnen verloren iſt. Der alte grundehrliche Patriarch Jakob hat auch ein paar ſaubere Sohnel gehabt, die ihm ſein Herz bis in die Grube abgefreſſen haben; aber des Heli ſeine, das waren ein rechtes Paar Spitzbuben, die den Menſchern ſogar beim Opfern keine Ruhe gelaſſen haben.

Item, Kinder ſollen der Andacht ergeben ſein, in der Weisheit brav zunehmen und hübſch Gehorſam leiſten. Die Kinder ſollen zeitlich in der Fruh aufſtehen und fleißig arbeiten, aber da heißt's gemeiniglich: Voda, i mog nit, is gor z'kalt. — No

warts a weni, mon wird enk's Bett oder die Streu auswarma. — Da ranzen sie sich erst wie die Säu im Kindelbett von einer Seit auf die andere. Nachher, wenn's aufgestanden sind, da heißt's: Wo is mai Schui? Wer hot main Brustfleck? — Da sollt der Vater den Ochsenzahm nehmen oder's Staberl und sollt enks suichen, da wurd's ös schon finden. Wann's angelegt sein, da können's einen Rienken Brot herfressen, das nur eine Freud zuzuschauen ist; aber zur Arbeit sind's nichts nutz. — Gelt's, Buben und Menscher, da lachts, weil ich euch brav trief? — Eure Eltern sind die nämlichen Stöcke wie ihr, nur um ein paar Jahre älter. Die Wahrheit kommt ihnen selbst lächerlich vor. — No, hoben's halt auch in ihrer Jugend nit anders g'macht. Aus Zaunstöcken wachst kein Weinstock. — Das alles hat der heilige Johannesel nit thon. Er hat früh und abends schön bet, den heiligen Rosenkranz in der Hand g'habt, den Katechismus fleißig durchblättert, darum hat ihn auch Gott gesegnet.

Ich könnt' euch noch eine Menge Beispiele aus der heiligen Schrift anführen, wie Gott die Kinder segnet, die ihm trauen, aber nur eins noch. Schauts, der Davidl war ein Hirtenbübl, er hat die Lambel geholten, und nachher hat ihn Gott gar zu einem König gemacht, weil er ihm traut hat. Er hat alle Tag auf der Halten früh und abends zur Mutter (Gottes) bitt und auch für seine Lambel, daß ihm Gott soll keins zu Grunde gehen lassen. Endlich hat ihm doch einmal ein Bär, aber kein Saubär, wie's so manchen unter euch giebt, ein Lambel gestohlen, der Davidl aber hat's ihm gleich aus der Goschen gerissen und hat 'n Bär auch zerrissen. Noch nicht genug: ein ander Mal sind große Leute daher gekommen, die hat man Riesen genennt. Da war einer drunter, der hat Goliathl geheißen, der war der größte unter ihnen — ei ja!

— er war gut zweimal so groß und dick als euer Kirchthurm, und hat mit den Jsraeliten raufen wollen. Es hat sich auch Einer und der Andere über ihn gewagt, aber der Goliathl hat sie gleich auf dem Schlachtfeld wie eine Blunzen von Sauerkraut mit Haut und Haar weggefressen. Da hat sich halt keiner mehr traut, mit ihm zu raufen; mithin wären die Jsraeliten alle gefangen worden. Da hat aber der König Saul, der ein grundgescheidter Mann war und im kleinen Finger mehr gehabt hat, als mancher gnädige Herr in der Stadt unter der ganzen Parocken, dem, der den Goliathl umbringt, seine Tochter zum Weibe versprochen. Das war halt gar ein schlanks Dirndl. Jhre Haare waren wie Seiden, ein schönes Gefries (Gesicht), zwei Brüste — kurz, sie war durchaus so proportionirt wie der Berg Libanon. — Das alles hat dem Davidl gefallen — hat was von schönen Menschern gehalten, der Davidl. Jch glaub's gern, die Bauern selbst würden dergleichen Kost nicht verachten. — Das war nachher so immer seine königliche Unterhaltung, wenn ihn das schwere Staatsruder müd gemacht hat. Da hat er gesagt, er will raufen mit dem Riesen. Sie haben ihm gleich einen Sabel umgehenkt, der größer war als er, die Narren die, und weil er damit nicht umgehen konnt, so schmieß er den Sabel weg, ging zum Bach, klaubt sich fünf dreieckige Steine aus und legt einen davon in seine Schleuder. Gelts, Buben, das Gespiel kennts auch? — Jetzt ging er auf den Riesen los, schmeißt und schmeißt ihm halt just den Stein an die Stirn, patsch, da ist der Goliathl niedergefallen wie ein Ochs auf die Erde und hat alle Viere von sich gestreckt wie ein krepirtes Pferd. Da hat der Davidl geschwind den Sabel des Riesen genommen und hat dem Goliathl damit den Hals abgefärkelt. — Schauts, das hat er alles thun können, weil er an Gott glaubt hat, darum hat er auch Kurasche gehabt, so was zu unternehmen. Aber ihr rußigen

Bauernbuben, ihr habt keinen Glauben, eure Kuraſche iſt wie die Kuraſche der Schneider, oder die der Soldaten, die bei der Mutter hinter'm Ofen ſitzen und ſich an Speckknödeln z'todt freſſen.

Ihr habt nur eine Maulkuraſche; darum werdet ihr auch keiner ein König oder Kaiſer werden, ſondern rußige, zaghafte, faule und ſtinkende Bauerburſche verbleiben. In der Jugend denkts nicht an Gott, und im Alter wird er euch auf die Kappen — ihr wißt ſchon, was ich ſagen will." U. ſ. w.

Auch die proteſtantiſche Kirche hat eine Anzahl ſehr komiſcher Erſcheinungen auf ihrer Kanzel aufzuweiſen, von denen die beiden, von deren Beredſamkeit ich im Folgenden Proben geben werde, noch entſchiedener und voller Repräſentanten des Volkshumors ſind, als die beiden Katholiken, die ich bisher ſprechen ließ. Ich übergehe die vielen wunderlichen Käuze, welche im Reformationszeitalter und noch geraume Zeit nachher auf den lutheriſchen Kanzeln oft recht drollig gegen den Papſt und nicht minder gegen das Interim, die Calviniſten, Kryptocalviniſten und andere Ketzer zeterten, und verweile auch nur einen Augenblick bei den Moralpedigten, mit denen der wackere und originelle hamburger Paſtor Balthaſar Schuppius ſich zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts in weiten Kreiſen einen Namen machte. Seine Reden waren Satiren, in denen dem Hanswurſt das Wort geſtattet war und allerhand hübſche Fabeleien die Zuhörer erbauen helfen mußten. Man hat ihn mit Abraham a Sancta Clara verglichen, und in der That erinnert Manches von ſeinen Vorträgen, z. B. die Betrachtung des Wörtleins Nichts, an den wiener Auguſtinermönch. Nur ſteht Schuppius ſittlich höher und meint es im Grunde ernſter wie dieſer. Er iſt übrigens ein Gelehrter, und ſo ſteht er nur mit einem Fuße auf dem Gebiete, über das ich den Leſer hier zu führen gedachte. Jobſt Sack-

mann dagegen gehört diesem Gebiete ganz an, und so mag ein Auszug aus einer der wenigen von ihm noch vorhandenen Predigten hier eine Stelle finden. Sackmann war von 1680 bis 1718 im Dorfe Limmer bei Hannover Pastor, und man hat ihn ebenfalls, wenn auch ohne Grund, mit Abraham a Sancta Clara zusammengestellt. Gewiß ist auch er eine komische, ja eine sehr komische Erscheinung, aber sein Wesen ist ein ganz anderes als das seines katholischen Zeitgenossen in Wien. Er hat wenig von dessen Beweglichkeit, dessen Lust an Wortspielen, dessen barocken Einfällen und nichts von dessen satirischem Zuge; er ist keineswegs ohne Witz und Schalkhaftigkeit, aber weit mehr noch als hierdurch wirkt er durch seine Naivetät, die dadurch noch erheblich verstärkt wird, daß er sich auf der Kanzel meist der Volkssprache seiner Gegend, also des Plattdeutschen, bedient.

Die Predigt, aus der ich citire, ist eine Leichenrede auf den Küster und Schulmeister Michel Wichmann zu Limmer. Im Exordium erzählt der Pastor, nachdem er bemerkt hat, daß es schon zu Esaias' Zeiten Gebrauch gewesen, selig verstorbenen Personen eine christliche Leichenpredigt oder wenigstens eine Standrede zu halten:

„As ek am vörigen Frydage, da ek noch am Dische sat un myn betken Stockfisch mit grönen Arften (Erbsen) to Lyve brocht hadde, un een Slückſken (Schlückchen) Aquavit darup setten wolde, kam myne jüngste Dochter Anntrynken togelopen un reip ut vollem Halse: Papa, de Schaulmeester is dood!" — „Asse myne Dochter my dat toreip, so düchte my dat eben so veel to syn, as wenn da steit: Predige, und er sprach: Was soll ich predigen? Alles Fleisch ist Heu! Manch wyßnäsige Kumpan möchte hier seggen: Wat preddigt use Pastor? Ist alles Fleisch Heu, so mot ook wol alles Heu Fleisch wesen!

My dücht aber, he wold' eene kruse Näse maken, (die Nase rümpfen) wenn man em up der Köste (beim Essen) anstatt Fleisch Heu vorsätte. Ja, dat hedde ek ook Vorsake, Du grobe Gesell! Solst Du dynen Seelenhirten ook wol vor eenen Heuossen ansеen? Daby sühst Du eben, wo (wie) unentbehrlike Lüde Lehrer un Preddiger sünd, üm de Woorde recht uttoleggen. Alles Fleisch ist Heu will so veel seggen: Alle Menschen sind wie Heu, sind so vergänglich wie Heu, oder, as de kristlike Kerke singt: Alle Menschen müssen sterben, Alles muß vergehn wie Heu. Alle Menschen, keenen utgenomen als Henoch un Elias, averst een oder twei Swalken (Schwalben) maket keenen Sommer. Ja, wenn sek de Dood mit Gelde wolde afkoopen laten, so däde manch Schraphals synem Harten noch wol eenen Stot un telle een dusend Dalerken af, un wenn et ook luter Wildemannsdrüddel wesen mösten; averst de Dood let sek de Hand nich smären. He maket et as use Schaulmeester, de plegde to seggen: Wat Vedder! Wat Fründ! Junge treck (zieh) de Bözen af."

Der Prediger sagt dann, daß der Tod sich auch mit Soldaten, Hellebarden und Flinten nicht abhalten läßt, und daß er selbst in's hannoversche Schloß eingedrungen ist und verschiedene dort residirende Landesväter überwältigt hat, wobei er auf politische Verhältnisse, Krieg und Frieden und zuletzt auf einen Besuch zu sprechen kommt, welchen er den unter dem katholisch gewordenen Johann Friedrich in die hannoversche Schloßkirche eingezognen Castraten abgestattet hat, über die er sich in ergötzlich naiver Weise verbreitet.

Dann fährt der Redner fort:

„Da nu de Dood de Förſten, Kaiser un Könige nich mal verschonet, wat is et denn to verwunnern, dat he sek an usem Schaulmeester ook vergrepen hat," und nun folgt eine Lobrede

auf letzteren, die dadurch eingeleitet wird, daß der Paſtor den Unterſchied zwiſchen Kuh-, Schaf- und Schweinehirten und Seelenhirten ſowie zwiſchen den verſchiedenen Arten der zuletzt genannten Hirtenklaſſe behaglich auseinanderſetzt. „De gode ſelige Mann hadde de jungen, ek hebbe de olen Seelen under myn Upſicht, he weide de Lämmer, ek de Schaape. Ja, Schaape gänge wohl noch an, wenn man nich ſau veele Böcke un Zägen darunner wören. Dieſe machen einem armen Seelenhirten das Leben ſauer, daß er manchmal mit dem Propheten Jonas ſeufzet: Ich wollte lieber todt ſein, als leben.“ Der Schulmeiſter habe davon auch etwas gemerkt, heißt es weiter, aber er ſei brav dahinter her geweſen, wenn ſeine Schüler muthwillig geweſen wären oder ihre Lectionen nicht gelernt hätten. Doch ſei er kein Büttel oder Tyrann geweſen. „Nadem eener ſündigede, nadem wör he ſtraft. Erſt kreeg he Ohrfygen, herna Handſmette oder Kniepkens, dann kreeg he eenen ledernen Ars vull — den toog he öhme ganz ſtramm in de Höögde, dat dat Hinnerkaſteel ganz prall ward — mit dem Stock vör de Bözen, un wenn he et gar to groff maket hadde, endlich eenen rechten mit de Raude (Ruthe) vör den blooten Steert nach der Ermahnung des weiſen Königs Salomon: Wer ſein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthen. Die Rauden hedde he vorher int Water leegt, dat ſe better dörtroken (durchzogen), un deſe Strafe is ook am beſten, da beholet de Jungens heele Knaken (Knochen) by. He hedde eenen beſonderen Handgriff daby: wenn de Böze herunner was, ſo kreeg he den Jungen twiſchen de Beene, ſlaug ſyn rechte Knee over öhme her, met de linke Hand heilt he öhme dat Genicke nedder, da hadde he öhn in ſyne Gewalt, dat he keenen Spalks maken kunne, wenn he met de rechten Hand hauete. Dat hebbe ek ook van öhme leert (gelernt) un by mynen Kinnern ook ſo maket; denn

Artifici in sua arte credendum est. Mannigmal moſten ſe ſek ook wol mit dem bloten Knee up Kirſchenſteene ſätten, un dat hulp by etlicken mehr als Släge, na der Regul Pauli: Prüfet Alles und das Beſte behaltet."

Nachdem dem Seligen darauf noch nachgerühmt worden, daß er ſeinen Schülern auch was Rechtes gelehrt habe, daß er bibelfeſt geweſen, und daß er ein paar Meilen weiter weg von der Stadt zur Noth auch einen Paſtor habe abgeben können, folgt ein langer und äußerſt komiſcher Excurs, der davon ausgeht, daß Wichmann mit Sackmann auf der hohen Schule in Hannover geweſen iſt. Der Name des dortigen Rectors Erythropilus bringt den Redner auf die damals noch herrſchende Gewohnheit der Gelehrten, ihre Namen zu latiniſiren oder zu gräciſiren. Er erzählt ferner, wie er demſelben, von ſeinem Vater mit einem fetten Puterhahn beladen, einen Beſuch gemacht, wie er ſein Examen vor ihm beſtanden, und wie er von ihm ein Hoſpitium bei einem Ehepaar bekommen, wo die Frau die Hoſen angehabt. Das läßt ihn nach ſeiner eignen Frau abſchweifen, die es zu Anfang ebenſo habe halten wollen, von ihm aber gebeſſert worden ſei. Daß ſie ihn dermalen beſſer behandelt und gut verköſtigt, läßt ihn ein paar Worte von ſeiner Begabung im Bewältigen von Speiſe und Trank ſagen, und der Umſtand, daß er des Leibes wartet, doch alſo, daß er nicht geil werde, führt ihn zu einem Excurs darüber, daß er ſeiner Frau und ſie ihm treu iſt. Daran reiht ſich ein anderer über die Art, wie er Fußbäder nimmt, und an dieſen ſchließen ſich ein dritter über die Geſchicklichkeiten ſeiner Töchter, ein vierter über ſeine Brille, ferner eine Anekdote von einem Advocaten und einem Präſidenten, bis die Predigt ſich endlich zu der böſen Hoſpita in Hannover und von dieſer wieder zu dem ſeligen Schulmonarchen zurückfindet, von dem nun zunächſt

erzählt wird, wie ihm die katholischen Patres in Hannover nachgestellt und ihn vergeblich überreden gewollt, seinen Glauben mit dem ihren zu vertauschen.

Wir erfahren dann, daß der Selige ein guter Sänger gewesen ist, daß er etwas Latein verstanden, und daß er verschiedene andere rühmenswerthe Eigenschaften besessen hat, was alles in der naivsten Weise vorgebracht wird und Gelegenheit giebt, wieder eine Anekdote einfließen zu lassen.

„Wat he vör Coloraturen maken kunne, davon sünd jy alle Tügen. As ek na Unversteiten toog, da sett he in Tertia, wo he ook en tämlik (ziemliches) Fundament in Latyn leggt het, wo jue Kinner den Nutzen van spoiret heft. Denn he hadde immer welke, de de herrlikſten Sentenzen un Sprüche uptoseggen wußten, to 'n Exempel:

Surge, puer, mane, früh!
Quando bubulcus treibt die Küh;
Quando subulcus treibt die Schwein,
Sollst Du schon in schola sein.

Da lernden de Jungens de vocabula mit Speelen un eene schöne Ermahnung daby. Dat hebbe ek jük by synem Läven noch seggt: Wyd un syd (weit und breit) is sau'n Schaulmeester uppem Lande nich, as Michel Wichmann. Wenn he de Preddigt in der Kerke herlas, so wußte er to rechter Tyd syne Stimme to erheven as eene Posaune, un to rechter Tyd leit he se wedder fallen. Met der Collecte het he syn Dagé keenen Pudel maket, as annerswo faken (bisweilen) schüht. Mek worde nülik nok vertellt, dat to Isenhagen im Lüneborgschen, wo dat adelicke Jungfernkloster is, am ersten Wynachtsdage, da twei Preddigten holden weret, de Pastor up den Zeddel, wo he de Gesänge upschrift, des Namiddags settet: Die Collecte bleibt,

wie ſie dieſen Morgen geweſen iſt. Wat geſchüht? As de Preddiger vör den Altar tritt und ſinget: Ein Kind iſt uns geboren; Halleluja, ſo antwoordet de dumme Düvel: Die Collecte bleibt, wie ſie dieſen Morgen geweſen iſt, Halleluja! Wat mein jü? Wenn hier de Schaulmeeſter ſo en dummen Stryk makede, ek glöve, jü leipen stante pe na Hannover und verklagden den Paſtor met ſammt dem Schaulmeeſter vör dem Conſiſtorio.

Ja, ſo geht's, Undank iſt der Welt Lohn," fährt der wackere Pfarrherr fort. „Dat ſäe ook der Supperndent, as ek hier by jük infoirt worde (eingeführt wurde): Eſelsarbeit un Zyſekensfutter (Zeiſigsfutter) wöret jü my wol geven. Ek kann mek twarſt eben groot nich beſweren, dat jü my wat enttogen heft, averſt dat wetet jü doch ook wol, dat de Parre ſo indräglik nich is, as ſe utropen ward, inſonderheit, wenn man ein Häufchen lieber Kinder hat, wie ich habe. Veele Swyne maket den Drank dünne! Carſten Dackſteen hatte et twarſt god im Sinne, he hedde et my geern afdiſputeert, dat ek nich ſo veel Swyne in de Maſt ſchicken künne, as ek wulle. Averſt, wo (wie) ging et öhme? Was he nich in eener Stünne (Stunde) lebennig un dood? Wo he gefahren is, dat mag he weten; ek will öhne nich richten, averſt dat was doch markwürdig, dat ek eben moſte krank weſen, as he ſolde begraven werden, un öhme alſo keene Lykenrede kunne geholen weren, as ſünſt Wyſe un Gebruk is, tomal by ſo en Prinzipalburen, as he was. Da ging et öhme as dem König Jojakim: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Bruder! Ach, Schweſter: Man wird ihm nicht klagen: Ach, Herr! Ach, Edler! Er ſoll wie ein Eſel begraben werden."

Met uſem ſeligen Schaulmeeſter hadde he et noch ſlimmer vör. Et is van undenkliken Tyden Gebruk weſen, dat de Buren nich alleen dem Paſtor, ſündern ook dem Schaulmeeſter eene

gewiſſe Tal Eier un eene brave grote Woſt alle Jahr gevet. Da wulle düſſe Karſten Dackſteen behaupten, dem Schaulmeeſter dat to geven wörre keene Schuldigkeit, ſündern eene Gutheit, un he möſte alle Jahre etlike Weken (Wochen) vörher drüm anſpreken. He fraug my um Rath. Ek ſäe, he ſchölle dat nich daun, dat Conſiſtorium wolde öhme ſchon byſtahn. Wat geſchah? Carſten Dackſteen makede dat ganze Dörp rappelköpſch, un as de Schaulmeeſter ſyne Eier afholen wolde, da hadde 'r eene Ule ſätten (da hatte da eine Eule geſeſſen und ihm welche gelegt). He moſte glyk en Memorial an't Conſiſtorium overgeven, averſt de Buren ſtaken ſek achter den Amtmann, düſſe was my domals ook eben upſettig, dat de Sake up de lange Bank kam.

Ek vergete et myn Dage nich, et was uppen Sönndag Lätare des Abends, as ek myne leſte Pype Tobak ſmökede un mynen Stummel even weg legen un mit meiner lieben Hausehre zu Bette gehen wollte, da woord en Geſchricht im Huſe: De Schaulmeeſter un Karſten Dackſteen wullen einander im Kroge umbringen. Ek ſmeet glyk mynen Preeſterrock over, damet ſe mehr Reſpect vör my hedden, un ging ſo, as ek was, im Boſtdook (Bruſttuch) met der Mütze un up Tüffeln, (Pantoffeln) na dem Kroge, hedde averſt eenen davan ball unnerwegs im Drecke ſtecken laten, wyl et ſtark geregnet hadde.

As ek dahen kam, hedden ſe einander noch in Haaren un wören ſo vergrellt up einander, dat ſe mek gar nich gewahr woren, und hedden ſek ook de Ogen ſo dick ſlagen, dat ſe nich heruterſehen kunnen. Dat ging: ligge unnen, ligge boven. Ball behoolde de Schaulmeeſter, ball Karſten Dackſteen die Oeverhand. Ek ſach dat ſo en Wylken an, endlik ſäe ek: Pax vobiscum. Averſt ſe wußten vör Dullheit nich, dat ek et was, bet dat ek endlik ſäe: Schalom lecha. As de Schaul-

meeſter dat Hebräiſche hörede, kunne he ſek wol endlik denken, dat et keener anners as de Herr Paſtor ſyn künne, un leit glyks los. Ek wußte wol, wer de meiſte Schuld hedde, darum ſäe ek: Michel Wichmann, woröver hat de grove Oſſe met ju anfungen? Dat is ahne Twyfel över de Eier herkamen. — Ja, — Herr Gevadder, ſäe he (ek bin Vadder to ſynem öldeſten Söhne) Karſten Dackſteen ſeggt un flöket, ſe hebbt my de Eier affneden, un ſo wöre ek föhrwahr en elennen Kerel. — Dat ſchölt ſe wol blyben laten, ſäe ek, Michel Wichmann. Gaat na Hus un laat jue Fru jük dat Blood afwaſchen; averſt dek hahneboiknen Kunks will ek up den Sönndag de Preddigt leſen. He kreeg et ook, as jü alle wetet; hadde ek bether (bisher) den Stab Sanfte bruket, ſo brukede ek nu den Stab Wehe, un wyl't nich anners ſyn kunne, ſo beet ek in eene harde Nott (Nuß), ging hen to'm Amtmann un verdroog mek met öhme; da worden nich alleene dem Paſtoren, ſündern ook dem Schaulmeeſter ſyne Eier ſo faſte maket, dat ſe keener wedder antaſten weerd.

Unnerdeſſen will ek nich davör ſweren, dat düſſe Sake dem ſeligen Manne nich en Nagel to ſynem Sark weſen is. Denn wenn öhme ſo wat begegnede, ſo ſäe he nich veel, averſt he fratt et in ſek, un dat is veel ſchädliker, as wenn et eener herutbullert. kann, wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm nicht genug danken kann; denn ſonſt läge ich längſt auf dem Rücken bei der vielen Sorge, die ich meiner Gemeinde wegen habe.

Nun, ſo ſchlafe ſanft in Deinem Grabe, Du getreuer Hirte der Limmerſchen Lämmer! Ruhe aus von den vielen Beſchwerlichkeiten, die Du hier auf dieſer böſen Welt von Alten und Jungen ausgeſtanden haſt. Sollten auch gleich Andere ſo undankbar ſein und die Wohlthaten, die Du dieſer Gemeinde erwieſen haſt, nicht erkennen, ſo tröſte Dich damit, daß ich, Dein

Oberhirte, der es doch wohl am Besten verstehen muß, das Zeugniß ablege:

Michel Wichmann ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im ganzen Dorfe gewesen."

Das klingt fast ausnahmslos sehr drollig, es hat aber im Verein mit ähnlichen Predigten unzweifelhaft viel Gutes bewirkt und manches Schlimme verhütet, nicht trotz seiner Naivetät, sondern durch dieselbe. Eine andere Redeweise wäre eben von diesen kalenberger Bauern nicht verstanden worden.

Man vergleiche hiermit die Kirmeßpredigt des würdigen Johann Friedrich Spörer, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Pastor zu Rechenberg in Franken, also ein Zeitgenosse Sackmanns war. Ich theile sie mit Weglassung einiger wenig bedeutenden Stellen, nach dem Abdruck mit, den Scheibles „Kloster" enthält.

„Heute ist Kirchweih, da essen die Bauern den Hirschebrei. Wie kommt's, daß unsre Kirche heut so voller Leut ist? Ho, Kürbi ist im Dorfe! sagen die Lautenbacher, Teufelsstätter, Wildensteiner und Matzenbacher, die Bursche vom galiläischen Gebirge werden wieder haufenweise kommen, daß man nit Ruhe hat, seine Suppen aus'm Höllhafen angerichtet zu essen.

Das gottlose Volk meint, Kürbi sei um Fressens und Saufens willen.

Haspel Narr, Du hast Kürbi im Haus, Kirchweih ist, und heut sind's hundert Jahr, daß unsre Kirche von denen Herrn von Berlichingen erbauet und eingeweihet worden, nit uf päpstliche Weis mit Chrisam und Bisam, mit Weihwasser, Gaukelei, Griblis, Grablis, wie in der Dockelis-Religion gebräuchlich, sondern mit Gebet, Gottes Wort, Loben, Rühmen und Danken." — „Herr Heinrich Steinhäuser von Neidenfels auf Rechenberg ist der Stifter. Der Herr hat Geld gehabt,

ganze Ranzen voll. Herrje! Kaſpar, Balthas, Melcher, Nickel, Jörg, wenn Du ſo viel Geld hätteſt, wer wollt mit Dir hauſen. Du gumpſt, wenn Du nur ein paar Gulden haſt, gehſt auf's Eis wie eine Gais, brichſt ein Bein. O wie gut iſt's, daß der Gais Schwanz nit lang gewachſen, ſie ſchlüg ſich ſonſt damit die Augen aus! Merk's, Dich meine ich. Nun was Raths? Kürbi iſt vor der Thüre, Alter, tritt herfür, predige dieſem Volke, allerlei Volke, Ochsfreßländer, aus der Lumperdei, Schleffelländer, meiſt Samariter und Galiläer, was Du kannſt. Denke, was dort Nehemia 8, 10. ſtehet: Gehet hin und eſſet das Fette und trinket das Süße und ſendet denen auch ein Theil, die nichts für ſich bereitet haben. Denn dieſer Tag iſt heilig unſerm Herrn. — O Herrje! wie oft hat ſich vor vierzig Jahren der Antichriſt bemühet, dieſes Kirchlein unter ſeine Klauen und Ablaßkrämerei zu bringen oder gar umzuſtürzen. Aber Gott Lob! wir ſtehen noch bis auf dieſen Tag und hoffen noch länger wider ſeinen Willen aufrecht zu ſtehen. Drum erhebe Dein Herz, ſing mit geſchmierter Gurgel: Nun danket alle Gott; alsdann bete mit mir herzeifrigſt ein andächtiges Vaterunſer.

Unſer heutiges ſonntägliches Evangelium, oder, wie Du, Bauer, ſagſt, Ewillig, iſt genommen aus dem Evangeliſten Lucas 7, 11—17: Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging u. ſ. w.

Es haben die alten Aegypter eine löbliche Gewohnheit gehabt, daß ſie bei ihren Mahlzeiten und Gaſtereien neben Anderm auch einen Todtenkopf aufgeſetzet, um ſich bei dergleichen Fröhlichkeiten auch der Sterblichkeit zu erinnern. Wir haben heute Kirchweihe, da nach alter Gewohnheit Eltern ihre Kinder und gute Freunde zu beſuchen pflegen. Iſt nit zu verwerfen, und haben die Alten dieſes deswegen gethan, daß ſie miteinander fröhlich wären über all dem Guten, ſo Gott der Herr

durch sein heilig Wort und Evangelium uns erzeuget. Aber die Meisten erkennen solche Wohlthat schlecht und lassen es so gut sein, wenn sie nur ihren Hierschebrei in Ruhe verzehren können. Ich in meiner Klause und Karthause kann beten, daß es zittert.

Da sollt ihr hören, was für schöne Namen ich dem Menschen zu Rom und seinem geschornen Haufen gebe, deren Dichten, Singen und Trachten nichts Anderes als uns des Evangelii zu berauben und seinen Gott Mausim wieder einzuführen, (Dan. 12), die finstre Laterne uffzustecken und uns Mäusdreck vor Zucker zu verkaufen. Dieses erkennen die Wenigsten. Gleichwie aber alle löbliche Gewohnheiten nach und nach verdorben, also ist's auch mit den Kirchweihen ergangen, absonderlich in dem Ländle dort drinnen und auch anderswo; wenn die Kürbi kommt, der sogenannte Gottesdienst früh, Vormittag zu Ende und das gottlose Völklein den Löffel kaum von ihrem Maul hinweggelegt, so kommt der Stadtvogt und Ueberreuter mit etlichen Bärenhäutern und ein paar Brates-Geigern auf den Platz vor's Wirthshaus. Dann kommen die Bauerbursch, und führet jeder ein Gretli, Zobeli und Bengele an der Hand, die tanzen, springen, schreien wie die Hengste, saufen wie die Schweine, fressen wie die Säu, und dieses währet uf'm Toll- und Tanzhaus bei vierundzwanzig Stunden und wohl länger. Nachts schläft das saubere Völklein zusammen, mag nicht sagen, wie es zugehet, und also danken sie dem lieben Gott für die Erhaltung seines heiligen Wortes. O Du toll und thörichtes Volk! Dankst Du also Deinem Gott. Hier ging es beim Herrn Hauptmann auch also zu, bis der Franz Hos, wie Du Bauer sprichst, kommen und der Geigers Kapperle den Kehraus gefiedelt, da ist der Korporal und Wagenmeister kommen, hat den Bauern die weiß und rothen Wollenhemder ausgestäubt, da

tanzt Kaſper, Balthas, Nickel, Melcher, Jörg, der häſelne Stock kann Dir den Leirers Bläſle fiedeln. Nun iſt zwar, Gott Lob! Fried', aber wie lange? Ich ſehe ſchon wieder ſich ſchwarze Wetterwolken zuſammenziehen. Wart! wenn Du nit fromm ſein wirſt, der Tambour ſteht ſchon wieder fertig. Horch, hüt Di, Bauer, i komm, nimm die Hühner und Gäns, gieb Dir nix drum. Schlag Di brav rum, wirſt Du nicht frumm. Die Pferde in der Offenbarung Johannis guken ſchon im Marſtall geſattelt heraus, der Schimmel, Falb, Rapp u. ſ. w. O Herrje! ſchick Di, es iſt hohe Zeit. In etlichen Jahren hero iſt es zwar in unſerm Rechenberg ſtill geweſen, aber die Tanzfüchſle laufen in der Nachbarſchaft. Wart! laß mich's erfahren, komm mir uff meinen Miſt, ich will Dich ſchon kuranzen. Iß und trink mit Deinen Leuten, was Du haſt, denk an den Todtenkopf; der Streckebein, der Raffelzahn, der ſchreckliche Mann, ich meine den Tod, ſteht vor der Thür. Sei fröhlich, doch in Gottesfurcht. Laß Andere gumpen, kehr Dich nicht an andere böſe Leut und folge nicht der Menge zum Böſen. Laß Dich auslachen, Du wirſt endlich ſolche epicuriſche Kürbeſäu auch auslachen können. Das iſt ſchrecklich, wenn ich an ſolche Leute denke. Mein Herz möchte zerſpringen und die Augen Blut weinen. Solche Oerter, die ihre hori, thori, bori haben, id est Consistoria, große gelehrte Männer, Generalſuperintendenten, Decanus und dergleichen. Sollten ſolche Hofprediger denen Fürſten und Herren nit in's Gewiſſen reden und ſolche Gräuel vorſtellen, aber leider! niemand eifert um die Ehre Gottes, um ſolche ſchreckliche Entheiligung des Sabbaths, um ſolch epicuriſch cyklopiſches Weſen. Die meiſten Hofprediger ſind Gnadenſchnapper, ſtumme Hunde, gelbe Suppen-Freſſer, die Eichen in Baſan, blinde Gäul zu Gaza, Bileams Kinder, ſind ſelbſten nicht viel beſſer; doch nit alle. Boho! ich kenne noch etliche,

aber wenig. Will Einer wie Micha die Wahrheit sagen, sind Andere da, gleich ist man uff denen saubern Canzeleien mit dem Abschied fertig. O da seind die Herrn Rechtsverkehrte geschwind her, plaudern dem theuern Landesfürsten und Herrn etwas vor, es trage Umgeld und Strafen ein, wenn die Bauern einander wie die Karrengäul schlagen und was des Dings mehr ist. Aber wart! Der Teufel wird sein Kerbholz aufweisen, Du Präsident, Rath, Vogt, Du Perücken- und Säuschwanz, die Zech wird Dir gerechnet werden.

Wir halten uns aber wieder zu lange auf, daß wir dem Text und Ewillig sein Recht nicht thun können. Alte, dort drunten, maunz nit. Der Hierschebrei brennt an! Narr! Dein altes Kuhfleisch ist gar zäh, braucht langen Siedens; zu Lauenweiler haben's eine alte Kuh geschlachtet, kommt's Pfund auf sechs Pfennige. Die Kerls werden zerren! Warum habt ihr eure Zähne nit vorher auf die Schleifmühle geschickt? No so seid's. Wir binden ein Denk- oder Vergeßreimlein über die Predigt an, so also dießmal heißt:

Zum Todtenkopf und Kürbenbraten
Der Jüngling zu Nain uns will einladen.
Bedenk bei Deinem Hierschebrei,
Daß auch Dein End nicht fern mehr sei.

Traurig, betrübt, fatal und sehr gefährlich sah es aus, meine lieben Zuhörer, als Anno 1617 dieses Kirchlein und Gotteshaus zu bauen angefangen worden, wovon Vieles zu sagen wäre, wenn Du, Bauer, Geduld dazu hättest und nit an Deinen Hierschebrei und gefüllten Darm dächtest. Du mußt doch ein klein Bissel warten, Du hörst's nicht alle Tag, was ich Dir heut sagen werde. Die fremden Gäste, so nit in diesen Schafstall gehören, seind auch nicht vor die Langeweil in die

Kirch hiero kommen, ſie wollen was Neues hören. Potz Tauſend! Dort hinten ſteht Einer, ſperrt das Maul auf, man könnt' ihm ein Dreibatzen-Laiblein hineinwerfen. Der Kerl hat ein pommerſch Schluckerle Branntewein in ſeinen verdorbenen Magen geſchluckt, jetzt ſchnappen ſeine Kaldaunen nach vier Pfund Schweinefleiſch oder Säumagen. No, no! Wart! wird werden. Mach's Maul zu, daß Du nicht erworgſt. Höre, was ich ſage. Der Anfang dieſes Kirchbaues war betrübt und ſehr gefährlich. Man ſagt Rechenberg ſei damalen einer Einöde gleich geweſen. Der alte Vogt Gotthard, deſſen Epitaphium Du dort drunten und ihn, ſein Weib und Tochter ſehen kannſt, der iſt vierundvierzig Jahre hier Vogt geweſen, gebürtig von Adelmannsfelden, dieſer hat Alles haar und klein uffgeſchrieben. Lies, wenn Du etwas kannſt. Ja, nichts! Dein Schädel iſt leer. Dieſer Vogt war ſonſt kein unfeiner Mann, aber ſaufen hat er können. Wenn er lange genug bei ſeinen Bauern beim Weine geſeſſen, hat er ſtänderlings noch ſechs Maaß geſoffen, da haben ihn zwei hinauf ins Schloß geführet und drei haben hinten nachgeſchoben: dieſer Hol mi grum, Schla mi grum, Flieh mi grum hat viel an Rechenberg gethan und hat, was wir von alten Sachen wiſſen, aufgeſchrieben.

Als ich vor etlich vierzig Jahren das erſte Mal hiero kommen, ſahe dieſes Kirchlein einer calviniſchen Ziegelhütten gleich, Kanzel, Altar, Alles mußte ich ändern laſſen, hab die Orgel hereingeſchafft, ſelber geſchlagen, bin Pfarrer, Vogt, Hammermeiſter, Schulmeiſter, Uhrrichter, Meßner, Todtengräber, nur kein Hundsſchläger geweſen. Schulmeiſter ſind hier geweſen Schneider, Gaisböcke, Leinweber, Schuhpletzer, Schreinarren, Kubler und des elenden Zeugs und Packs wie dort im Ländli noch dergleichen Burſch anzutreffen. Der Anfang iſt alſo betrübt, elend, miſerabel und erbärmlich.

Nain heißt im Deutschen so viel als Schönstadt, lag im schönen Thale recht lustig in Galiläa. Aber Holla, nit dort droben, wo unsere Bettelsackträger herkommen! Beileib nit! Es lag an der mitternächtigen Seite des Berges Hermon. Aber was weißt Du von heiliger Schrift, dem gelobten Lande Canaan und dergleichen. Das sind lauter böhmische Dörfer in Deinem Ochsenschädel. Ja, das Buch der vier Könige kennst, der Schellenoberbua und die Eichelsau, Dein Patron, gefällt Dir besser als der Psalter.

In Deiner Jugend hast Du den Katechismus bis zum dritten Gebote gelernt. Jetzt ist Alles verhaarwaricht worden, jetzt lernst Du den Katechismus. Wart! Der Tambour wird Dich Moses lernen. Na, Mores, nicht Moses. Moses ist gestorben, seine Bücher liest Du nicht; jo im Sternbuch bist Du studirt. Mich wundert, daß die Kerle keine Hörner haben. Ho, haben doch die Esel auch keine Hörner, und also bist Du ihnen gleich, Du hast auch keine Hörner. Es geht Dir wie jenem spanischen Edelmo, der ist einen halben Tag gefahren und hat sich verwundert, daß die Welt so groß, hat wieder umgewendet förchtend, er möchte über die Welt hinauskommen, weil er von einer neuen Welt hören sagen. Ich bin ohne Ruhmmeldung gereist von Straßburg uff Hamburg, aus Meißen in Preußen, aus Sachsen an die Ostsee, Danzig, Copenhagen, Pommern, Kassuben, wo man das Brot in den Kamin hängt, ganz Schwaben und Franken; Du bist weiter nit als nach Dinkelsbühl auf den Säumarkt gekommen. Zu Dinkelsbühl kann man unterm Thor eine Kuh mit dem Schwanz aus'm Schwabenland in's Frankenland schlenkern. Zu Kreylsheim uff'm Martinsmarkt bist o gewest.

Wir gehen zu weit vom Text ab. Holla! Nain hat uns abwegs geführt. No, Nain mag noch so schön und anmuthig

gewesen sein, so heißt es doch: Siehe, da trug man einen Todten heraus. O, der Raffelzahn, der schreckliche Mann, der Klappermann, der Herr von Schrecken und Schreckenberg logirt überall ein! O, wie der dürre Kerl über die Mauer hereingekommen? O Habernarr, wie kommt er in Deine Kaldaunen? — Du trägst den Tod bei Dir. Ei! behüt mi Gott, sagst Du, beweis mir's. Wenn Du mit Deinen großen Wein- und Branntweinzügen eine Krankheit an Hals saufst, so hast Du den Tod schon in Dir. Gieb dem Tod die Schuld nit, nur Dir selber. O, es ist ein Elend mit den Leuten, absonderlich mit dem Landvolk! Zwar sind die Bürger, ja wohl die Großköpfigen, die Perückenteufel, die Gaisschwänze nit viel besser. So lange sie gesund sind, da fragt man wenig nach Gott, Tod, Pfarrer und dergleichen. Sie sind gleich dem reichen Schlampampes-Bruder Lucas 16. Dieser Saufwanst begehrte vom Vater Abraham einen Gokelmo, einen Gaisfuß aus der Höllen, einen Rumpel- und Poltergeist, seine Brüder zu bekehren. Ich will nit hoffen, daß unter euch einer ein solcher Haspel- und Habernarr sein werde, einen solchen Gokelmo zu begehren. Du, Bauer, trägst Deinen Gokelmo in Dir selber. Wenn Dein schlafendes Gewissen einmal aufwacht, das wird Dir angst und bang genug machen. Du wirst auf Deinen Saufedern nicht schlafen können, Du wirst aufpfurren, knurren und murren und nit anders meinen, als der Gokelmo sei schon vorhanden, der Gaisfuß stehe an der Bettladen und rüttle an der Stollen. Da wirst Du unter die Decke schnurren, zittern und beben und vor etlichen Stunden nicht so keck sein, herfürzuguken. Siehe, das macht ein böses Gewissen! Der Teufel wird Dein Sündenregister mit großen Fracturbuchstaben vorzeigen, die er jetzo ganz klein machet.

Buße! Buße ist das Einzige, so solchen Jammer und Herzeleid abwenden kann. Das Wörtlein Buße hat nur vier

Buchstaben. Das B nimm und bete täglich herzlich zu Gott. Gehe in Deinen Heubaren, nimm ein Bündlein Heu oder Ohmet oder was Du hast, unter Deine Knie und bete, daß es zittert. Verlaß Dich nicht auf Dein Beichten, Abendmahlgehen, auf Deinen schmutzigen Habermann. Ich will Dir's noch jetzt gesagt haben; denn ich muß auch bald dran. Es wird auch bald heißen: Alter, troll Dich! Die Stunde ist vorhanden, Dein Grab ist schon fertig. Mein Sarg steht immer vor der Bettstatt, Du hast ihn ja gesehen. Nach mir möchtest Du wieder einen jungen Perückenkerl zum Pfarrer bekommen, der weniger nutz als Du. Aber weiter: der andere Buchstabe des Wörtleins Buße ist U. Du mußt umkehren, Dich verändern. Der dritte Buchstabe ist ein S. Wenn Du die zwei ersten recht brauchst, wird der dritte ganz süß werden. Die Seligkeit meine ich. Wie lange? Ewig. Der letzte Buchstabe ist das E. Ich habe etwas lange mit dem Tode verweilt; sei nit unwillig, es verlohnt's der Müh. Ehe wir aber fortgehen, will ich Dir noch ein gutes Bißlein geben. Worg's mit Deinem Hierschebrei hinunter, wird Dir nichts schaden, hat erst neun geschlagen (war aber bald zehn Uhr), noch Zeit genug.

Ich habe gesagt, Du möchtest nach meinem Tode einen jungen Studenten mit einem leeren Magister-Ränzle kriegen. Wanns Ränzle voll ist, geht er wieder fort, läßt Di sitzen. Solche Salbader, Wollenhemder-Prediger, Gern-Apostel haben keine Experienz wie ich; da heißt's nur: Bring, bring, spring! Hol Bratwürstle, Gakelei, Flachsreißlein, und was dergleichen Bursch mit ihren Weiblein betteln. Holla, Weib, mach die Thür zu, der Herr Pfarrherrle mit seiner Frau Lothin kommt! Engele, Bengele, geh in die Wanzen- und Rußhütten, siehe, was die Bauernweiber spendiren. Bist Du krank, so kommt der Herrli nit, bis Du ihn holen läßt und ihm sein Kutten-

recht giebſt; kommt er und iſt ſchon uff'm Weg, ſchreit die Frau Lothin ihm nach: Engele, nimm Dein Balſambüchſele mit, gehe nit ſo nahe zum Kranken hin, daß Dich der Drochtel nicht angeht. Kommt der ſaubre Herrle bis für die Stubenthür, ſchickt er den Schulmeiſter vor in die Stube wie die Jäger den Spürhund, dieſer muß ſchmecken oder riechen; denn ihr Schwaben habt nur vier Sinne, Riechen und Schmecken iſt bei euch Ein Ding, wie es in der Stuben ſtehet. Man muß Rauch machen, der Herrle kommt; der Schulmeiſter hat eine längere Naſe als der Pfarrherrle. Geht der Herrle in die Stuben, ſo langt er mit der rechten Hand und ſpaniſchem Rohr zum Umhang am Bett, mit der linken hat er ſein Balſambüchslein vor der Naſen und das Schnupftuch. Da fragt er: Wie ſteht's, Kranker, wollt Ihr bald ſterben, daß ich meinen Thaler bekomme? Wollt Ihr das heilige Abendmahl? Da muß der Schulmeiſter das Schächtele uff den Tiſch ſtellen und den Feuerhammer, betet und plappert ſo etliche Sprüche dem Kranken vor ohne Application, ohne Andacht, nach dem alten Schlendrian, und eilt wieder davon, als wenn ihn die Weſpen geſtochen. Stirbſt Du, iſt's gut, thut er Dir eine Leichen- oder leichte Predigt, auch wohl Lügenpredigt, aus einer alten Poſtillen, darauf er reitet, da heißt er Dich einen ſeligen Mitbruder oder Mitſchweſter. Ei, wo kommt denn die Freundſchaft ſo ſchnell her? Vom Thaler, den man ihm nach der Leich vor ſein Kuttenrecht geben muß. Iſt alſo nur ein Geldbruder. Probire es, wenn Du noch geſund biſt, heiß den Herrn Herrle einen Mitbruder; wie geſchwind wird er ſein Angeſicht in Falten legen, als wenn die Stirn mit einem Pfirſichſtein gebügelt wäre. Ja ſein ſchöner B— Engel, die Frau Lothin, wird Dir gar die Thüre weiſen und die Stiegen hinunter werfen. Nur der Thaler macht die Brüderſchaft. Ich wollte Dir Wunder über Wunder erzählen; aber ich muß

eilen. Komm über acht Tage, da das Evangelium oder Dein Ewillig vom Wasser- oder Trummelsüchtigen ist, da will ich Dir ein Mehres sagen, Dein Hierschebrei brennt sonst an, und Deine Babel brummt sodann wie ein Zindelbär. Doch hast Du von angebranntem Brei noch diesen Vortheil, daß Dich kein Fuchs beißt, wenn Du in den Wald gehest.

Weiter im Texte: der ein einiger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Wittwe. Warum wird von seinem Vater nichts gedacht? magst Du denken. Hat er etwa keinen gehabt? O, halt's Maul, hörst Du nit, daß seine Mutter eine Wittwe? Hab' ich doch niemals eine Wittwe gesehen, die einen Mann noch hat oder niemalen keinen gehabt habe. Bleib mit Deiner Weisheit daheim, der Esel giebt Dir Ohrfeigen. Frag vielmehr, was dieser Jüngling für ein Mensch gewesen; bös oder fromm, gehorsam oder ungezogen, wie Dein Bua, der allen Kürben Märkten, Tänzen und Mägdlein nachläuft, der nachts zu den Kühepriestern in die Kammerläden hineinsteigt, der Dir Dein Korn hinterm Hause zum Laden in den Säcken hinauswirft und den Branntweinbrennern giebt, der unter der fünften Bitte des Vaterunsers den Wirth mit der Kreide versteht, der als eine Sau gern beim goldnen Lamm einkehrt, der einen Greifen im Schilde führt und das Fünffingerkraut gelernt, der sich beim schwarzen Adler saupoll sauft und täglich den Stadtwogt, Ueberreuter, Packan und Grünbüttel mit seinem Plotzer und Flederwisch förchtet. Holla, der wilde Säueherrgott kommt, packt Di, beim Büttel steht ein Schwarzer mit der weiten Kutten, will Dich mit Deinem Kühepriester poculiren; ja, poculiren ist schon vorbei, copuliren will er.

Das Raubele, Stachele, Traubele, Större, der Betochs ist fort; der Juden-Moschi kommt, will das Bett holen, muß fünfzig Florin Strafe geben. Holla, nur zehn Florin Strafe,

vierzig Florin ſind die Unkoſten; ja, ſaubere Burſch ſeid ihr, wer wird um ſolche Jünglinge, wann ſie ſterben, weinen. Dieſer Jüngling war außer Zweifel ein gehorſamer Sohn. O! wenn ich da zugegen geweſt wär, ich wollte ſie getröſtet haben, ich hätte mit meinem Schnupftuch ihr die Thränen abgewiſcht, da andere Pfarrherrle eine Viertelſtunde davon ſtehen. Noch eins fällt mir ein. Warum laſſen ſich die jungen Pfarrherrle jetzo theils Magiſter und nicht Pfarrer nennen? Was iſt Magiſter? Ein Narr iſt er. Ein Magiſter, Bauer, iſt ſo viel als einer, der noch einmal ſo viel ſaufen kann als ein Andrer. Zu Jena und Wittenberg macht man die Magiſter vor'm Thor beim Schlagbaum. Wenn die ſaubern Herrn Studio-Säu uff einem Klepper daher galoppiren, ſo fragt man: woher Herr Magiſter? Narr iſt er? Aus Schwaben, Franken, da ſind's ſchon Magiſter, aber keine Pfarrherrn. Wart noch e Biſſel.

Nun weiter im Texte: Und viel Volks ging mit ihr. Wäre Nain ein Ort wie Rechenberg geweſen, hätteſt Du ſie nit zählen dörfen. Iſt eine Leiche bei uns, ſo zählet man drei oder vier, den Pfarrer, Schulmeiſter und Todtengräber und den Kreuzträger. Ei wie eine feine Brodceſſion! ſagſt Du Bauer. Ja wohl Brodceſſion! Es heißt hier auch wie jener Schulmeiſter zu ſeinen drei Buben geſagt: Schelmen, paart euch. Der eine ſagte: Herr Schulmeiſter, ich will mit euch gehen. Wir haben hier wenig Leichen und auch wenig Leichenbegleiter; Gott Lob! daß ich und mein Schulmeiſter noch gute Gurgeln haben. Wir fragen nichts darnach; der Metzerbernt als Todtengräber ſtimmt auch mit, endlich ein paar Mädle und Weiberle, die muſiciren der Zeit ungleich beſſer und beſſer als dort im Ländle, oder im Hälliſchen. Da ſingen die Kerls, daß einem die Zähne ein halbes Jahr davon wehethun, wie ich ſelbſt vielmalen gehöret.

Dennoch ſagte ein Bauer zu mir: Mein Schulmeiſter ſingt

nach den Knoten. Ja, verſetzte ich, er ſchreit wie der Bucephalus, Königs Alexandri Pferd, und wie ein Ochs, den man ſchlagen will, ſperrt das Maul auf, wie des Jonä Walfiſch; ganz Holl- und Brabant kann man in ſeiner Gurgel ſehen. Er dreht ſein Maul ſo geſchwind von einem Ohr zum andern, wie der Hahn uff'm Kirchthurm.

Weiter! Und der Todte richtete ſich auf und fing an zu reden. Jetzt möchteſt Du, Bauer, gerne wiſſen, was er geredet. Mein! was hat er wohl geſprochen? Holla, es iſt mir und Dir nit auf die Naſe gebunden. Halt's Maul, weil die Schrift ſchweigt. Wunderlich kam mir's vor, als ich in Hamburg einen Todten ſah zu Grabe tragen. Die Träger hatten gelbe Röcke mit ſchwarzen Schnüren, deren Träger wohl zehn neben dem Sarg theils hergingen; die ſo trugen, tanzten gleichſam als wie Gaillard-Sprüng. Dieß weißt Du nicht, was es iſt. Sie ſprungen ſo artlich und trafen mit einander überein, daß nit ein Haar fehlete. Nun, wann Du heut zum Tanz hinausläufſt und mit Deiner Gret, dem Kühepriester, gumpſt, ſo denke: alſo wird der Tod hupfen, wenn er Dich zum Grabe ſchicket. O daß der Herr von Brandenſtein, der ſchwarze Feind, nicht in ſeine Fauſt lache und als ein Straßenräuber Deine Seele weghaſche. O Herrje! Du kommſt in ein erſchreckliches Quartier. Nu, ich ſag Dir's heut noch einmal in der Kürbi: denk an den Kehraus; denk an das Reimlein vom Todtenkopf und Kürbenbraten.

So habt ihr denn genug gehört, die Zeit iſt euch lang geworden, mir nit. Ihr ſehnt euch nach der Kürbi, ich nit. Babel, dort drunten, wie ſteht's mit Deiner Kürbi? Was kochſt? Ho, eine Suppe aus dem Höllhafen, die Lumpen hangen zum Laden hinaus, das beſte Vieh im Pfarrhaus iſt die Katz, die Trappen fliegen und ſchreien über's Haus, knapp! knapp! knapp! Geht ſchmal her, der Schmalhans iſt Küchenmeiſter.

Gelt, Babel, dort hinten, bei Dir ist's noch ärger, Schua versoffa, barfuß geloffa; Deinen Flachs hast um Branntwein verhandelt, jetzo hast Du kein Hemd anzuthun. O Du versoffne Gret! Wart, wart! Wie wirst Du eine schöne Himmelfahrt bekommen! Hinter der Hecken mußt sterben. Die Krappen werden Dir die Seelmeß lesen, in Brand bist Du gepfarrt, wo die jungen Gras- und Brandgeister logiren. O bekehre Dich! Es ist hohe Zeit, der Tod wartet schon uff Dich; ja, er wird etwas Rechtes an Dir erhaschen und Dir Branntwein in Deine versoffne Gurgel von Schwefel und Pech bereitet einschütten. O, es ist Alles vergebens! Du Geizhals, schrei, ehe der Tod kommt, wie jener Müller im Hennebergischen: Appel, trag die Thaler herein, daß ich krappel. Krappel Di Du und der Deichsel! Wart, die Dukätlein werden Dich brennen, und also gehts allen unbußfertigen Sündern. Ich aber und noch Einige wollen das Brot bald im Reiche Gottes essen."

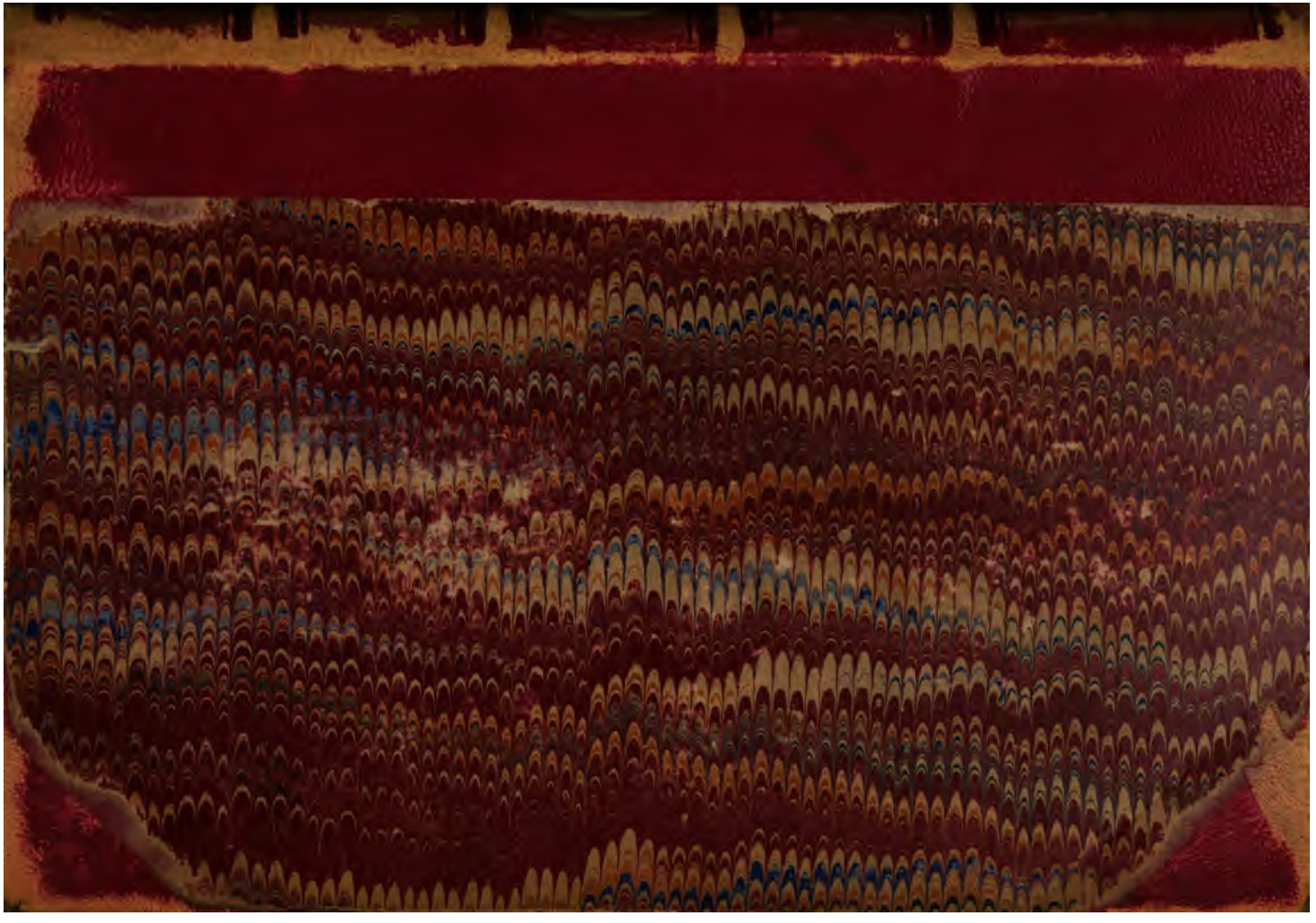
„Vor wenig Wochen ging ich frische Luft zu schöpfen, um's Feld spazieren, da begegnete mir ein ehrbarer katholischer Bauer, mit welchem ich das Eine und das Andere redete. Als ich noch weiter mit ihm sprechen und fragen wollte, was er gutes Neues wisse, sagte er: Herr, ich habe das curre cito, kann nicht länger mit Ihm reden. Ich fragte, wie er zu diesem Lateinischen kommen, und was es deutsch bedeute. Er sagte: Vor vierzehn Tagen hat mein Herr Pfarrer eine ganz kurze Predigt gethan, kaum eine Viertelstunde lang, und da er aus der Kirchen ging, fragte ihn der Schultes: warum so schnell, Herrle? Dieser antwortete: Ich habe das curre cito, kann dermalen nicht länger harren. Der Schulze verdeutschte es mir so, Herr Pfarrer, besser, als ich verstehen mochte, und ging seinen Weg.

Nun schlägt's halb elf, jetzt ist's aus. Nun hast Du das curre cito, curre cito nach Haus, zum Schmaus. Friß und sauf

nit Alles allein aus, theil den Armen aus, ſie ſeien, wo ſie wollen. Curre cito, Du Bauernknecht, Du, laß die Botz! Du Greti von Memmingen, lauf zum Tanz, der Pfeifers Jörgli iſt ſchon auf'm Platz; curre cito zum Todtenkopf, denk, was ich Dir geſagt. Curre cito zum Gebet, zur Buß, wenn's Abend iſt. Curre cito nach Haus, ſteig nit in die Kammer zum Kühepriester, ſonſt, wenn der Packan und ſeine Collegen kommen, ſo wird dieß curre cito zu ſpät werden. Hiermit haſt Du Deine Letzte, wie die Bauernkinder in der Schul ſagen. Wer weiß, ob ich noch eine Kürbenpredigt mehr thun werde. Amen! Singt das Te Deum laudamus. Du, Bauer, ſchlag auf, thu Deine feiertägliche Gurgel auf, kannſt ſie heut wieder ſchmieren. Amen! Amen! Das hörſt Du gern."

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Das Narrenzeitalter der Deutschen 1
Der Humor als Namengeber und Verläumder 12
Die deutschen Narrenstädte im Allgemeinen 31
Narrenorte und Necknamen in Norddeutschland 41
Süddeutsche Lalenbürger und Spitznamen 66
Schildbürger und Spitznamen außerhalb Deutschlands 86
Komische Inschriften an Häusern, Geräthen und Gräbern 97
Dinge, Zustände und Thätigkeiten des Lebens in der Sprache des Volkshumors 111
Komische Redensarten und Sprichwörter, Appositionen und Priameln . 133
Aus dem Räthselschatze des Volkshumors 149
Lügenlieder und Lügengeschichten 178
Die Dummheit in Märchen. — Geprellte, Geneckte und Geäffte. — Komische Legenden 193
Der dumme Teufel 234
Humor in Rechts- und Handwerksbräuchen 271
Der Humor auf der Kanzel 305

Druck von Carl Marquart in Leipzig.